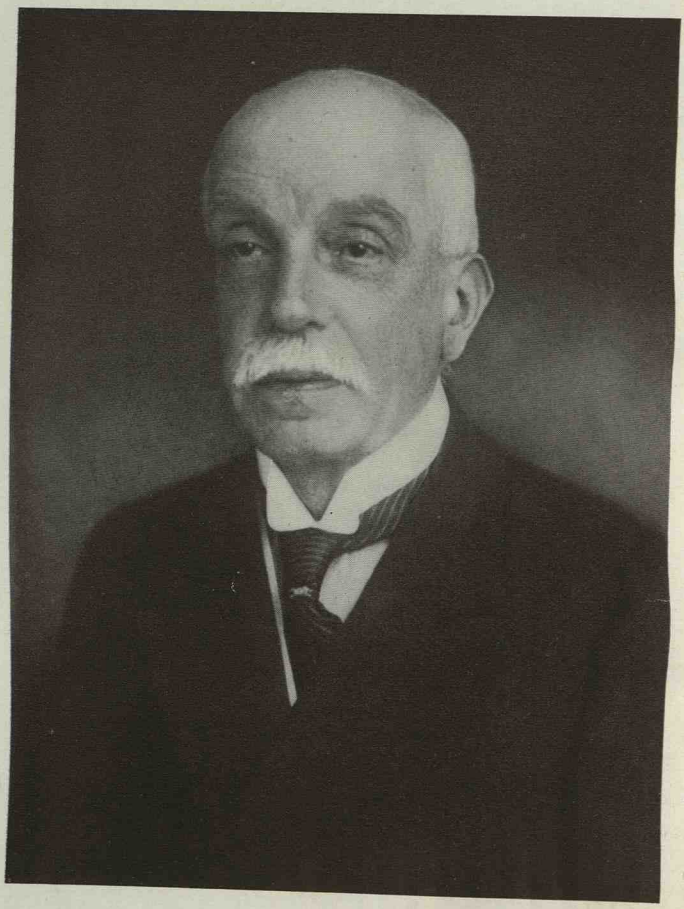
Dreibund- und Entente-Politik in der Alten und Neuen Welt



Der Autor

Inv. A.23.652
245754

Constantin Dumba

Dreibund- und Entente-Politik in der Alten und Neuen Welt

55585



Mit 20 Abbildungen

Amalthea-Verlag
Zürich · Leipzig · Wien

Biblioteca Centrală Universitară
1953
56236
55585
RC 126/02
1956
B.C.U. Bucuresti
C55585

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Austria
Copyright 1931 by Amalthea - Verlag, Wien
Druck: „Elbemühl", Wien, IX

Einleitung

Eintritt in den auswärtigen Dienst

Die Wahl des diplomatischen Berufes verdanke ich dem Anscheine nach einem Zufall. Ich besuchte mit Verwandten und Freunden die Pariser Ausstellung des Jahres 1878. Durch eine Ankündigung in der „Revue des Deux Mondes" wurde ich auf die vor kurzem gegründete freie Schule „l'École des Sciences Politiques et Morales" aufmerksam. Unter den Vortragenden gab es bekannte Gelehrte, wie Albert Sorel, Paul Leroy Beaulieu, Funk-Brentano. Ich besuchte eine Vorlesung und beschloß sofort, im nächstfolgenden Winter die Kurse der diplomatischen Sektion dieser Schule zu hören. Ich führte dies nach in Wien erworbenem Doktorgrad aus und blieb in Paris von Dezember 1878 bis Juni 1879. Dann ging ich mit einigen Landsleuten nach London, wo die Saison eben ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das bewegte Bild, welches der Hydepark damals sowohl vormittags als auch des Abends von 6 bis 8 Uhr bot, machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck. Hunderte edler Blutpferde, von eleganten Reitern und Reiterinnen geritten, belebten den „Rotten Row", während auf dem Fußwege, zwischen der Reitbahn und der Serpentine, die bildschönen Frauen in malerischen Kostümen, umschwärmt von tadellos angezogenen Herren, spazierengingen. Hansom Cabs waren im Hydepark strenge verboten; die Equipagen durch edles Pferdematerial und strenge Korrektheit der Livreen einzig. Der schöne, malerische Rahmen, die geschmackvoll gepflegten Blumenbeete und im Hintergrunde die prachtvollen Baumgruppen des Kensington-Parks, deren Umrisse durch den eigentümlichen, leichten Schleier der englischen Atmosphäre

abgetönt wurden, boten ein Bild von seltenem Reize, das sich mir für immer einprägte. Blitzartig stieg in mir der Gedanke auf, es lohne sich doch sicher, einige Jahre in diesem Milieu zuzubringen und dabei durch diplomatische Stellung Einblick in das politische Getriebe im Zentrum des britischen Weltreiches zu gewinnen. Mein Entschluß war von diesem Augenblick an gefaßt, den Versuch zu machen, den Londoner Posten zu erhalten. Ich war aber damals noch so sehr eingefleischter Wiener, daß ich durchaus nicht daran dachte, in der diplomatischen Laufbahn zu bleiben. Mich reizte nur die Aussicht eines längeren Aufenthaltes in London, den ich später allenfalls gegen den Pariser Posten gerne umtauschen würde. Auch hier war mir nun der reine Zufall günstig. Ich hatte im Dezember 1880 die Diplomatenprüfung abgelegt, bat aber, bis zur Abwicklung der Verlassenschaft meines Vaters noch im Ministerium bleiben zu können. Man nannte mich den Attaché in partibus. Im Februar 1881 ersuchte nun unser Botschafter in London, Graf Károlyi, dringend um die sofortige Zuteilung eines Attachés, der innerhalb einer Woche einzutreffen hätte. Die freie Stelle wurde mir angeboten. So waren meine kühnsten Träume erfüllt, nur der Abschied von Wien, an dem ich mit allen Wurzeln hing, kam etwas gar zu plötzlich und wurde mir nicht ganz leicht. Ich war nach London zwar nur p r o v i s o r i s c h entsendet worden, blieb aber dort volle fünfeinhalb Jahre, denn nichts dauerte bei uns länger als die Provisorien.

I. Kapitel

London, Februar 1881 bis Juli 1886, als Attaché und zweiter Sekretär

Über meinen Londoner Aufenthalt kann ich mich kurz fassen, da ich zunächst als jüngster Attaché, später als Sekretär, nicht den Rang hatte, um in wichtigere Verhandlungen selbst einzugreifen. Meine Kenntnisse der englischen Sprache waren eher mangelhaft. Ich nahm daher sofort einen Lehrer, und zwar als solchen einen Anwalt, der mir auch die englischen Gesetze und deren archaistische Ausdrucksweise erklären konnte. Schon nach einem Jahre galt ich auf der Botschaft als der Spezialist für die Erklärung der im Parlament eingebrachten neuen Gesetzesvorlagen, deren Analyse mir anvertraut wurde. Ich hatte in der Tat eine Abhandlung über die jüngsten Reformen des ehelichen Güterrechtes geschrieben, welche in Grünhuts „Zeitschrift für Öffentliches Recht" erschien. Besonders angenehm war es mir, dann die gesamte parlamentarische Berichterstattung zu übernehmen. Ich konnte von 4 Uhr an der Kanzlei fernbleiben, wenn interessante parlamentarische Debatten bevorstanden. Diesem Umstande verdanke ich auch, daß ich öfters die großen Parlamentarier jener Zeit reden hörte, wie: Gladstone, Bright, Chamberlain, Lord Randolph Churchill. Der erstgenannte hatte ein wundervolles Baritonorgan, das außerordentlich modulationsfähig war. Ich hörte die Rede, mit der er die Irish Land Bill einbrachte. Der Eindruck seiner oratorischen Leistungen wurde einigermaßen durch den ernsten Predigerton beeinträchtigt, den er stets einschlug; auch fehlte ihm jeglicher Humor. Am interessantesten waren seine Budgetreden, welche nicht allein Ziffern aufstellten, sondern die ganze nationale Produktion und ihre lebendigen Kräfte in einem anschaulichen Bilde zusammenfaßten. Als klarsten und überzeu-

gendsten Dialektiker muß ich den ungemein schlagfertigen Chamberlain bezeichnen, der stets in tadellosem Salonrocke mit einer seiner berühmten, selbstgezogenen Orchideen im Knopfloche und das Monokel im Auge — worin allein ihm sein Sohn Sir Austin gleicht — durch seine sarkastischen Ausfälle oft schallende Heiterkeitsausbrüche des ganzen Hauses veranlaßte.

Das englische Parlament, dieses historische Bollwerk der Volksfreiheit, übte auf mich einen ganz eigentümlichen Zauber aus. Schon das Betreten der hochgewölbten Westminster-Hall, durch die man zu den Sitzungssälen der beiden Häuser gelangt, weckt die Erinnerung an viele dramatische, ja blutige Szenen der englischen Geschichte wach. Im House of Commons kommt die Tradition in dem feierlichen Einzug des mit Talar und Perücke ausgestatteten Speakers zur Erscheinung, dem der Mace, ein großes Zepter, vorangetragen wird, das als Symbol der Volkssouveränität vor seinem Sitze prangt. Im krassen Gegensatz dazu stand die Gewohnheit mancher Mitglieder, mit dem hohen Hut auf dem Kopfe auf ihren Sitzen in den denkbar bequemsten Stellungen zu verbleiben. Nur wenn sie hereinkamen oder hinausgingen oder das Wort ergriffen, mußten sie den Hut abnehmen. Der Speaker (Präsident) ist mit einer sehr hohen diskretionären Gewalt bekleidet und genießt ein ganz besonderes Ansehen. Er kann undisziplinierte Parlamentsmitglieder sogar mit Gefängnishaft bestrafen, die im Westminsterpalaste selbst abgebüßt wird. Mir wurde erzählt, daß besonders unbotmäßige M. P. in einem Lokale im Big Ben, dem großen Glockenturm, untergebracht wurden, wo sie jede Viertelstunde durch die in einem beträchtlichen Teile Londons hörbaren Glockenschläge unfehlbar aufgeweckt wurden. Ich war aber nicht in der Lage, die Authentizität dieser Version festzustellen. Abgesehen von verschiedenen Redeturnieren hatte ich auch das Glück, einige Stunden der denkwürdigen Sitzung beizuwohnen, in der die irische Obstruktion gebrochen und die Clôture eingeführt wurde. Sie dauerte 72 Stunden, so lange rede-

ten etliche 60 irische Home-Rulers, die sich in Relais abgeteilt hatten, bis der Speaker jedem einzelnen das Wort entzog, und als er sich nicht fügte, durch je vier Riesen der ihm unterstehenden Parlamentspolizeiwache, trotz aller Gegenwehr, hinaustragen ließ. Dann wurde die Clôture oder das Verfahren geregelt, wonach der Speaker nach Anhörung einer Zahl von Pro- und Kontrarednern selbst das Haus zu befragen hatte, ob es für Schluß der Debatte sei, und darüber abstimmen ließ. Das, was im freiesten, durch jahrhundertealte Gewohnheit geschützten Parlament möglich war, weil es zur Aufrechterhaltung der Majoritätsherrschaft als notwendig erkannt wurde, müßte auch als Vorbild kontinentalen Parlamenten dienen, welche in irriger, kurzsichtiger Rücksichtnahme auf Minoritätsrechte die Mehrheit terrorisieren lassen.

Im Jahre 1881 war die liberale Regierung Gladstone ans Ruder gekommen. Er hatte, namentlich dank dem Schlachtrufe gegen die Niedermetzelung von Bulgaren durch die türkischen Baschi Boschuks, einen entscheidenden Wahlsieg erfochten. In der Hitze der Wahlkampagne ließ sich aber der greise Gladstone zu maßlosen Angriffen nicht nur gegen Österreich-Ungarn hinreißen, sondern zog sogar in perfider Weise die Person des Kaisers Franz Joseph in seine Polemik. Er behauptete in einer seiner berühmten Midlothianreden, unser Kaiser hätte sich Sir Henry Elliot, dem britischen Botschafter in Wien, gegenüber zugunsten der Stimmenabgabe für die konservative Partei ausgesprochen und versucht, den englischen Wähler zu beeinflussen (eine ganz absurde Unwahrheit). Österreichs Politik als reaktionär und volksbedrückend verdammend, rief er aus: „Auf der ganzen Welt gibt es nicht einen Fleck, auf den ihr, mit dem Finger deutend, sagen könnt: H i e r h a t Ö s t e r r e i c h G u t e s g e t a n." In einer zweiten Rede machte er Anspielungen auf die angeblich auf der Balkanhalbinsel drohenden Expansionsbestrebungen unserer Monarchie und schloß mit dem Rufe "Hands off". Graf Károlyi, unser Botschafter, erklärte, wie es einem Grandseigneur und Vertreter

des Kaisers Franz Joseph geziemte, sofort im Klub, er würde Gladstone nicht die Hand reichen, ihn schneiden, selbst wenn er wieder Premierminister werden sollte. Allerdings schien diese Eventualität damals wenig wahrscheinlich, denn Lord Beaconsfield und die ganze konservative Partei rechneten nach dem Berliner Kongreß auf einen leichten Sieg. Als aber die liberale Partei eklatante Erfolge bei den Wahlen davontrug, die ihr eine ansehnliche Mehrheit sogar über die vereinigten Konservativen und Irländer sicherte, mußte sich Königin Viktoria dazu entschließen, Gladstone die Kabinettbildung anzuvertrauen. Man erleichterte ihm unserseits den Rückzug, indem ihm unsere Regierung offiziös die Versicherung erteilte, sie denke in keiner Weise an eine Ausdehnung unserer Okkupation über Bosnien hinaus. Gladstone war einsichtig genug, sein Unrecht einzubekennen und als Ministerpräsident in einem Briefe an unseren Botschafter seine Angriffe, die er in der Hitze des Wahlkampfes gemacht hätte, zurückzunehmen. Das mutige, würdevolle Verhalten des Grafen Károlyi verschaffte ihm, namentlich in den Kreisen der Konservativen, ein ganz ungewöhnliches Ansehen. Er war damals sicher der populärste aller Botschafter. Von der Zeit her, als er als Botschaftssekretär in England passioniert Fuchsjagden geritten hatte, verband ihn die engste Freundschaft mit dem Herzog von Westminster. Letzterer stellte denn auch dem Grafen Károlyi sein Landhaus Cliveden für den ganzen Winter mehrere Jahre zur Verfügung. Es war die Nachahmung einer heiteren italienischen Villa, welche, inmitten eines großen Parks, auf einer die ganze Gegend beherrschenden Terrasse vom Vater des Besitzers gebaut worden war. Das französische Parterre erstreckte sich weit in die Tiefe und ging allmählich in den Park mit herrlichen Bäumen über. Auf der anderen Seite gab es große Glashäuser und eine Unmenge von Nebengebäuden. Die nahe Themse gab Gelegenheit zu Ruderpartien, bei denen ich öfters die Tochter des Botschafters, Nandine, jetzt Frau des ehemaligen Außenministers

Grafen Leopold Berchtold, im Kahne spazierenführte. Die Botschaftsmitglieder waren oft zum Wochenende nach Cliveden eingeladen; ich entsinne mich, mit Lord Granville, dem Minister des Äußern, und seiner Frau die Rückfahrt nach London angetreten und bei dieser Gelegenheit eine lange Diskussion mit ihm über Freihandel und das Schutzzollsystem geführt zu haben. Lord Granville war natürlich für „Free trade" und bezeichnete sich als einen „Ironmaster", der Erz- und Kohlenlager besaß und daher auf freien Absatz seiner Eisenfabrikate im Auslande das Hauptgewicht legte. Ich bewies ihm hingegen, daß unser Kapitalmangel mit hohem Zinsfuß und die geringere Schulung unserer Arbeiter sowie der kleinere Absatzmarkt den Zollschutz für unsere erst entstehenden Hochöfen unbedingt notwendig machte. Es ist immerhin bezeichnend, daß der bald siebzigjährige Minister es nicht unter seiner Würde fand, mit einem blutjungen Attaché über solche theoretische Fragen zu debattieren. Lord Granville war eben kein Bürokrat, sondern ein urbaner Gentleman, der mit seiner rosigen, frischen Gesichtsfarbe und den silberweißen Haaren den Typus des schönen alten Engländers verkörperte. Er war ein echter Sportsmann und Master of the harriers in Walmer Castle. Da er so gichtisch war, daß er nicht allein in den Sattel kam, ließ er sich in denselben heben, um hinter der Meute zu galoppieren, und in London wurde er auf den Phaethon gehoben, um, mit Lady Granville an seiner Seite, in den Hydepark zu fahren. — Das Foreign Office war im Unterhause durch Sir Charles Dilke vertreten, einem der stärksten Intellekte der radikalen Partei, guten Redner und Schriftsteller. Er wurde in einen ziemlich skandalösen Ehebruchsprozeß verwickelt, der ungeheures Aufsehen und leider seiner politischen Laufbahn ein vorzeitiges Ende machte, denn die Königin Viktoria hielt strenge darauf, daß die im öffentlichen Leben führenden Männer nicht durch sittenloses Auftreten das Dekorum verletzten. Sir Charles Dilke, der trotz seiner radikalen Richtung ein ausgesprochener Imperialist war,

konnte auf die Führung der äußeren Politik seines Landes nur geringen Einfluß nehmen.

Gladstone wollte dieselbe in seiner Hand behalten, ließ sich aber in Wirklichkeit durch die Ereignisse treiben, so daß das sonst so stolze, selbstbewußte britische Staatsschiff steuerlos von den Wellen hin- und hergeschleudert wurde. Im Burenlande genügte die Aufreibung einer kleinen Abteilung von Kolonialtruppen am Majubahill, um Gladstone, der übrigens im Jahre 1877 der Annexion der Burenrepublik opponiert hatte, zum Nachgeben zu veranlassen und die Unabhängigkeit der Buren anzuerkennen, mit einer einzigen Beschränkung, nämlich der Verpflichtung, keine internationalen Verträge ohne Zustimmung Großbritanniens abzuschließen. Daraus wurde später in London eine Art Protektorat des letzteren über die wehrhaften holländischen Farmer abgeleitet, welches aber die Buren nicht anerkennen wollten. Die Lage blieb unklar und führte endlich zum mörderischen Konflikt an der Wende des vorigen Jahrhunderts. Gladstone vertrat eben die liberale Schule, welche von der Erwerbung neuer Kolonien nichts wissen wollte, sondern, im Gegenteil, nach dem Muster Kanadas und der australischen Dominions den bestehenden Kolonien eine möglichst weitgehende Autonomie einräumen wollte, die in letzter Linie zum Genusse beinahe voller Unabhängigkeit führen sollte. — Die moralischen Bande, welche das Mutterland mit den stamm- und sprachverwandten Kolonien verbinden, würden nach dieser Auffassung dem Absatze der beiderseitigen Produkte um so mehr zugute kommen, je größer die politische Autonomie der Kolonien oder Dominions wäre.

Auch bezüglich Ägyptens bekannte sich Gladstone zu derselben Abstinenzpolitik. Aber auch hier überraschte ihn der Lauf der Dinge. Das ganz überflüssige Bombardement von Alexandria führte zur Schlacht von Tel el Kebir und zu einer dauernden Besetzung Ägyptens gegen den Willen Gladstones, der die bevorstehende Räumung desselben immer wieder verkündete. Die halben, immer

zu spät getroffenen Maßnahmen zur Bekämpfung des Mahdi und der fanatisierten Derwische, die verfehlten, mit unzulänglichen Streitkräften geführten Expeditionen von Suakim aus oder den Nil hinauf, die ihre Krönung in dem mißlungenen Vorstoß nach Khartum zur Rettung Gordon Paschas fanden, gehören zu den kläglichsten und beschämendsten Episoden der Kriegsannalen des stolzen Weltreiches. Das Ansehen desselben war damals im Auslande tief gesunken, und nicht ohne Zusammenhang damit steht das Vordringen Rußlands in Zentralasien gegen die Grenzen Afghanistans, das als Pufferland zwischen ersterem und Indien galt. Gladstone, der gewiegte Parlamentarier, beutete im Jahre 1886 die kriegerische Stimmung des Parlaments aus, indem er sich durch eine berühmte Rede mit dem orakelhaften Schlusse „The ressources of civilisation are not yet exhausted" einen Kriegskredit von — 11 Millionen Pfund bewilligen ließ. Man erwartete damals allgemein (auch Lord Hartington, der politische Leutnant Gladstones, gab dieser Meinung Ausdruck), daß das Kabinett von St. James in St. Petersburg mittels eines Ultimatums die Räumung des vorgeschobenen afghanischen Postens von Pendjeh, den die Russen erobert hatten, verlangen würde. Gladstone aber dachte nicht daran, denn er hatte die 11 Millionen Pfund schon auf die verschiedenen mißglückten ägyptischen Expeditionen verzettelt und war durch den Kriegskredit in die Lage gekommen, die ihm ohne parlamentarische Bewilligung, größtenteils vom Hause Rothschild eingeräumten Vorschüsse zurückzuzahlen. Ich erlebte im Jahre 1886 und 1887 sodann in St. Petersburg die friedliche Regelung des russisch-englischen Konfliktes durch den hervorragenden englischen Botschafter Sir Robert Morier, eine Regelung, welche zwar im großen und ganzen beide Teile befriedigte, aber doch das unwiderstehliche Vordringen der Russen gegen Afghanistan sanktionierte.

Auf dem Gebiete der äußeren Politik holte sich der „Grand old man" nur Schlappe auf Schlappe in den Augen der konser-

vativen Imperialisten, die ihn aufrichtig haßten. Seine Bedeutung und Größe lag vielmehr in den inneren Reformen, wobei ich wieder jene wirtschaftlicher und finanzieller Natur in den Vordergrund stellen möchte. Berühmt ist seine Budgetrede, in der er die Abschaffung oder bedeutende Herabsetzung der Finanzzölle auf Tee, Zucker und Kaffee ankündigte und dem kleinen Manne das Bild eines trauten billigen Frühstücks im Familienkreise ausmalte. Seinen liberalen Prinzipien getreu, brach er mit den von den Konservativen vergeblich angewandten Zwangsmitteln, welche in Irland zu mörderischen Attentaten der Sinnfeiner und zur Anarchie geführt hatten. Er machte einen ehrlichen Versuch, die durch Elend und Armut zur Rebellion getriebenen Pächter mittels Staatshilfe zu Eigentümern ihrer Pachtgüter zu machen, allerdings auf Kosten der Grundbesitzer, welche, soweit sie nicht schon früher Absentisten waren, sich vielfach in England dauernd niederließen. Die Maßregel kam aber zu spät, um den Unabhängigkeitsbestrebungen der Irländer genüge zu tun. Als die Wahlen im Dezember 1885, dank dem neuen Wahlgesetze, in Irland eine große Zahl von Nationalisten ins Parlament brachten, glaubte Gladstone, die Zeit sei für Home-Rule gekommen. Er schlug also die Gewährung der Autonomie an Irland vor, mit einer eigenen Regierung und einem eigenem Parlamente in Dublin für alle sogenannten Heimatsangelegenheiten (home-affaires), während für die gemeinsamen (Imperial) Angelegenheiten, wie äußere, Handels- und Zollpolitik sowie Heer und Flotte, das britische Parlament kompetent bliebe, in welchem Falle auch eine bestimmte Zahl von irischen Deputierten in Westminster tagen sollte. Das Projekt erinnerte etwas an den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Gladstone legte Gewicht darauf, die Meinung des Grafen Beust, der das Kompromiß von 1867 als Reichskanzler in die Wege geleitet hatte, über seine Vorschläge für die irische Home-Rule kennenzulernen. Ich schrieb an letzteren, der den Botschafterposten von London mit dem in Paris vertauscht

hatte, und erhielt die gewünschte schriftliche Billigung, die ich dem Premier übersendete. Die Mehrheit des englischen Volkes und deren Vertreter im Parlamente sahen jedoch in Gladstones radikalen Vorschlägen den ersten Schritt zur Zerstückelung des Weltreiches. Etwa 80 Liberale und Radikale unter Hartingtons und Chamberlains Führung stimmten dagegen und stürzten im Sommer 1886 die Regierung. Sie nannten sich Unionisten, da sie für die Einheit des Reiches einstanden, gingen aber nicht in der konservativen Partei auf. Gladstone kühlte seinen Zorn gegen die Opposition, indem er in seinem letzten Kabinette durch exorbitant hohe Erbschaftssteuern die Lords in der territorialen Grundlage ihres Vermögens und ihres politischen Einflusses traf und den ersten Schritt zur Schwächung dieses konservativen Faktors in der britischen Konstitution machte. Bezeichnend ist es, daß Chamberlain und dessen Adjutant Schnadhorst die amerikanische Wahlorganisation, die in einem zentralen Wahlkomitee, dem „Caneus" gipfelte, schon damals nach England verpflanzten. Dieser stark zentralisierten Organisation und dem von Chamberlain gewählten Wahlruf „Three acres and a cow", die er jedem ländlichen Lohnarbeiter versprach, verdankten die Liberalen ihren Sieg.

Ich kann nicht sagen, daß ich die englische Gastfreundschaft, wie andere Kollegen, in vollen Zügen genoß. In dieser Beziehung waltete bei uns eine gewisse Arbeitsteilung vor. Unsere Botschaft zählte zwei Honorarattachés, den Grafen Karl Kinsky und den Grafen Kaunitz, beide Träger großer Namen und ausgezeichnete Reiter, welche die Fuchs- und Schießjagden mitmachten, von Schloß zu Schloß eingeladen wurden und nur ab und zu auf die Botschaft kamen, um ihre Post abzuholen oder nach London zu einem Hoffest fuhren. Sie repräsentierten in sozialer Hinsicht die Botschaft in glänzender Weise. Graf Karl Kinsky gewann sogar den Grand National in Liverpool, das schwerste Hindernisrennen der Welt, auf seiner Stute „Zoëdon" und war einer der

populärsten Sportsmänner von England. Ich hing sehr an dem Posten von London, wußte aber, daß ich nur durch konzentrierte Arbeitsleistungen mein Provisorium auf einige Jahre ausdehnen konnte. Ich warf mich daher mit Feuereifer auf die Arbeit, machte Spezialberichte über die englischen Eisenbahnen oder die ägyptischen Finanzen. Dadurch gewann ich das Vertrauen des Botschafters und des geschäftstüchtigen Botschaftsrates Herrn von Hengelmüller in solchem Maße, daß ich als bloßer Honorarsekretär im Jahre 1885 und 1886 sowohl den ersten als auch den zweiten Sekretär ersetzte und mit der Unterstützung zweier jüngerer Attachés nicht nur alle Kanzleiarbeiten, sondern auch einen großen Teil des politischen Dienstes versah. Das Ministerium ersparte zwei volle Gehalte von Sekretären, die im Budget eingestellt waren, etwa 25.000 Goldkronen, worüber es für geheime Zwecke verfügen konnte. Nur dadurch erklärt sich mein fünfeinhalbjähriges Bleiben in London.

Ich benutzte indessen doch jede Möglichkeit, das Land kennenzulernen. Ich war zweimal in Schottland, einmal in Yorkshire, in Wales und machte auch die sogenannte Cathedralen-Tournée im Süden nach Salisbury, Exeter usw. Ich möchte mit einem Beispiel echt schottischer Gastfreundschaft schließen. Nebst anderen Pferden besaß ich einen sehr hübschen, aber zarten Vollblutpony, für den ich mich trotz meines Schneidergewichtes als zu schwer erwies. Ich verkaufte denselben ziemlich teuer. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich einige Pfunde bei einem Pferdegeschäft verdiente. Ich hätte von meinem erstgenannten Preise sicher noch etwas nachgelassen, allein zu meinem Erstaunen erhielt ich von einem wohlgenährten „Headcoachman" den Scheck seines Herrn, Lord Home (sprich yum), für den ganzen Betrag. Er teilte mir mit, der Pony sei für eine vierzehnjährige Tochter des Käufers bestimmt. Im St. James-Club stellte sich mir Lord Home bald darauf selbst vor, um mir für das schöne Pferd zu danken, in welches seine Tochter ganz verliebt sei. Er fügte

hinzu, er bitte mich, ihn auf einem seiner Landsitze zu besuchen, damit mir seine Tochter persönlich ihre Dankbarkeit bezeugen könne. Ich kam dieser Einladung mit Freuden nach und jagte im Home-Castle in Lanarkshire, wo mein scharmanter Gastgeber Lord-Leutnant war. Ich mußte dann noch mit Lady Home auf der Geige des Butlers musizieren und ward gebeten, mit dem Gewehre auch die Geige in Zukunft mitzubringen. Lord Home besaß Quadratmeilen um sein neben der alten Ruine neu aufgebautes Schloß und übte die Gastfreundschaft in großem Stile. Des Morgens wurde man gefragt, ob man lieber schießen oder reiten, oder mit den Damen spazierenfahren wollte. Endlich wunderte sich niemand, wenn man vorzog, Briefe zu schreiben oder die Bibliothek zu benützen. Nur durch vollkommene Freiheit in den Bewegungen der Hausleute und Gäste ist die Sitte des Einladens auf eine ganze Woche möglich, ohne zu einer Qual für alle Beteiligten zu werden. Die Erinnerung an solche Gastfreundschaft gehört zu den schönsten und nachhaltigsten meines Aufenthaltes in England.

55585

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ

II. Kapitel

St. Petersburg, August 1886 bis November 1890, als zweiter und erster Sekretär

1.

Der Konflikt mit Bulgarien – Kriegsgefahr

Kaum war ich im August 1886 in St. Petersburg auf meinem neuen Posten angekommen, als die bulgarische Frage akut wurde und die Gegensätze zwischen unserer Monarchie und Rußland aufeinanderplatzten. Prinz Alexander von Battenberg war zuerst durch einen meuterischen Handstreich der Junker der Kriegsschule auf russische Initiative hin abgesetzt und auf der Donau fortgebracht worden. Nach seiner mit Jubel begrüßten triumphartigen Rückkehr hatte er sich hierzu bereden lassen, in einem unterwürfigen Telegramm für die Durchführung der Union Bulgariens mit Ostrumelien die Verzeihung und Zustimmung des Kaisers Alexander III. zu seiner weiteren Regierung zu erbitten. Er erhielt eine kühle Absage, dankte nach Einsetzung einer Regentschaft ab und verließ definitiv Bulgarien. Die Regentschaft, deren Seele der liberale Stambuloff war, und der kein Russophile angehörte, betrachtete Kaiser Alexander III. als ungesetzlich, ebenso wie die in Bulgarien als auch in Ostrumelien ausgeschriebenen Wahlen zur großen Sobranje (der konstituierenden Nationalversammlung). Er entsendete General Kaulbars, der bis dahin als Militärbevollmächtigter in Wien fungiert hatte, als diplomatischen Agenten nach Sofia, wo derselbe angeblich wieder gesetzliche Zustände herstellen sollte. Der Zar glaubte, Bulgarien, das Rußland unter den größten Blutopfern befreit hatte, wie eine russische Satrapie behandeln zu können, in der sein Wille ausschließlich maßgebend wäre. Kaulbars erteilte an die Regenten

und Minister Befehle wie an Untergebene, veranstaltete durch seine Agenten Aufläufe, Zusammenstöße zwischen den Wählern, ja sogar Meutereien kleinerer Provinzgarnisonen und behauptete unentwegt, die Herrschaft der Regenten beruhe auf Gewalt und Korruption. Es gelang ihm aber nicht, trotz äußerlichen Entgegenkommens der Regenten, ihre Unterwerfung zu erzielen, obwohl die Pforte auch zu seinen Gunsten wirkte. Auch die Ankunft von russischen Kriegsschiffen vor Varna hatte keine besondere Wirkung, da es bekannt geworden war, daß weder die russische Regierung noch die Pforte an eine militärische Okkupation dachten. Graf Kálnoky betonte im November 1886 vor den Delegationen den europäischen, durch den Berliner Vertrag bedingten Charakter des bulgarischen Problems, ohne die besondere Stellung Rußlands verkennen zu wollen. Allein er machte warnend darauf aufmerksam, daß die Anwendung von Gewaltmitteln seitens Kaulbars oder eine russische Okkupation Gegenmaßregeln der Doppelmonarchie veranlassen müßten. Im Februar 1887 erwirkte er von den Delegationen die Votierung eines Rüstungskredits von $52^1/_2$ Millionen Gulden.

An der Seite unserer Monarchie standen damals Großbritannien und Italien. Lord Salisbury hatte sich mit dem Aufhören Rumeliens als eines Schutzdammes für Konstantinopel, den er doch mit Lord Beaconsfield im Berliner Kongreß selbst errichtet hatte, abgefunden. Er trat, so wie Crispi und Graf Robilant in Rom, für Anerkennung der bulgarischen Volksrechte ein. Sowohl Lord Salisbury als auch Graf Kálnoky betonten, daß die Rückgängigmachung der Union Ostrumeliens mit Bulgarien nur durch eine neue Revolution möglich wäre. Deutschland nahm eine mittlere Stellung ein; Fürst Bismarck aber erklärte, er habe keine deutschen Interessen in Bulgarien zu wahren und anerkenne dort die russische Sonderstellung; er würde für Rußland eintreten, müßte aber angesichts der französischen Revanchegelüste vor allem auf Deutschlands Sicherheit bedacht sein, und daher auf

seinen engsten Bundesgenossen Österreich-Ungarn Rücksicht nehmen. Sowohl er als auch Graf Kálnoky wollten die Verabredungen von Skiernevice und Kremsier noch immer als für sie maßgebend und das Dreikaiserbündnis als in Kraft bestehend ansehen, wozu dann seit 1887 auch noch der geheime deutsch-russische Rückversicherungsvertrag kam, der Bismarcks Einfluß in Rußland ungemein steigerte. Herr von Giers war damals gegen uns, die wir angeblich die bulgarische Regentschaft unter der Hand moralisch stützten, außergewöhnlich erregt und behauptete gegenüber unserem Botschafter, dem Grafen Wolkenstein, Graf Kálnoky hätte durch seine antirussischen Delegationserklärungen schon im Herbste 1886 dem Dreikaiserbunde den Todesstoß gegeben.

Die Mission Kaulbars war ein gänzlicher Mißerfolg. Er wurde, und mit ihm alle russischen Konsuln, aus Bulgarien und Ostrumelien abberufen und die Beziehungen von Rußland zu diesen beiden Ländern ganz abgebrochen. Dies führte aber in eine Sackgasse, aus der bei dem Eigensinn und der geistigen Schwerfälligkeit des Zaren ein Ausweg kaum zu finden war. In Wien stellte im Sommer 1887 Prinz Ferdinand von Koburg spontan seine Kandidatur für den bulgarischen Fürstenthron auf, was allgemein überraschte, aber zunächst wenig Beachtung fand.

Was indessen ernste Folgen nach sich ziehen konnte, das war der Entschluß der russischen Machthaber, die Truppen im westlichen Polen durch Nachschübe von Kavallerie und Schützenbataillonen zu verstärken. Dies geschah an unseren Grenzen ganz offen, allein zunächst in geringerem Ausmaße. Viel ernster waren die organisatorischen Maßnahmen zur Aufstellung von fünf neuen Truppendivisionen usw. Dieselben bildeten das Gegenstück zu den kriegerischen Reden des Generals Boulanger und zu den französischen Barackenbauten nahe der Grenze. Fürst Bismarck antwortete zunächst mit der Veröffentlichung des Wortlautes unseres Zweibundes und im Februar 1888 mit seiner berühmten

Rede: „Wir Deutsche fürchten Gott usw.", die in Rußland auf die Kriegshetze sehr kalmierend wirkte. Außerdem wurde, mit Rücksicht auf die Gefahr an beiden Fronten, ein Heereskredit von nahezu 300 Millionen Mark bewilligt und die Ausrüstung von Landwehrformationen vollendet, so, daß an Stelle der vier im Osten stehenden deutschen Armeekorps in kurzer Zeit 600.000 Mann zur Abwehr einer russischen Invasion bereitstehen konnten. In den drei russischen Militärbezirken von Wilna, Warschau und Kiew betrug der Friedensstand nur 400.000 Mann, dessen Erhöhung auf 500.000 Mann in Angriff genommen war. Unser Militärbevollmächtigter, Oberstleutnant Klepsch, auf den ich noch später zu sprechen komme, sah den Grund der russischen Truppenverschiebungen in dem Wunsche der russischen Regierung, in kraftvoller Weise im gegebenen Moment für ihre politischen Ziele eintreten zu können. Er vertrat die Ansicht, daß für den Augenblick das Interesse an aktiven Schritten in Bulgarien und der Balkanhalbinsel zurücktrete vor der Erwartung des großen deutsch-französischen Konflikts. Es sei leider zu fürchten, daß der elementare Deutschenhaß in diesem Falle den Kaiser Alexander, trotz seiner Friedensliebe, zwingen werde, Frankreich zu Hilfe zu kommen. Ein großer Sieg an der Weichsel entscheide auch über das Schicksal der Balkanländer. Klepsch sah also die unmittelbare Gefahr eines Konflikts nur in den labilen Zuständen in Frankreich. Es war sein großes Verdienst, daß er den Truppenverschiebungen in Polen keine übertriebene Bedeutung beilegte und vor größeren militärischen Gegenmaßregeln unserseits, die nur zu neuen russischen Retorsionen führen könnten, eindrücklichst warnte. Er riet nur zu solchen Vorsichtsmaßregeln, wie Auffüllung der Stände, der Munitionslager, Verbesserung der Kommunikationen in Galizien, welche ganz unauffällig, und ohne von den Zeitungen kommentiert zu werden, ausgeführt werden konnten, und drang mit seinen Vorschlägen in Wien durch. Damit vermied man, daß Öl ins Feuer gegossen wurde. Dies war um so

befriedigender, als Ende 1887 von Berlin, speziell dem großen Generalstab aus, an uns ernste Mahnungen zur Stärkung unserer militärischen Lage in Galizien ergangen waren, mit der Begründung, der russische Angriff sei spätestens im Frühjahr 1888 zu erwarten. Übrigens war Klepsch damals der Meinung, die russische Armee wäre, obwohl vieles nachgeholt worden wäre, nicht schlagfertig und daher die leitenden Generale in St. Petersburg selbst jedem kriegerischen Beginnen abhold. Ebenso wertvoll war die ausgesprochene Friedensliebe des Grafen Wolkenstein und dessen Überzeugung, daß ein Waffengang mit Rußland um jeden Preis, also um so mehr durch Konzessionen in Bulgarien, wo wir keine direkten Interessen hätten, zu vermeiden sei. Er wies in seiner Berichterstattung immer wieder darauf hin, daß selbst ein Sieg über Rußland, den wir nur mit Hilfe Deutschlands, mithin unter wahrscheinlicher Entfesselung eines Weltkrieges, erfechten könnten, noch immer eine unerträgliche Belastung für die Zukunft bedeuten würde. Denn Rußland würde ja nur auf die Sammlung und Organisierung seiner unermeßlichen Volkskräfte warten, um nach einer Atempause, unter günstigeren Umständen, über uns herzufallen und blutige Revanche zu üben. — Diese russische Gefahr würde also, selbst im besten Falle, mit bleierner Schwere unsere Politik belasten, sie vollkommen unfrei machen, uns jede Bewegungsfreiheit rauben. Wir müßten dann unsere Rüstungen aufs äußerste anspannen, selbst auf Kosten des finanziellen Gleichgewichtes in unserem Haushalte und der Unzufriedenheit unserer slawischen Volksstämme. Aber auch alle konservativen, staatserhaltenden, dynastischen Interessen sprächen für unser Festhalten an dem Einverständnisse der drei Kaisermächte, für das das mächtige Deutschland das Bindeglied bilde. — Alles dies gelte für den Fall des Sieges. Wie aber, wenn das Waffenglück gegen uns entscheiden sollte? Die Folgen einer eventuellen Niederlage wären unabsehbar. Denn über die Loyalität und Anhänglichkeit an die Dynastie der Tschechen, Polen, Slawen, welche

durch die dreibundfreundliche Richtung unserer Politik gereizt wären, dürfe man sich keinen Illusionen hingeben. Graf Wolkenstein war denn auch konsequent und mit Erfolg bemüht, die ohnehin vorsichtigen und in eine konziliante Form gekleideten Erklärungen oder Mitteilungen des Grafen Kálnoky abzuschwächen und ihnen jede Spitze gegen den Anspruch Rußlands auf vorwiegenden Einfluß in Bulgarien zu nehmen. Der Botschafter hatte das Vertrauen des Kaisers Alexander III. in solchem Maße gewonnen, daß letzterer erklärte, er sei bezüglich der Erhaltung des Friedens vollkommen ruhig, solange Graf Wolkenstein auf seinem Posten verbleibe; denn dieser würde nie eine Politik vertreten, welche zum Bruch führen müßte.

Ein anderer Umstand, der auch eine kriegerische Verwicklung verhinderte, war der, daß man in Wien selbst sich der Überzeugung nicht verschloß, daß unsere Armee ebensowenig kriegsbereit sei wie die russische. Oberstleutnant Klepsch, der zur Berichterstattung nach Wien berufen worden war, erzählte mir nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg, Graf Beck*) unser Generalstabschef, hätte selbst vor einer aktiven Politik gewarnt und den Waffengang mit Rußland für ein gefährliches Abenteuer erklärt. Anderseits war — wie gewöhnlich — der Chauvinismus und die Russenfeindlichkeit der Ungarn das treibende Element, welches die Haltung unseres Ministers des Äußern ungemein erschwerte. Denn Fürst Bismarck vertrat den Standpunkt, Rußland hätte, im Sinne des Berliner Vertrages, von 1878 bis 1885 in Bulgarien dominiert. Die Wiederherstellung dieses Einflusses berühre in keiner Weise wichtige österreichische Interessen. Wir sollten im Notfalle selbst die militärische Besetzung Bulgariens durch Rußland zulassen, ohne einen Casus belli daraus zu machen. Die diplomatische, vor allem aber die strategische Lage Rußlands auf der Balkanhalbinsel würde dadurch nur geschwächt. Graf Kálnoky wollte oder konnte sich nicht, namentlich mit Rücksicht auf die

*) Siehe Glaise-Horstenau, Franz Josephs Weggefährte, Amalthea-Verlag.

ungarischen Delegationen, zur Ansicht des deutschen Reichskanzlers bekennen, wonach das einzige Mittel, eine friedliche Lösung der Balkanwirren herbeizuführen, eine klare Abgrenzung der Interessensphäre wäre. Bulgarien sollte russischem, Serbien, Albanien und der westliche Teil von Mazedonien österreichischem Einflusse unterliegen. Während sich der russische Außenminister Giers noch im Jahre 1886 auch in diesem Sinne ausgesprochen hatte, wollte er in den darauffolgenden Jahren von einer solchen Preisgabe der slawischen Brüder im westlichen Balkan nichts mehr hören.

Indessen konsolidierte sich allmählich das Regime des Prinzen Ferdinand, der nach dem Prinzip „Beati possidentes" die Zeit für sich wirken lassen konnte. Rußland wartete vergebens auf den inneren Zusammenbruch des Regimes, und die bulgarischen Emigranten kehrten in die Heimat zurück, nachdem sie sich mit Stambuloff ausgesöhnt hatten. In Rußland war man ihrer überdrüssig geworden und das Publikum selbst wollte von Bulgarien nichts mehr wissen. Prinz Ferdinand hatte im Lande soweit Wurzel gefaßt, daß er selbst nach der Ermordung Stambuloffs seine Stellung behaupten konnte. Es dauerte aber noch Jahre, bis er von den Großmächten als legaler Fürst anerkannt und die Union mit Ostrumelien legalisiert wurde.

Dank der ruhigen Auffassung der Lage durch den Grafen Kálnoky und Oberstleutnant Klepsch, die sich durch den deutschen Generalstab nicht dazu verleiten ließen, in nervöser Weise in Galizien größere militärische Gegenmaßregeln zu ergreifen — es wäre denn die schon früher geplante Verlegung der galizischen Regimenter in ihre Ergänzungsbezirke — ließ die politische Spannung Rußland gegenüber allmählich nach. Die Beziehungen wurden zwar nicht herzlich, aber doch korrekt, und das persönliche Vertrauensverhältnis der beiden Kaiser lebte wieder auf. Hier ist es naheliegend, die Frage aufzustellen, ob es für unsere Gruppe nicht viel besser gewesen wäre, wenn schon im Jahre 1888 oder

1889, also vor dem Abschluß der franko-russischen Allianz, der „Zwei-Fronten-Krieg", das heißt der große europäische Konflikt, ausgefochten worden wäre. Der deutsche Generalstab war dringend für die Entfesselung eines Präventivkrieges eingetreten, so Graf Moltke schon im Jahre 1875, als sich die französische Wehrmacht überraschend schnell reorganisierte. Aber Fürst Bismarck erklärte sich jedesmal mit aller Entschiedenheit gegen einen bloßen Präventivkrieg. Man soll doch der Vorsehung nicht vorgreifen; niemand könne wissen, welch neue, unvorhergesehene Wendung die Dinge nehmen würden, wodurch eine bestehende Gefahr mühelos überwunden werden könnte. Jeder Krieg sei nicht nur ein großes Unglück, sondern berge auch eine besondere Gefahr für den monarchischen, konservativen Gedanken in dem besiegten Staate. Die russische Autokratie würde im Falle einer entscheidenden Niederlage in ihren Grundfesten erschüttert werden und unübersehbare soziale Umwälzungen könnten anarchische Zustände mit sich bringen. Hiermit wäre das Signal zur Erstarkung der radikalen und revolutionären Elemente im übrigen Europa gegeben. Bismarck wünschte, in prophetischer Vorahnung der katastrophalen Folgen eines Weltkrieges, jeden Zusammenstoß der drei Kaisermächte zu verhindern, im Gegenteil, er hoffte noch immer, das Drei-Kaiser-Bündnis wieder einrenken zu können. Den europäischen Krieg hätte er auf keinen Fall zugelassen, falls England im feindlichen Lager gewesen wäre. Es war den Epigonen: einem Bülow, Holstein, Bethmann-Hollweg, vorbehalten, durch die herausfordernde, unsinnige Flottenpolitik England förmlich dem Zweibund in die Arme zu werfen.

2.

Gesellschaft und Diplomaten – Graf und Gräfin Wolkenstein – Bernhard von Bülow – General Schweinitz – Oberstleutnant Klepsch – Sir Robert Morier – Arthur Hardinge

Mein ganzer Aufenthalt in St. Petersburg stand unter dem Zeichen der bulgarischen Krisis, als deren unmittelbare Folge sich sowohl unter den Großfürsten als auch in den höheren gesellschaftlichen Kreisen eine starke österreichfeindliche Strömung bemerkbar machte. Dies galt merkwürdigerweise namentlich von der tanzenden Jugend, die viel chauvinistischer war als die ältere Generation. So kam es öfter vor, daß bei unserem Eintreten in einen Salon die Konversation, die früher in französischer oder englischer Sprache geführt worden war, auf russisch fortgesetzt wurde, was natürlich auf uns wie eine kalte Dusche wirkte. In gewissen Häusern, wo ein ultranationaler Ton herrschte, wie z. B. bei Ignatieff, dessen beide Töchter zu den hübschesten und besten Tänzerinnen gehörten, wurden Fremde kaum zugelassen; so war ich auf offizielle Salons angewiesen oder aber mehr in intellektuellen und musikalischen Kreisen aufgenommen, die zwar nicht die elegantesten waren, aber doch mehr Ressourcen als letztere boten. Um so wertvoller war daher der Umstand, daß wir bei der eigenen Botschaft die herzlichste Aufnahme fanden und, speziell ich und Graf Paul Eszterházy, mein jüngerer Kollege, uns dort ganz heimisch und beinahe wie Familienmitglieder fühlten. Dies verdankten wir der Gräfin Wolkenstein, früheren Gräfin Schleinitz, wohl in ihrer Art eine der bedeutendsten Frauen, die ich in meiner langen Laufbahn gekannt. Sie war hochgebildet, durchaus künstlerisch veranlagt, eine Schülerin des Thalberg und Taussig auf dem Klavier, große Dame, die ja in Berlin als Gräfin Schleinitz dem einzigen wirklichen Salon vorgestanden hatte, und doch von einer Herzensgüte, die ihrem Geiste und ihrer

Lebenskunst in keiner Weise nachgab. Ihr Haus war tadellos gehalten, sie selbst als Hausfrau von seltener Liebenswürdigkeit. Uns kam aber im trauten, kleinen Kreis vor allem die reiche, geistige Anregung zugute, die wir ihr verdankten. Jeder von uns füllte infolgedessen Lücken in seiner Bildung aus. Ich selbst las Goethe und Schopenhauer nach, schon allein, um imstande zu sein, ihren Gesprächen zu folgen. In einer Beziehung ging sie allerdings zu weit, nämlich in ihrem unbedingten Wagner-Kultus, der nicht nur die göttlichen Werke des großen Meisters, sondern ihn selbst mit allen seinen Fehlern und Schwächen umfaßte. Hier mußte man sich jeden Widerspruches und jeglicher Kritik, selbst über den Dichter und Schriftsteller Wagner, enthalten. Der Ruf der Gräfin als kunstliebend und kunstfördernd war so begründet, daß alle großen ausübenden Künstler zu ihr kamen und in ihrem Salon als Gäste spielten. Ich verdanke diesem Umstande viele Abende, die Rubinstein durch hinreißendes Spiel zu den genußreichsten meiner Erinnerung machte. Er gehörte zu den Intimen der Gräfin Wolkenstein und sagte sich selbst, wenn in Petersburg, etwa alle zwei Wochen zu einem kleinen Diner an, zu dem aber, in strengster Auswahl, nur Musikverständige zugezogen wurden. Ich hörte auch d'Albert, Sophie Menter und andere in derselben angenehmen Weise. Zu den Intimen des Wolkensteinschen Salons zählten die beiden russischen Damen Gräfin Sofie Tolstoi, Witwe des Dichters Alexis Tolstoi, und Gräfin Levashoff, beide selten kultiviert und sprachgewandt. Letztere las manchmal interessante Partien aus neuen russischen Werken glatt in tadellosem Französisch vor.

Unter den fremden Kollegen war der Botschaftsrat Bernhard von Bülow, der spätere Reichskanzler, wohl der interessanteste. Er blieb leider nur zwei Winter gleichzeitig mit mir in Petersburg, da er sodann als Gesandter nach Bukarest ging. Er war einer der glänzendsten Causeurs und von seltener Schlagfertigkeit sowohl in ernsten politischen Diskussionen als auch beim gesell-

schaftlichen „small talk". Vor seiner Heirat war er denn auch ein gern gesehener Gast bei den Soupers der Fürstin Nelly Troubetzkoi*) und Mme. Ochotnikoff, die allabendlich von Mitternacht bis zwei Uhr stattfanden und nur einem kleinen auserwählten Kreise offenstanden. Im Jachtklub gestanden mir einige Herren dieser Tafelrunde, daß sie, mit der Absicht, Herrn von Bülow in die Enge zu treiben, sich verabredeten, ein fernliegendes politisches oder historisches Thema aufs Tapet zu bringen, wofür sie dann alle sich vorbereiteten. Es gelang ihnen aber nie, den deutschen Diplomaten, der die französische Sprache virtuos beherrschte, zu schlagen. Im Gegenteil, sie mußten zugeben, daß er oft in der Diskussion das letzte Wort hatte. Ich kam ihm erst durch seine Frau näher, die kleine, ungemein lebhafte Tochter der berühmten Donna Laura Minghetti, geschiedene Gräfin Dönhoff, die er im Herbste 1886 während eines kurzen Urlaubs geheiratet hatte. Sie war sehr musikalisch, überzeugte Wagnerianerin, selbst eine ausgezeichnete Pianistin, die merkwürdigerweise deutsche Kammermusik, insbesondere Brahms, vorzüglich spielte. Da ich das Glück hatte, als Violinspieler bei ihr Beifall zu finden, so musizierte ich mit ihr ziemlich regelmäßig mehrmals im Monat ganz ohne Zuhörer bis nach 11 Uhr. Dann wurde in der Bibliothek ihres Mannes Tee getrunken, und der Hausherr unterhielt uns — meistens war der deutsche Legationssekretär Graf Vitztum gegenwärtig — durch ein Feuerwerk brillanter, zuweilen boshafter Aperçus bis lange nach Mitternacht. Er liebte es, Gedichte zu zitieren, mit dem Zusatze „wie der große Dichter sagt", wobei er einen schadenfroh ansah und sofort merkte, ob man den Namen des großen Dichters kannte. Frau von Bülow und Gräfin Wolkenstein, von gleicher Schwärmerei für Wagner durchglüht, standen sich anfangs ziemlich nahe. Später mußten wir bedauernd feststellen, daß Herr von Bülow Artikel in der „Kölnischen Zeitung" entweder selbst schrieb oder inspirierte, die sowohl seinen Chef,

*) Siehe auch Narischkin-Kurakin, „Unter drei Zaren", Amalthea-Verlag.

den Botschafter General von Schweinitz, kritisierten als auch über die Wirksamkeit des Grafen Wolkenstein ein abträgliches Urteil fällten. Die Beziehungen der beiden Frauen erkalteten dann sichtlich, wenn auch äußerlich der Schein der Intimität aufrecht blieb.

General von Schweinitz, dessen zweibändiges Memoirenwerk wohl zu den schönsten Büchern dieser Art gehört, war nicht sehr angenehm als Vorgesetzter, da er von seiner militärischen Laufbahn her auf widerspruchslose Disziplin hielt und sich mit seinem Personale nicht auf einen Fuß persönlicher Intimität stellte, sondern stets Distanz hielt. Er hatte unter Alexander II. als Militärbevollmächtigter jahrelang den Sommeraufenthalt in Peterhof und Zarskoje Selo mitgemacht, regelmäßig in der Whistpartie des Kaisers gespielt und hatte infolge seines langjährigen Aufenthaltes eine gründliche Kenntnis des Hofes, des Landes und der Bürokratie. Gleichzeitig war er Vertrauensmann des Fürsten Bismarck, dem er noch als Gardehauptmann durch Zuteilung zum Grafen Waldersee in Frankfurt in den fünfziger Jahren nahegekommen war. Die Deutschen konnten sich keinen besseren Vertreter wünschen. Der hochgewachsene, schlank gebliebene, schöne Greis mit edlen Zügen und schneeweißem Haare, sah in seiner Uniform ungemein vornehm aus. Wenn er als Doyen an der Spitze des diplomatischen Korps in würdevoller Weise den Kaiser begrüßte, waren wir alle stolz auf ihn. Schweinitz war höchst vielseitig, ein großer Goethe-Kenner, der es in dieser Beziehung mit der Gräfin Wolkenstein aufnehmen konnte, ein passionierter Jäger, wofür seine Memoiren ein beredtes Zeugnis ablegen, in Geschichte wohl belesen, schrieb er selbst ein klassisches Deutsch. Mir gegenüber bezeugte er immer großes Entgegenkommen. Als infolge eines Mißverständnisses zwischen dem Grafen Wolkenstein und Baron Aehrenthal, unserem Botschaftsrate, beide ihre Weihnachtspläne ins Ausland verlegt hatten, wurde ich für die kurze Frist von zwei Wochen Chargé d'Affaires. Ich hütete mich

wohl, am Empfangstag zu Giers zu gehen, und suchte General Schweinitz auf, der mir, durch Aehrenthal vorbereitet, bereitwilligst alle wichtigeren Äußerungen des Ministers des Äußern mitteilte und überhaupt reichlichen Berichtstoff zur Verfügung stellte. Den eigenen Untergebenen gegenüber war er viel zurückhaltender.

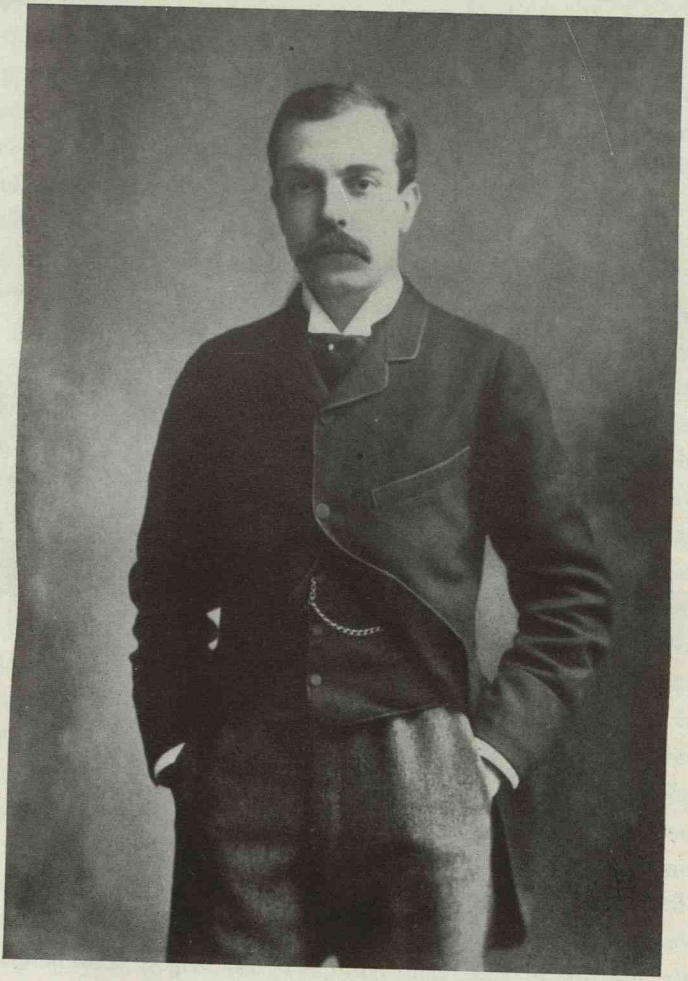
Freiherr von Aehrenthal, der spätere Minister, war schon früher als junger Sekretär unter dem Grafen Kálnoky in Petersburg gewesen, begleitete dann den zum Minister des Äußern ernannten Botschafter nach Wien, wo er als dessen Vertrauensmann bald zum Präsidialisten aufstieg. Im Jahre 1888 kam er als Botschaftsrat nach St. Petersburg. Seine ungewöhnliche Stellung trat damals durch den Umstand hervor, daß er bei der Durchreise durch Berlin vom Fürsten Bismarck zum Diner eingeladen worden war. Aehrenthal ging ganz im Dienste auf. Für ihn gab es weder Amtsstunden noch andere Abhaltungen, wenn die Möglichkeit der Einholung von Informationen von weitem blinkte. Selbst frühe Austernfrühstücke mit kleinen Beamten des Ministeriums des Äußern benutzte er, um sie auszuholen. Er galt auch unter Botschaftern als der bestinformierte Diplomat. Er war ein sehr angenehmer Kollege, verlangte aber ziemlich große Arbeitsleistungen von uns Sekretären. Er war ein guter Reiter, der ein diffiziles Pferd des Botschafters mit leichter Hand meisterte, ging auf die Bärenjagd und liebte eine gute Flasche Wein, bei der er dann einen gewissen derben Humor entfaltete. Wir zweifelten nicht daran, daß er eine brillante Karriere machen würde; allein ich dachte damals nicht, daß er zum Insassen des Ballplatzes auserwählt werden würde.

Zum Schlusse möchte ich noch auf einen der prächtigsten, edelsten Menschen zu sprechen kommen, dem ich in meinem ganzen Leben begegnet, den Oberstleutnant Klepsch, von uns allen Papa Klepsch genannt, der volle 25 Jahre in Petersburg als der erklärte Liebling des Hofes, der Generalität, des diplomati-

schen Korps, ja der Russen überhaupt blieb und seinen Posten als Feldmarschalleutnant verließ. Seine Laufbahn war eine merkwürdige und beweist seine hohe Begabung, aber auch seltenen Fleiß und Ausdauer. Er war als junger Oberleutnant in Solferino, als seine Leute vor den heranstürmenden Piemontesen zurückwichen, ruhig stehengeblieben, da er die Flucht unwürdig gefunden hatte. Beinahe à bout portant durch den Hals geschossen, blieb er auf dem Schlachtfelde liegen und wurde von uns als gefallen angesehen. Am nächsten Tage wurde er aber noch lebend aufgelesen und durch treue, monatelange Pflege wieder hergestellt. Die Pflegerin scheint jung und hübsch gewesen zu sein, und der sentimentale Klepsch ließ sich in der weichen Stimmung der Rekonvaleszenz dazu bewegen, sie zu heiraten. Die Ehe, die er mir gegenüber nie mit einem Worte berührte, muß überaus unglücklich gewesen sein. Klepsch opferte ein kleines Landgut in Mähren, seinen einzigen Besitz, und machte sich frei. Nach Wien zurückgekehrt, ward er zur Quelle der größten Verlegenheit für die militärischen Zopfleute, denn er war ja totgemeldet, sein Regiment ausgefüllt. Zum Schlusse war Klepsch froh, als Hauptmann im Armeestande in der Wiener Kommandatur (sein Onkel war kommandierender General in Wien) als Hilfskraft unterzukommen. Dann fungierte er an der Wiener-Neustädter Akademie als Lehrer. Er warf sich indessen mit größter Energie auf das Studium der russischen Sprache. Als nun unser Militärbevollmächtigter in St. Petersburg, Graf Bechtolsheim, um die Zuteilung eines jüngeren, sprachkundigen Offiziers bat, fiel die Wahl auf ihn. In seiner neuen Stellung bewährte er sich so gut, daß Graf Bechtolsheim, der immer mit den Großfürsten als persona gratissima üppig tafelte und Whist spielte, nur mehr politische Berichte schrieb und Klepsch alle militärischen Meldungen überließ. Auf Grund der Trefflichkeit derselben wurde er dann zum Nachfolger seines abtretenden Chefs ernannt und erwarb sich in hohem Grade das Vertrauen unseres damaligen Botschafters, des

Grafen Kálnoky. Als Militärbevollmächtigter gehörte er dem militärischen Gefolge des russischen Kaisers an und erfreute sich insbesondere des Wohlwollens Alexander II. Im Jahre 1886, als ich in St. Petersburg ankam, war er eine allgemein bekannte und beliebte Stadtfigur. Seine Güte, sein Wohlwollen, vor allem seine Selbstlosigkeit und Bedürfnislosigkeit kamen zur vollen Geltung. Wenn immer ein Mitglied der Botschaft der Unterstützung durch Rat oder Tat bedurfte, so wendete es sich an Papa Klepsch. Jeder unserer Staatsangehörigen fand bei ihm Hilfe. So zum Beispiel spielte er beim Generalgouverneur von Petersburg, Gresser, Whist, verlor absichtlich an dessen Frau, oder beschenkte dessen Sohn mit Duplikaten aus seiner großen Münzensammlung und erwirkte entweder die Rücknahme des Ausweisungsbefehls oder wenigstens eine längere Frist für die Liquidation des Geschäftes des nicht genehmen Österreichers. Gab es Streit zu schlichten, ein Duell zu verhindern, so war wieder er der Deus ex machina, der im ärgsten Falle als Duelleiter den Verlauf unblutig zu gestalten wußte. Er kannte alle höheren Offiziere in St. Petersburg. Zu seinen intimsten Freunden gehörte Graf Olsouwieff, Souschef des Militärkabinettes des Kaisers, dem er auf dem Lande bei einem Bauernaufstand das Leben gerettet hatte. Er gab jeden Sonntag den ihm befreundeten Generälen üppige Frühstücke mit Champagner, und wenige Vorkommnisse im Militärwesen Rußlands blieben ihm geheim. Allein er kompromittierte weder sich noch andere und hinterließ in Rußland den Ruf eines tadellosen Offiziers und edlen, vornehmen Menschen.

Von den Botschaftern ist außer dem hervorragenden General von Schweinitz vor allem Sir Robert Morier, der britische Vertreter, zu nennen, dem es gelang, den afghanischen Grenzstreit in friedlicher Weise zu regeln. Er hatte längere Zeit an verschiedenen deutschen Posten gedient, galt als liberal und erfreute sich der besonderen Gunst der Kronprinzessin Friedrich. Dies genügte, damit ihn Fürst Bismarck haßte und auch in den offiziösen



Der Autor als Attaché in London

Zeitungen angreifen ließ. Man warf ihm vor, er hätte während des Deutsch-französischen Krieges von seinem Madrider Posten aus, in offener Verletzung der Neutralität, Meldungen über deutsche Truppenbewegungen nach Frankreich gelangen lassen. Es entwickelte sich daraus eine heftige Preßfehde in Berlin und London, in welcher Sir Robert durchaus nicht den kürzeren zog. Seine Popularität und sein Ansehen sowohl in England als in Rußland erhielten durch die Auszeichnung, von Bismarck angegriffen zu werden, eine ungewöhnliche Förderung. Die englische Botschaft empfing in großem Stil durch Abhaltung von regelmäßigen Abendempfängen sowie von schönen Diners und Bällen. Während der vier Winter, die ich in St. Petersburg zubrachte, war Sir Robert der einzige Botschafter, dessen Ball vom Kaiser und der Kaiserin und allen Großfürsten besucht wurde. Die englische Botschaft verfügte über schönes, reiches Silber, welches sich bei solchen Anlässen sehr prunkvoll ausnahm. Der Keller war auch sehr gut bestellt und dürfte dessen glücklicher Besitzer oft zu reichliche Kostproben vorgenommen haben. Er litt dann regelmäßig an schmerzlichen Gichtanfällen, bei denen er sich durch Kraftausdrücke von unglaublicher Mannigfaltigkeit Luft machte.

Zu den begabtesten, unterhaltendsten Menschen, denen ich in meiner langen Laufbahn begegnete, gehörte Arthur Hardinge, der Vetter des späteren Unterstaatssekretärs und Reisebegleiters des König Eduard, Sir Charles Hardinge. Ich kannte ihn schon von London her, wo er, blutjung, im Foreign Office debütierte und auch als Précis writer von Lord Salisbury fungierte. Er hatte brillante Studien in Oxford gemacht und stand im Genuß eines College-Stipendiums gegen die Verpflichtung, sich alljährlich als Prüfer in den Grammarschools Englands zu betätigen. Arthur Hardinge beherrschte jede Sprache und natürlich auch die klassischen Literaturen. Die Schnelligkeit seiner Auffassung, sein Witz, seine Dialektik waren blendend, dazu war er die Bescheidenheit und Gutmütigkeit selbst. Natürlich gewann er sofort die beson-

dere Gunst des literarisch angehauchten Sir Robert und wurde von ihm zum Privatsekretär ausersehen. Der Botschafter hielt so große Stücke auf Hardinge, daß er allen älteren Sekretären Ausflüge im Lande nahelegte, um seinen Liebling während seines eigenen, kurzen Urlaubes zum Geschäftsträger machen zu können. Hardinge besuchte im Sommer Finnland auf einige Wochen. Auf der Rückreise konnte er keinen Schlafwagen finden. Da er nicht gleich einschlafen konnte, entwarf er im Coupé einen Bericht über Finnland, die Verfassung, Land und Leute, der so ausgezeichnet war, daß er in einer sogenannten „White Paper" dem Parlament vorgelegt wurde. Auf sein Verlangen wurde er vom amerikanischen Geschäftsträger Mr. Wurts zu einer Whistpartie eingeladen, obwohl er nie Karten spielte. Er stellte sich vor den Kamin und begann Geistergeschichten zu erzählen, sprengte einen Whisttisch, verhinderte die Konstituierung eines zweiten Tisches und hielt uns beinahe eine Stunde an seine Lippen gebannt. Später gestand er, die meisten der Geistergeschichten erfunden zu haben. Er beschloß seine Karriere als Botschafter in Madrid.

3.

St. Petersburg – Moskau – Bärenjagd

Der erste Eindruck, den ich von St. Petersburg im August 1886 erhielt, war eher ein günstiger, denn im Sommer nehmen sich die schönen Paläste und Häuser am meilenlangen Winterkai gar stattlich aus, während die mächtige Newa durch herrliche, wechselnde Beleuchtung die Sinne gefangennimmt. Kommt man von London, Wien oder Berlin, so fällt einem vor allem die ungewohnte Raumverschwendung auf. Alles ist überdimensional, das Winterpalais in seiner häßlichen, durch ziegelroten Anstrich noch monotoner wirkenden Architektur, die schnurgerade Hauptstraße, der New-

skij-Prospekt, die riesige, massive Isakskirche; die einzige schlanke, selten graziöse Linie zeigt die vergoldete Nadel der Admiralität, „the redeeming point", im Bilde der Stadt. Es ist, als hätte Peter der Große das Fenster, welches er auf den Okzident öffnete, übermäßig erweitert, damit die europäische Kultur reichlich einströme. Allein zu einer europäischen Stadt konnte er seine Schöpfung doch nicht machen. Man hört vielfach den Ausspruch, der große Reformator hätte auf Sand gebaut, die Hauptstadt Rußlands sei immer Moskau geblieben. Nun, wörtlich genommen, hat er St. Petersburg auf Piloten gebaut, die er im Inundationsgebiet der Newa in Schlamm und Sumpf treiben ließ, ähnlich wie Venedig in den Lagunen. Der hohe Kai schützt das linke Ufer der Stadt, wo alle Paläste und die Hauptstraßen mit Kaufläden und den meisten öffentlichen Gebäuden liegen. Allein das Niveau der Stadt liegt so tief, daß bei hohem Wasserstande der Newa viele Keller unter Wasser sind, während das gegenüberliegende Ufer Wassili-Ostrow selbst ganz überschwemmt wird. Dieser Umstand erklärt die äußerst ungünstigen hygienischen Verhältnisse der Stadt. Mehrere dieselbe in Bogen durchziehenden Kanäle bieten malerische Ausblicke. Sonst ist das Stadtbild von erschreckender Banalität, ganz ohne charakteristischen Baustil. Der bunte Anstrich der Fassaden verrät die Liebe des Orientes zu lauten Farben. Der Eindruck der künstlichen Schöpfung eines Herrscherwillens waltet vor.

Ganz im Mittelpunkt der Stadt, dicht bei der Kasan-Kathedrale, liegen die beiden Basare Apraxin und Gostini Dwor, eine Art Lager von niedrigen Buden, in rechtlinigen Reihen geordnet. Dort konnte man von schlauen Eingeborenen recht hübsche Erzeugnisse der heimischen Kunstgewerbe, aber auch gutes Meißner Porzellan, Silber, Bronzen, Teppiche usw. nach langem Feilschen preiswürdig erstehen. Der Kontrast mit dem nahen Newskij-Prospekt, dessen moderne Häuser sich kilometerweit schnurgerade aneinanderreihten, war sehr wirkungsvoll. Außer dem Som-

mergarten und dem Garten des Taurischen Palais mit einem großen Teiche, auf dem wir con amore Schlittschuh liefen, gibt es in der Stadt selbst keinen nennenswerten Garten. Dagegen sind die sogenannten Inseln, wo man von der „Pointe" die Aussicht auf das offene Baltische Meer genießt, überaus malerisch. Im Sommer speiste man dort in sehr guten Restaurants im Freien und besuchte die berühmten Cafés chantants Arkadia oder Livadia, wo die kleinrussischen Zigeuner ihre bekannten melancholischen Chöre ertönen ließen. Wir kamen meistens erst zwischen 1 und 2 Uhr nachts, also bei Tageslicht, von dort nach Hause.

Einen ganz besonderen Reiz bietet aber die Stadt dem Fremden im Winter, sobald durch reichlichen Schneefall eine gute Schlittenbahn ermöglicht wird. Ich hatte zum eigenen Schlitten zwei gute, dunkelbraune Traber gemietet, denen nur wenige Privatschlitten vorkamen. Man ist in den großen Tschinell, den Pelzmantel gehüllt, dessen aufgeschlagener Pelzkragen weit über die Pelzmütze reicht. Die Füße, zunächst in Galoschen, werden in einen kleinen, im Schlitten befestigten Pelzfußsack gesteckt. Über alles kommt eine schwere Bärendecke. So ausgerüstet spürt man bei kurzen Fahrten kaum etwas von normaler Kälte, um so weniger, als man aus den stark geheizten Räumen ein Reservoir eigener Wärme mitbringt. Das pfeilschnelle Dahinschießen auf dem glitzernden Schnee gab mir ein Gefühl erhöhter Vitalität und Lebensfreude. Ich fuhr, wenn es nur windstill war, selbst von heißen Bällen mit einer Temperatur von 20 Grad Reaumur im Schlitten nach Hause, wenn draußen ebensoviel Grade Kälte herrschten. Zu den unterhaltendsten Sportübungen gehörte das Herunterfahren auf den russischen Eisbergen. Im Taurischen Garten fuhren wir paarweise, auch mit Damen, auf Schlittschuhen mit Windeseile hinunter. Auch wurden Omnibusschlitten improvisiert. Ein Herr lenkte vorne, dann kniet eine Dame hinter ihm und hält sich mit beiden Armen an seinen Schultern fest, wenn sie es nicht vorzieht, seinen Hals zu umschlingen, dann folgt wieder ein sit-

zender Herr und eine kniende Dame und so fort, bis zum Schluß ein Herr umgekehrt sitzt und als Steuerruder fungiert. Man sauste mit Eilzugsgeschwindigkeit den Eisberg hinunter und glitt mit dem Schwung über den ganzen Eisspiegel. Es machte mir Spaß, manchmal wie von ungefähr auf das entgegengesetzte Ufer hin zu steuern und den Omnibus in den weichen Schnee sanft auszuleeren.

Das Herz Rußlands bleibt doch Moskau mit dem Kreml, der moskowitischen Akropolis. Dort standen große Paläste mit Höfen und Gärten, umgeben von elenden Hütten und Holzhäusern; die Straßen sind vielfach gewunden und uneben, das Pflaster ist entsetzlich. Moskau ist die Stadt von 450 Kirchen und Kapellen, die fast alle von fünf vergoldeten Kuppeln gekrönt sind. Vom Spatzenberge, einem benachbarten Hügel, genoß ich des Abends einen wunderbaren Blick auf diese von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Kuppeln. Ihre Signatur erhält aber die Krönungsstadt vom Kreml, einer Festung inmitten der Stadt, zu der man durch einige monumentale Tore, das Werk lombardischer und eines schottischen Architekten, Zutritt findet. In Ermangelung von Stein ist alles aus rotem Ziegel. Im Kreml selbst sind drei Kathedralen, darunter die Krönungskathedrale, von sehr mäßigem Umfange, ganz nach byzantinischem Muster erbaut. Im Innern ist das silberne Ikonostas von großem Reichtum. Die verschiedenen Ikonen waren von kostbaren, exotischen Edelsteinen, Brillanten usw. bedeckt, welche die Sowjets wohl schon längst veräußert haben dürften. Ganz asiatisch, barbarisch wirkt die Kirche Iwan des Grausamen mit einer Unzahl von bunt gefärbten Kuppeln in jeder Größe und Gestalt, die von der Zwiebel bis zur Artischocke und von Ananas bis zur Zitrone geht. Es ist die Ausgeburt der krankhaften Einbildungskraft eines orientalischen Despoten. Moskau ist asiatisch, orientalisch, durchaus uneuropäisch, und das ist sein besonderer Reiz.

Ich unterließ es auch nicht, den Ausflug nach Nishnij Now-

gorod, zur berühmten Messe, zu machen. Sie war im Übergangsstadium von dem orientalischen Basar, wo jeder das Produkt seines gewerblichen Fleißes ausbietet, zur Mustermesse, auf der Engrosgeschäfte abgeschlossen werden. Immerhin sah ich noch viele malerische Trachten von Kaukasiern, Persern, Chinesen, denen ich parfümierten, gelben Tee abkaufte, Turkomanen, Sibiriern usw.; ich hörte ein Gewirr von Sprachen, allein kein Schreien. Natürlich stieg ich zur Wolga hinab und kaufte aus einem eben geöffneten Riesenhausen ein Kilogramm frischen Kaviar, der in auffallend kurzer Zeit verschwand. Die Hotels, Gasthäuser und Restaurants waren von Messebesuchern und zweifelhaften Damen überfüllt. Unsere „Party" zog vor, den Schlafwagen zu behalten und von Nishnij Nowgorod die folgende Nacht wieder zurückzukehren.

Jeder Diplomat, der die überkultivierte, raffinierte russische Gesellschaft in der Treibhausatmosphäre der Salons von Sankt Petersburg trifft, sollte die Gelegenheit nicht versäumen, die ihm eine Bärenjagd dazu bietet, mit der Lebenshaltung und den Sitten der Landesbevölkerung bekannt zu werden. Ich widerstand denn auch nicht der Versuchung, mit dem der Landessprache kundigen Grafen Alexander Münster, Honorarattaché der deutschen Botschaft, und mit Lord Kilmorey, der vorübergehend in der Newastadt weilte, eine mehrtägige Bärenjagdexpedition mitzumachen. Wir jagten im Gouvernement Nowgorod, zwischen Petersburg und Moskau in bereits vorgerückter Jahreszeit, nämlich in der zweiten Hälfte März. Zuerst benützten wir die Eisenbahnstrecke drei Stunden, um gegen 9 Uhr die Schlitten zu besteigen, in denen wir die ganze Nacht und den folgenden Morgen bis zu Mittag durchfuhren. Wir hatten einen schneidigen Gegenwind und 15 Grad Kälte. Es war die eisigste Nacht meines Lebens, obwohl der vor mir stehende Kutscher einigermaßen als Windschirm wirkte. Übrigens sprang derselbe oft ab, um neben dem Schlitten behufs Erwärmung einherzutraben. Es wäre Wahnsinn gewesen,

ans Schlafen auch nur zu denken. Der dicke Schal (Bashlik) aus Kamelhaar war in wenigen Minuten durch den gefrorenen Atem zu einem harten Brett geworden, welches ich weder um den Hals noch vor dem Munde vertrug. Ich rieb mir abwechselnd Nase und die Ohren oder eine Hand mit der anderen. Das Unglaubliche dabei war, daß wir während 15 Stunden nur zweimal Pferde wechselten. In den sehr heißen Stationshäusern tranken wir möglichst viel, beinahe siedenden Tee, das beste Mittel, die Temperatur des Blutes zu erhöhen. Vor dem Genusse von Alkohol waren wir dringend gewarnt worden. Wir mußten nach unserer Ankunft drei Stunden warten, bis die Provisionen soweit auftauten, daß sie einigermaßen genießbar waren. Als Neulinge hatten wir Wein und Mineralwasser mitgenommen, welche, zu festen Klumpen gefroren, die Flaschen gesprengt hatten. Nur die Kognakflasche war intakt. Beim Auspacken meines Kautschukbades brachen meine Jagdgenossen in ein homerisches Gelächter aus. In der Tat, wir waren später froh, heißes Wasser für Tee und allenfalls zum Waschen von Gesicht und Händen zu erhalten. Wir fuhren rasch zum ersten Trieb, um nicht in die Dunkelheit zu kommen. Sämtliche Dorfbewohner, Männer, Frauen in der Mehrzahl, und Kinder, umstellen in einem großen Kreis das von den Berufsjägern bestätigte Winterlager des Bären. Dort, wo die Fährte des zu seinem Lager führenden Bruder Petz festgestellt ist, werden die Jäger auf Ständen aufgestellt. Der tiefe Schnee ist dort so weit weggeschaufelt, daß man wenige Schritte machen kann. Wir zogen die Nummern zur Bestimmung der Plätze. Nummer 1 war der Stand, zu dem die Fährte selbst führte und auf welcher der Bär beinahe immer herausbricht. Die Treiber machen einen Heidenlärm, bleiben aber in einer angemessenen Entfernung vom Lager. Im Notfalle nähern sich ihm die Berufsjäger mit ihren großen, zottigen Hunden und geben einen blinden Schuß ab. Erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der das aufgescheuchte Tier im tiefen Schnee sich bewegt. Lord Kilmorey hatte die erste Nummer ge-

zogen. Ein mittelgroßer, hellbrauner, also harmloser Vegetarianer kam im Galopp auf ihn zu. Die Regel war, das Wild regungslos bis auf etwa 30 Schritte herankommen zu lassen und dann erst anzulegen. In diesem Augenblick biegt der Bär, sobald er den Schützen sieht, gewöhnlich im rechten Winkel ab, so daß letzterer Gelegenheit zu einem Blattschuß hat. Lord Kilmorey zielte gut und roulierte den Bären wie einen Hasen. Er wurde aber gleich wieder hoch und erreichte mit einigen Sprüngen eine schmale Allee hinter den Ständen. Einer der großen Hunde setzte ihm nach und er holte mit der Tatze vergeblich nach ihm aus, als ich mich durch den tiefen Schnee bis zur Allee durchgearbeitet hatte. Ich warf das Gewehr an die Schulter und machte den glücklichsten Schuß meines Lebens, ohne zu zielen, denn meine Kugel ging durch den Hals des Bären, der blitzartig in der Allee selbst zusammensank. Nicht weniger erstaunte mich das übliche Zeremoniell, das die Dorfbewohner gewissenhaft befolgten. Sie stimmten zuerst eine Art Trauerchor an, dann zogen sie im Gänsemarsch vorbei und jeder oder jede gab dem erlegten Tier einen Fußtritt oder einen Schlag mit dem Stock, begleitet von einem Schmähwort.

Die erste Nacht brachten wir bei einem Kaufmann zu und hatten sogar ein Bett zu unserer Verfügung, so daß nur zwei von uns am Fußboden, in Decken gehüllt, schliefen. Ich hatte mich bei der eiskalten Schlittenfahrt verkühlt und wachte mit starkem Fieber auf; allein wir waren über 100 Werst von der nächsten Eisenbahnstation entfernt und es blieb nichts übrig, als den Trieb mitzumachen, nachdem ich möglichst viel Chinin geschluckt hatte. Zum Glück war ich an diesem Tage nur Zuschauer; der begünstigte Kilmorey kam wieder zum Schuß, obwohl Münster Nummer 1 gezogen hatte, und erlegte seinen Bären. Die Märzsonne hatte soviel Kraft, daß der Schnee auf den Nadeln der Fichten und Tannen in den Mittagsstunden zu schmelzen begann. Später wurde er aber wieder zu Eis, welches durch Brechung der Sonnenstrah-

len die herrlichsten Lichteffekte hervorbrachte. Die großen Bäume der Kronenwälder, in denen wir ausschließlich jagten, denn jeder private Waldbesitz war längst von den Bauern abgeholzt worden, boten ein unvergeßliches Bild. Sie waren wie von Millionen Brillanten übersät, die uns förmlich blendeten. Dazu kam der große Kontrast zwischen der sonnenbeglänzten Schneedecke und dem tiefblauen Schatten im Walde. In das Leben des Muschiks konnten wir einen interessanten Einblick dadurch gewinnen, daß wir in deren Hütten übernachteten. Etwa ein Drittel derselben war von einem Riesenofen eingenommen, der eine erhöhte Estrade bildete. Auf diesem warmen, zugfreien Platze schläft die ganze Familie ganz so wie am Tage bekleidet. Uns blieb der vordere, niedrige, eiskalte Teil der Hütte, wo wir auf Stroh in unseren Pelzen lagen. Der russische Bauer ist aber, zumindest in den ersten Tagen einer jeden Woche, der reinste Bauer der Welt und schlägt in dieser Beziehung die meisten Städter des Westens. Denn er nimmt jeden Samstag ein echt russisches Dampfbad. In einer unbewohnten Hütte wird ein großer Mühlstein aufgestellt und mit siedendem Wasser übergossen, welches sofort in Dampf übergeht. Aus dieser Dampfstube werfen sich dann die Bauern in den Schnee, in dem sie sich nach Herzenslust rollen. Die Nahrung der Bauern, allerdings in dem sehr armen Gouvernement Nowgorod, war nach unseren Begriffen nicht nur ungenießbar, sondern auch ganz unzulänglich. Im schwarzen Brot war manchmal massenhaft Stroh mitgebacken. Die wässerige Kohlsuppe war nur durch die Masse imstande, die Illusion der Sättigung zu geben. Wenn man das eintönige, armselige, freudlose Leben der Bauern aus der Nähe schaut, begreift man die traurige Tatsache, daß ihre einzige Freude darin besteht, sich an Sonn- und Feiertagen bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken.

Unser dritter Jagdtag brachte unterhaltende Szenen, die nicht auf dem Programm waren. Im Triebe war kein Bär, er war entweder ausgebrochen oder auch an andere Bärenliebhaber ver-

kauft und von ihnen geschossen worden. Unserem Abkommen nach hatten wir dem Dorfe für das Treiben nichts zu zahlen; allein die Bauern murrten laut und verlangten die volle Summe. Graf Alexander Münster machte sich anheischig, sie wie Kinder umzustimmen. Er schlug zunächst vor, sich im sogenannten Bärenspiel mit dem stärksten Dorfburschen zu messen. Beide hockten sich auf allen vieren im Schnee mit Gesicht gegen Gesicht nieder. Zwei zusammengeschnallte Leibriemen wurden den beiden um den Nacken geschlungen, worauf unser Jagdführer, eine kurze Pfeife im Munde, seinen Gegner ohne alle Anstrengung aus dem Schnee hob und nachschleifte. Diese siegreiche Kraftprobe imponierte den Bauern ungemein. Dann veranstaltete Graf Münster noch ein Skirennen, wobei um einen im Schnee steckenden Stock schnell umgekehrt, dieselbe Strecke zurückgelaufen werden mußte. Die Preise waren minimal, zwei und ein Rubel. Die ganze Dorfgemeinde jauchzte vor Vergnügen und war in so gute Laune versetzt, daß sie sich mit einer kleinen Entschädigung begnügte.

Am vierten Tag hatte ich den guten Stand. Eine sehr kleine alte Bärin sah mich schon von weitem und brach seitwärts im schnellsten Galopp aus. Ich schoß aus beiden Gewehren alle vier Schüsse auf ziemliche Distanz aus, streifte sie aber nur am Rücken. Sie kam gerade auf den nächsten, neben mir stehenden Treiber los, der sie durch Schreien und Klopfen gegen uns trieb. Sie passierte uns auf etwa zehn Schritte Distanz. Da zeigte sich, welchen Fehler ich begangen hatte, daß ich zwei Gewehre von verschiedenem Kaliber mir auslieh. Ich hatte in diesem Augenblick nur die Patronen zum ersten Gewehre bei mir und konnte damit das zweite Gewehr, das ich in Händen hatte, nicht laden, so daß ich mit dem Gefühle eines leeren Magens den kommenden Dingen entgegensah. Mein treuer Diener, einige Schritte hinter mir, hatte schon sein Messer gezogen. Da ertönte ein Schuß, von Münster abgegeben, der die Bärin getroffen haben muß, denn sie machte kehrt,

richtete sich auf und kam auf den Hinterpfoten langsam gegen uns zurück. Inzwischen hatte aber mein Diener das erste Gewehr wieder geladen und schoß den Bären auf kaum fünf Schritte durch das Herz, so daß er tot niederbrach. Es war ein aufregender Augenblick, zu dessen Erinnerung ich die kleine Bärin ausstopfen ließ. Sie steht noch jetzt in der Vorhalle meines Schlosses, meistens mit Stöcken und Hüten behängt. Auf der Rückfahrt hatten wir über zwei Stunden auf einer Eisenbahnstation auf den Schnellzug Moskau—Petersburg zu warten. Lord Kilmorey schlug vor, wir möchten um die Jagdspesen, die ungefähr 900 Rubel ausmachten, Ekarté spielen. Münster war sofort damit einverstanden, da er wußte, ich wäre ein sehr schwacher Ekartéspieler, so daß zehn Chancen gegen eine dafür waren, daß ich für die Gesamtkosten unserer Expedition aufkommen würde. Ich war aber von den Strapazen der Jagd, namentlich aber den durchwachten Nächten, so erschöpft, daß ich gewöhnlich schon beim Umschlagen des Atout fest einschlief. Vom Ausspielen einer Partie konnte nicht die Rede sein. Lord Kilmorey begnügte sich daher, nur Münster die 300 Rubel eigener Jagdspesen abzugewinnen, während ich mit dem Kopfe auf dem Tisch ruhig schlief. Ich wurde dann von meinen beiden Jagdgenossen bei Ankunft des Zuges unter beide Arme genommen und wie ein Trunkener ins Coupé gehoben. Meine Schlafkrankheit trug mir also damals volle 300 Rubel ein, die ich unfehlbar an den Ekartékünstler Kilmorey verloren hätte. Er hatte dann noch das Glück, mir den von uns beiden geschossenen Bären abzubetteln, da nach europäischen Regeln der erste Blattschuß maßgebend ist.

In der Erinnerung treten die ungewöhnlichen Strapazen, die ausgestandene Kälte und die schlecht verbrachten Nächte zurück hinter dem Eindruck des großen, schneeweißen Landschaftsbildes, der herrlichen, in der Sonne glitzernden Baumriesen und der reinen, die Lungen stärkenden Luft, welche der Städter in tiefen Zügen mit Wonne einatmet.

III. Kapitel

Rom, November 1890 bis Dezember 1893, als erster Sekretär

1.

Gegensatz zu Frankreich – Rudini erneuert den Dreibundvertrag

Im November 1890 wurde ich auf meine Bitte von St. Petersburg nach Rom versetzt. Es war keine Beförderung, ja, momentan sogar ein kleiner Rückschlag in der Bedeutung meiner amtlichen Stellung, da Graf Hohenwart, der erste Sekretär, den ich ersetzen sollte, keine andere Bestimmung erhalten hatte und noch über ein Jahr in Rom blieb. Ich war aber über diese scheinbare „capitis diminutio" sehr glücklich; denn ich hatte infolge derselben Zeit und Muße, die ewige Stadt, die mir neu war, gründlich zu besichtigen und auch viele Ausflüge in Italien zu unternehmen. Nach den grauen, naßkalten Tagen an der Newa erschien mir die herrliche Novembersonne und der blaue Himmel über den einzigartigen Baudenkmälern der Antike und der Renaissance wie eine Art Offenbarung. Es ist mir unmöglich, die Begeisterung, das Entzücken zu beschreiben, die der Anblick der durch Jahrhunderte von weltgeschichtlicher Bedeutung geweihten Monumente, der rauschenden Fontänen, der malerischen Campagna Romana in mir auslösten. Ich war im buchstäblichen Sinne des Wortes trunken von den gewaltigen Eindrücken, die auf mich einstürmten, und zur Kanzleiarbeit, von der man mich in den ersten Wochen zum Glück dispensierte, weder fähig noch im mindesten disponiert. In dem deutschen Kollegen Felix von Müller, einem sehr kunstsinnigen, musikbegabten Schöngeist, mit dem ich von London her befreundet war, fand ich einen sym-

pathischen Genossen für meine Wanderungen in Rom selbst sowie in dessen nächster Umgebung. Ein besonderer Zauber lag ferner in der glücklichen Tatsache, daß ich im Palazzo di Venezia wohnte. Von den Fenstern meines Schreibzimmers hatte ich einerseits die Aussicht auf den schönen, großen Hof mit der dreifachen, dem Kolosseum entlehnten Säulenkolonnade, anderseits auf die Piazza San Paolo, in deren Mitte ein von Palmen eingerahmter Springbrunnen plätscherte. In solchem herrlichen Rahmen fühlte ich mich selbst als Persönlichkeit gehoben und zu erhöhtem Kunstgenuß angeregt.

In Italien war Crispi seit 1887 am Ruder. Es war ihm gelungen, in den politisch denkenden Klassen den Gedanken des Anschlusses an die Zentralmächte, wenn nicht populär, so doch als eine Notwendigkeit plausibel zu machen. Er wollte darin eine Schutzmaßregel gegen das Eindringen revolutionärer, radikaler Ideen aus Frankreich sehen, welche die Monarchien bedrohten. Der Gegensatz zu Frankreich beherrschte damals in seiner vollen Schärfe die Lage. Frankreich war dem ihm während des Berliner Kongresses vom Fürsten Bismarck hingeworfenen Lockrufe gefolgt und hatte sich in Tunis, in Form eines Protektorats, festgesetzt. Daher eine Spannung mit Italien, die in einem heftigen, lang andauernden Zoll- und Finanzkrieg zum Ausdrucke kam. Die drohende Stellung, welche Rußland seit 1886 in der bulgarischen Frage eingenommen hatte, führte indessen zu einer Annäherung Englands zu Österreich-Ungarn und Italien. Durch Notenaustausch in London kamen diese Länder im Jahre 1887 überein, für die möglichste Erhaltung des faktischen Besitzstandes im Mittelländischen Meer, ferner im Adriatischen, Ägäischen und Schwarzen Meere einzutreten. Es war insbesondere der Schutz der afrikanischen Nordküste gegen französische Angriffe und jener von Konstantinopel und den Meerengen gegenüber Rußland ins Auge gefaßt. Auch Spanien trat diesem Übereinkommen bei, welches keine Defensivallianz

im eigentlichen Sinne darstellte, aber doch das Zusammengehen der genannten Mächte zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes ins Auge faßte. Der im Jahre 1887 verlängerte Dreibundvertrag wäre im Mai 1892 abgelaufen. Schon zwei Jahre vor diesem Termin bemühte sich Crispi sowohl in Berlin als wie in Wien um eine beschleunigte Erneuerung desselben, allerdings mit einigen Änderungen, insbesondere der Zusammenfassung der bisherigen getrennten Verträge in ein einziges Vertragsinstrument. Graf Kálnoky war gegen jede Änderung und sprach sich nur zugunsten einer vorzeitigen Erneuerung der alten Verträge aus. Auch Caprivi zeigte zunächst keine besondere Lust, die deutschen Verpflichtungen bezüglich der afrikanischen Küsten zu erneuern. Allein das Bild änderte sich vollkommen, als man in Berlin aus sicheren Quellen erfuhr, daß der Abschluß der russisch-französischen Allianz bevorstehe. Inzwischen war Crispi infolge der Niederlagen in Abessinien gestürzt und durch den konservativen Marquis Rudini ersetzt worden, der als Gallomane galt. Dieser erklärte sich aber auch zur Erneuerung des Dreibundes bereit, die im Mai 1891 zustande kam. Rudini legte großes Gewicht auf einen günstigen Handelsvertrag mit uns und Deutschland, wie er mir selbst beim schwarzen Kaffee nach einem im Circolo della Caccia gemeinsam eingenommenen Dejeuner erzählte. Er war Sizilianer, Besitzer ausgedehnter Weinberge bei Marsala und litt, so wie ganz Sizilien, schwer durch den Zollkrieg mit Frankreich, wo die sizilianischen Orangen von den spanischen verdrängt worden waren. Der neue Dreibundvertrag enthielt zum Schlusse eine merkwürdige Klausel, nämlich das Versprechen der beiden Regierungen der Zentralmächte, ihr Fürwort bei Lord Salisbury dafür einzulegen, daß er den Schutz der britischen Flotte gegen jeden Angriff in bindender Form Italien verspreche. Rudini äußerte sich damals dahin, er wisse, daß Abmachungen mit englischen Ministern, welche nicht vom Parlamente genehmigt würden, keinen dauernden Wert

hätten; trotzdem würde er selbst aus dem Besitz eines einfachen Privatbriefes Lord Salisburys an ihn, der die oben angedeutete Versicherung enthielte, große Beruhigung schöpfen. Damals war die italienische Kriegsflotte im Vergleiche zur französischen von großer Inferiorität. Die Häfen von Genua und Neapel, wo sich der größte Teil des italienischen Überseehandels abspielt, waren offene, ganz ungeschützte Häfen, dem plötzlichen Angriffe einer französischen Flotte schutzlos preisgegeben. Die Kriegshäfen von Toulon und Biserta machten solche französische Angriffe in wenigen Stunden möglich. Als Kuriosum erwähne ich, daß während der vierhundertjährigen Kolumbus-Feier in Genua, das heißt im Jahre 1892, nach der Aussage des deutschen Marineattachés Baron Plessen, damals plötzlich eine englische Eskader in voller Kampfstellung herandampfte und überall nach dem französischen Feinde auslugte. Es war dies die Folge einer falschen Alarmmeldung der italienischen Behörden, die ein eigentümliches Licht auf die in Rom damals herrschende Panikstimmung wirft.

Das Verhalten des Marquis Rudini hätte aber genügen sollen, um den unsere und die deutsche Politik leitenden Männern die Unmöglichkeit klarzumachen, in der sich Italien befand, aktiv an der Seite der Zentralmächte an einem Kriege teilzunehmen, sobald Großbritannien nicht mehr auf Seite unserer Gruppe stände. Die englische Flotte beherrschte von Malta aus die Lage. Neapel und Genua waren gegen dieselbe nicht zu schützen. Überdies wird ja der größte Teil des Kohlenbedarfes Italiens aus England gedeckt und würde der Wegfall der englischen Einfuhr sich katastrophal auswirken. Selbst für eine bloß neutrale Haltung Italiens liegt in dieser Abhängigkeit von England ein belastendes Element. Es ist nicht zu verstehen, wieso sich die militärischen Kreise in Berlin dieser offenbaren Wahrheit verschlossen und mit Italien kurz vor Ausbruch des Weltkrieges militärische Abkommen über den Abtransport mehrerer italienischer Armeekorps über den Brenner an den westlichen Kriegsschauplatz abschlossen.

2.

Weiße und schwarze Gesellschaft – Glänzendes soziales Leben im Jahre 1891 – Salon Lavaggi – Letzter Karneval der Stadt Rom – Silberne Hochzeit des Königspaares

Rom war der letzte Posten, auf dem ich keine politisch verantwortliche Stellung bekleidete und daher genügende Muße zu häufigen Reisen im Lande, zu zeitweiligen Kunststudien und endlich zu reger Teilnahme an den sozialen Zerstreuungen hatte. In Rom gingen im Winter 1890—1891 die Wogen der sozialen Unterhaltungen sehr hoch. Die Gesellschaft war damals in die weiße, dem Quirinal und dem Könige huldigende, und die schwarze, das heißt die nur in Vatikankreisen verkehrende, ziemlich streng geschieden. Ich gehörte unserer weißen Botschaft an, mein Chef war Baron Bruck, der Sohn des genialen Handelsministers, der ein so tragisches Ende gefunden hatte. Er bewohnte den prachtvollen Palazzo Chigi an der Piazza Colonna, den jetzt — wenn ich nicht irre — Mussolini innehat. Baron Bruck war sehr musikalisch, ein leidlicher Klavierspieler und guter Gesellschafter, dem sein fließendes Italienisch sehr zustatten kam. Er arrangierte gerne und mit großem Geschicke Ballette und Theateraufführungen oder lebende Bilder, wozu alle Botschaftsmitglieder erbarmungslos gepreßt wurden. Sein Salon war einer jener Mittelpunkte der weißen Gesellschaft, in dem seine Tochter, Baronesse Renée, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit eine besondere Anziehung ausübte. Einem glänzenden Empfang des Botschafters wohnte auch die Königin bei, wobei ich unter ungeheuerem Trema ein Violinstück, zum Glücke von einer Sordine diskret gedämpft, vortragen mußte.

Der schwarzen Gesellschaft begegneten wir nur bei unserem eigenen Botschafter am Vatikan, dem Grafen Revertera. Dessen überaus liebenswürdige Gemahlin, geborene Buturlin, und drei

Töchter, empfingen in reizender Weise im Palazzo di Venezia, falls nicht anderswo eingeladen, jeden Abend bis Mitternacht. Da wir, Sekretäre und Attachés beider Botschaften, alle im Palazzo di Venezia wohnten, so machten wir des öfteren noch um $11^1/_2$ Uhr einen Sprung zur gütigsten und wohlwollendsten aller Botschafterinnen. Der Fasching des Winters 1891 war ungewöhnlich brillant, denn es herrschte damals noch ein großer finanzieller Aufschwung, während im nächsten Jahre ein riesiger Baukrach in Rom speziell die römische Aristokratie, z. B. den Fürsten Borghese, aber auch die päpstliche Kurie schweren Verlusten aussetzte und dem gesellschaftlichen Leben engere Schranken zog. Die Italiener sind ungemein gesellig. Ihr Leben spielt sich weniger im eigenen Hause als im Klub, auf der Straße, im Salon oder Theater, kurz im Verein mit einer möglichst großen Zahl gleichgesinnter Personen, unter lautem, lebhaftem Meinungsaustausche ab. In den Provinzstädten ist die Kirche ein beliebter Sammelplatz und Treffpunkt, wo das Volk sich so zu Hause fühlt, daß man auch Hunde mitnimmt. Daneben spielt natürlich die Osteria in einem Weinlande wie Italien eine große Rolle. Im Winter, wo die Einzelwohnungen gar nicht oder nur schlecht geheizt sind, ist das gesellschaftliche Zusammendrängen schon im Interesse der Erwärmung als auch des Heizens auf gemeinsame Kosten aus Ersparungsrücksichten angezeigt. Baron Pasetti, der hervorragende Nachfolger des Barons Bruck in Rom, der, wenn ich mich richtig entsinne, aus Padua stammte, erzählte mir, daß in der vorigen, etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts angehörenden Generation in Padua sich der verarmte Adel jeden Abend in einem anderen Palazzo vereinigte, und zwar möglichst nahe um ein loderndes Kaminfeuer. Es war in dem Sinne ein Picknick, als jeder der Anwesenden einen Holzklotz mitbrachte, den er zunächst als Fußschemel auf dem eiskalten Marmorfußboden benützte, bis das Los auch seinen Holzklotz in den Kamin rief. In Rom waren die Verhältnisse nicht so beengt. Jeden Abend wurde

in einem oder in mehreren Palazzis in der einfachsten Weise empfangen. Man begnügte sich mit einer Tasse Tee oder etwas Eis. Die Einladungen ergingen mündlich, z. B. für jeden Donnerstag während der ganzen Fastenzeit. Man wußte nie, ob zehn oder dreißig bis vierzig Gäste kommen würden. Man hatte aber als Fremder die Möglichkeit, die Hausleute und auch die Gäste besser kennenzulernen, ihnen menschlich näherzutreten; nur einen Nachteil mußte man mit in den Kauf nehmen, den, daß die Damen alle französisch oder englisch so perfekt sprachen, daß man nie Gelegenheit hatte, sich im Italienischen zu üben. Zum Glück traf dies nicht bei den Männern zu, denen man vielfach nur dann näherkommen konnte, wenn man ihre melodische Sprache meisterte. Dazu ergab sich oft im „Circolo della Caccia", dem weißen Klub, Gelegenheit, wo ich Tittoni, Rudini und auch viele Deputierte traf. Als der Fremdensalon par excellence der neunziger Jahre ist jener der Marchesa Lavaggi zu nennen. Sie sprach französisch wie eine Französin, da sie in Nancy erzogen war. Ihr Großvater, Graf Marescalchi, war Gesandter Napoleons, des „Königs von Rom", bei Napoleon, „Kaiser von Frankreich", in Paris gewesen. Sie hatte eine große Vorliebe für Diplomaten, die ihr für ihre Gastfreundschaft um so dankbarer waren, als sie dieselbe bis in den Monat Juli ausdehnte, wenn die meisten Römer die heiße Stadt verlassen hatten. Es wurde dann zumindestens dreimal in der Woche bis 1 Uhr nachts Whist gespielt bei einem ungemessenen Genuß von Granito oder Fruchteis. Ich war besonders mit der älteren Tochter der Marchesa Lavaggi, Donna Maria Grazioli, liiert, deren sympathischer Gemahl, Don Giulio Grazioli, im Winter 1891 noch Master of the hounds war. Er hatte den Bau einer großen Villa mit gotischer Halle außerhalb der Porta del Populo fast vollendet. In den schönen Stallungen standen in Boxes eine ganze Reihe vortrefflicher Jagdpferde. Don Giulio war eines der Opfer des Finanzkrachs, der, von den römischen Bauaktien ausgehend, alle italienischen Werte, auch die Renten, von

den Franzosen in Millionen auf den Markt geworfen, erfaßt hatte. Don Giulio verkaufte alle seine Pferde, behielt nur einen einzigen Hunter als Coupépferd für seine Frau und fuhr in philosophischer Ruhe mit einem Bicycle die paar Kilometer bis zum Zentrum der Stadt. Die zweite Tochter, Donna Giulia Lavaggi, die später den Genueser Marchese Centurioni heiratete, war von einem unermüdlichen Entrain, nicht nur beim Empfang im eigenen Hause, sondern auch beim Arrangieren von Ausflügen, Lawn-tennis- und Segelpartien usw. Ihr verdanke ich z. B., daß ich einen Ausflug mit der Famiglia Sermoneta nach Nympha, dem ganz unter Wasser stehenden Zauberdorfe, und nach dem als Ruine noch bestehenden Stammschlosse Sermoneta mitmachte, wo die Ausflügler, die sich alle gut kannten, in so ausgelassene Laune kamen, daß alle Orangen, Mandarinen und Äpfel als Wurfgeschosse benützt wurden, vor denen ich mich unter dem Tisch verkroch. Die heitere, unbefangene Charakteranlage der Italiener ließ sie bei solchen Anlässen wie große, harmlose, aber ungezogene Kinder erscheinen. Der Initiative Donna Giulias verdankte ich auch, daß ich öfters als Gast der wunderschönen Principessa Venosa in ihrer Villa in Albano weilte. Der Park enthielt Prachtbäume seltenster Art, die ein Ahne des Prinzen Venosa aus Südamerika und Australien geholt und gepflanzt hatte. Besonders schön war ein Lawntennisplatz, ganz von Palmen umgeben, der eine weite Aussicht auf die Campagna Romana bot. Im Hause der Fürstin Venosa wurde selbst bei Anwesenheit von Diplomaten nur italienisch gesprochen. Dies veranlaßte einen komischen Zwischenfall. Ich hatte offenbar eine an den Triestiner Dialekt erinnernde Aussprache. Die Schwester der Hausfrau, die an den radikalen Signor Martini, damals Kolonialminister, verheiratet war, bemerkte mir gegenüber während einer Pause der allgemeinen Konversation: „Lei parla come un Triestino." Dann wollte sie diese offenbare Kritik etwas mildern und fügte hinzu: „Ma é vero, Trieste é una cittá Italiana." Tableau! Auf das ein homerisches Gelächter folgte.

Von den vielen gastlichen Häusern und Palazzis, wo ich schöne Feste mitmachte, kann ich das der Gräfin Somaglia nennen. Sie war eine Schwester des Fürsten Doria, gleich der nur mit der schwarzen Gesellschaft verkehrenden Fürstin Massimo. Die drei Geschwister hatten sich in eine Serie von Brüsseler Gold- und Seidentapisserien als Erbstücke geteilt, die die Seeschlachten und Triumphe ihres berühmten Ahnen Andrea Doria darstellten. Diese prachtvollen Wanddekorationen schmückten die moderne Villa der Gräfin Somaglia und gaben den rauschenden Festen daselbst einen wundervollen Rahmen. Sonst will ich unter vielen anderen nur die Palazzi Colonna, Sermoneta, Antici Matthei, Cafarelli (Sitz der deutschen Botschaft) nennen, wo ich schöne Bälle mitmachte. Damals existierten weder das Grand-Hotel noch das Hotel Excelsior, in denen später Fremde, meist Amerikaner, kosmopolitisch angehauchte Feste gaben.

Viele angenehme Abende brachte ich auch in der Casa des Principe Bandini zu, einem nach Plänen Raphaels erbauten Palaste in der Via Vittorio Emanuele. Ich musizierte dort oft, vom Kollegen Grafen Hohenwart oder dem Grafen San Martino, Präsidenten des Konservatoriums Santa Cecilia, begleitet. Von den beiden noch unverheirateten Töchtern war Donna Isabella durch besondere Anmut ausgezeichnet. Sie heiratete später Sir Esmed Howard, der seine Laufbahn als britischer Botschafter in Washington abschloß. Die älteste Tochter des Fürsten Bandini war mit einem Grafen Coleone, Abkommen des berühmten Condottieri, vermählt. Eine andere Tochter war Donna Elena Rospigliosi, die, von seltener Grazie und Reinheit der Linien, an eine Gestalt Raphaels oder Peruginos erinnerte. Sie brachte die heißen Sommermonate in Rom, im kühlen Palazzo Rospigliosi, zu, wo sie des Abends empfing. Die dritte Tochter, Donna Nicoletta, hatte den Duca Graziola geheiratet, den älteren Bruder des schon erwähnten Don Giulio Grazioli. Die Ehe aber war in Brüche gegangen, und zwar in so brüsker Weise, daß daraus eine bittere

Feindschaft zwischen den beiden Familien Grazioli und Bandini entstand. Es gehörte ziemlich viel Diplomatie dazu, in beiden Lagern auf freundschaftlichem Fuße zu verkehren. Dies gelang mir. Ich machte in der Tat erstklassige Fasanenjagden auf dem in der Nähe von Macerata, unweit der adriatischen Küste gelegenen Landgute des Fürsten Bandini mit. Er bewohnte eine alte, aus dem 12. Jahrhundert stammende Abtei, zu der im 16. Jahrhundert ein Zubau mit reicher Fassade hinzugekommen war.

Es wäre undankbar, würde ich hier nicht einer außerordentlich distinguierten deutschen Dame, des Fräuleins von Dörnberg, gedenken, die mir durch ihr vorzügliches Klavierspiel als Begleiterin die reinsten musikalischen Genüsse bereitete. Ihr Bruder, Legationssekretär in Peking, den sie auf seinen Posten begleitet hatte, war einer bösartigen Halskrankheit erlegen. Sie kam in tiefer Trauer nach Rom, wo sie ihren vorzüglich geführten Haushalt ausschließlich mit chinesischen Dienern bestritt. Man wurde so geräuschlos bei Tisch bedient, daß man die Anwesenheit derselben überhaupt nicht merkte. Auch die Hausfrau war ungemein sanft und still, aber doch von größter geistiger Bewegung und sehr kunstsinnig. Ich hörte später, sie hätte einen General von Falkenhayn geheiratet, doch war ich nie mit ihr in Korrespondenz gestanden. Groß war daher meine Überraschung, als ich im Jahre 1927 in Berlin an der Vollversammlung des Weltverbandes der Völkerbundligen teilnahm, von ihr eine liebenswürdige Einladung zum Dejeuner zu erhalten. Ich sah sie als weißhaarige Matrone, umgeben von Töchtern und Enkelkindern, und war gerührt von der Ergebenheit, mit der sie mir erzählte, ihr Sohn wäre im Weltkriege gefallen. Sie versicherte mir, sie hätte meine Laufbahn seit 1903, also durch 23 Jahre, stets verfolgt und immer gewußt, auf welchem Posten ich war.

Sehr charakteristisch ist es, daß im Jahre 1892 der letzte offizielle Karneval der Stadt Rom stattfand, da die schwere finanzielle Krisis dafür sprach, diese, eine ganze Woche dauernden

Saturnalien aufzulassen. Die Zeiten, wo sich einzelne Privatgesellschaften oder Künstler zusammentaten, um schöne Gruppenbilder und Charabancs vorzuführen, waren längst vorüber. Die von der Munizipalität arrangierten Umzüge ließen an Armut, Schäbigkeit und Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen übrig. In Beziehung auf Geschmack und Prunk wurde Rom von Nizza weit übertrumpft. Nur das bunte Treiben auf dem dicht gedrängten Korso, das Blumen-, Konfetti- und Serpentinenwerfen erinnerte in entfernter Weise an das glänzende, von Goethe in seiner „Italienischen Reise" entworfene Bild vom römischen Karneval. Der Tradition gemäß entwickelte sich immer eine Art Schlacht zwischen dem weißen Circolo della Caccia und dem am Korso ihm gegenüberliegenden schwarzen Circolo degli Scachi. Man bewarf sich von den Fenstern und Balkons aus mit Konfetti, Bonbons, manchmal auch mit Orangen, regelmäßig mit Eiern, welche mit Mehl gefüllt waren, die den Betreffenden, der getroffen wurde, in eine weiße Wolke einhüllten. Im weißen Klub, der den schwarzen Klub durch einen höheren Balkon beherrschte, waren nur die Mitglieder erschienen. In den Circolo degli Scachi wurden in diesen Tagen auch Damen geladen, denen ein reichliches Buffet geboten wurde. Ich gehörte auch letzterem Cercle an und nahm samt dem Attaché unserer vatikanischen Botschaft, Grafen Carletto Paar, an dem Wurfkampf gegen meine weißen Kollegen eifrig teil. Da kamen von drüben plötzlich mit Ruß gefüllte Eier, welche die lichten Toiletten der von ihnen getroffenen Damen in einem Augenblick ruinierten. Außerdem wurden Gläser und Geschirr unseres Buffets durch Orangen und Äpfel demoliert. In unserer Mitte herrschte über diese unfaire Kampfesweise großer Unmut. Ich ließ hierauf in aller Frühe die große Gartenpumpe des Palazzo di Venezia in den schwarzen Klub schaffen und mit Wasser füllen. Ich selbst rüstete mich mit Fechtermaske und Staubmantel aus. Der Kampf entbrannte von neuem. Man hatte eben drüben eine weiße Flagge (ein Taschentuch auf einem Stock) ge-

hißt und um eine kurze Waffenruhe gebeten, da eine Orange, vom Grafen Paar geworfen, den alten Duca Galese auf der Schläfe getroffen hatte, so daß er vom Schlachtfeld getragen werden mußte. Dies benützte ich zur Demaskierung meiner Pumpe, die ich dann trotz eines Schauers von Orangen, Äpfeln usw. so wirksam in Bewegung setzte, daß in einem Nu die Weißen drüben von Balkon und Fenstern verschwanden. Ich hatte aber die öffentliche Tribüne, vollgepfropft mit Fremden, ganz vergessen, die, gerade unter dem Balkon des Circolo della Caccia aufgerichtet, einen Teil des Wasserstrahles zu spüren bekam. Es entstand ein furchtbares Geschrei, Rufe nach der Polizei, die auch erschien, aber doch zu spät, um mich und die Pumpe noch zu finden. Unsere Botschaften waren auf diesem letzten Karneval wohl die aktivsten. Graf Paar und Graf Nemes (weißer Attaché) und meine Wenigkeit schafften uns ganz gleiche Pierrotkostüme und Masken an und nahmen am Faschingdienstag von 4 Uhr nachmittags bis 5 Uhr früh an den verschiedensten Festen, ob geladen oder nicht, teil. In dem geräumigen Atelier des amerikanischen Skulptors Storey fand ein großes Symposion auf der Picknickbasis statt. Wir hatten den größten Teil des Champagners geliefert, der in Strömen floß. Es folgte dann eine Theateraufführung, die zu ernst für unsere Stimmung war. Wir beschlossen daher, einen Ball der Lady Claude Hamilton, die den Palazzo Antici Matthei gemietet hatte, zu besuchen, zu dem wir nicht geladen waren. Es war schon lange nach Mitternacht. Wir machten unsere Introduktion mit großem Geschrei; Graf Paar, indem er mitten in den Kotillon mit Zigeunerrädern hineinsauste. Wir nahmen sofort ein jeder eine bekannte Dame als Tänzerin und blieben noch immer maskiert. Graf Bonin, der in Wien Attaché bei der italienischen Botschaft gewesen war und während des Weltkrieges Botschafter in Paris war, erkannte mich und beruhigte die Hausfrau über die Qualität der Eindringlinge. Unser Intermezzo gab dem Kotillon neues Leben, und ich kehrte erst um 5 Uhr früh todmüde nach Hause.

Ich will zum Schlusse noch der Feier des silbernen Hochzeitsfestes des italienischen Königspaares gedenken, welche zu einigen unvergeßlichen Schaustellungen Anlaß bot. Vor allem ist das prachtvolle Karussell zu erwähnen, das im Amphitheater der Villa Borghese stattfand und verschiedene Szenen aus der Geschichte des Hauses Savoyen dem erstaunten Publikum in unerhörter Kostümpracht mit Einhaltung historischer Treue vorführte. An jedem Bild nahmen auch königliche Prinzen sowie Vertreter des gesamten Adels auf edlen Blutpferden teil. Ein Bild, welches Kreuzfahrer unter Führung eines Prinzen aus savoyischem Geschlecht zeigte, war von besonders hinreißender Wirkung. Ein strahlender Apriltag begünstigte das Karussell sowie die Gardenparties im Garten des Quirinals und der englischen Botschaft. Den Höhepunkt der Festlichkeiten stellte ein Ball in den beiden Palazzi Doria vor, der in meiner Erinnerung sogar den Ball im Buckingham-Palace trotz der prachtvollen Van Dyckes in der königlichen Galerie schlägt. Fürst Doria hatte damals eigens elektrische Beleuchtung in der Galerie und dem Museum der Statuen einführen lassen. Das Souper wurde auf kleinen Tischchen zwischen den antiken Statuen eingenommen. Die überaus kostbaren Kunstschätze, Tapisserien, Möbel, die berühmten Gemälde boten selbst dem Nichttänzer eine solche Fülle von Eindrücken, daß er dieselben für den Rest seines Lebens als Erinnerungsschatz treu bewahren wird. Aber auch die Neugierde konnte wirklich Befriedigung finden. Kaiser Wilhelm und seine hohe Gemahlin blieben bis nach dem Souper. Ich konnte ihn im Tanzsaal aus nächster Nähe beobachten, wobei mir besonders seine stahlblauen Augen und deren durchdringender Blick auffielen. Da ich mit Donna Giulia Lavaggi den Kotillon tanzte und sie zu den Intimen der Dorias gehörte, so wurde ich noch einem kleinen Schlußsouper nach Abfahrt der zahlreichen Fürstlichkeiten zugezogen, welches bis zum frühen Morgen dauerte.

IV. Kapitel

Bukarest, Jänner 1894 bis Dezember 1895, als Legationsrat

1.

Ankunft – Hofball – Minister

Der Abschied von Rom, wo ich mich so wohl wie zu Hause fühlte, wurde mir um so schwerer, als mir, allerdings in etwas vager Form, die Zusicherung des Verbleibens über einen vierten Winter zuteil geworden war. Allein, es war doch die Beförderung zu einem sehr wichtigen Posten, wo ich mir als Geschäftsträger meine Sporen verdienen konnte. Außerdem hatte ich das Glück, unter dem Grafen Gołuchowski, einem der angenehmsten, wohlwollendsten Chefs zu dienen, der mich selbst als ersten diplomatischen Beamten verlangt hatte. Ich langte in Bukarest in den ersten Tagen des Jänners 1904 an und hatte gleich Gelegenheit, beim Hofball dem König Carol vorgestellt zu werden. Graf Gołuchowski laborierte noch an den Folgen einer Grippe. Infolgedessen hätte der französische Gesandte M. Coutouly, der Doyen war, diese Vorstellung übernehmen müssen. Allein, mein Chef hatte eine sehr geringe Meinung von seinem französischen Kollegen, der als früherer Journalist und durch seine Antezedenzien ihm wenig Sympathie einflößte. Graf Gołuchowski bat daher den Generalsekretär des Ministeriums des Äußern, Herrn Alexander Ghika, zu sich und dekretierte in ziemlich eigenmächtiger Weise wie folgt: Da er infolge seiner Rekonvaleszenz dem Hofballe fernbleiben müsse, ginge ich als Chargé des Affaires hin, sei sozusagen Missionsschef. Es müßte mich daher der Minister des Äußern selbst Seiner Majestät vorstellen. Ich sah sofort, daß

Graf Gołuchowski eine Ausnahmsstellung sowohl beim König als auch bei den Ministern hatte und sich daher solche kleine Eigenmächtigkeiten erlauben durfte. Er setzte daher seinen Willen durch in der doppelten Absicht, dem Herrn Coutouly einen kleinen Hieb zu versetzen und das Prestige unserer Gesandtschaft zu heben. — Der Hofball dauerte von 9 bis 3 Uhr. Natürlich konnte derselbe nicht auf große Eleganz und Pracht Anspruch machen. Die Königin war noch immer im Ausland, die Prinzessin Marie unwohl. Aus diesem Grunde mögen die Frauen von so manchem Bojaren, also gerade diejenigen, welche durch ihre Pariser Toiletten und ihren Schmuck dem Feste Glanz verliehen hätten, demselben ferngeblieben sein. Der Tanzsaal und die Nebenräume im Palais sind sehr groß. Um dieselben auszufüllen, mußte die Liste der Eingeladenen auf die gewerbetreibenden Klassen der Hauptstadt ausgedehnt werden. Unser Generalkonsulat erhielt eine Anzahl von Einladungen mit dem Rechte, darüber nach Gutdünken zu verfügen. Daher erschien auch ein österreichischer Apotheker und so mancher „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" auf dem Hofballe. Derselbe war furchtbar ermüdend, denn es waren nirgends Sessel vorhanden, wo man sich auch nur fünf Minuten hätte ausruhen können. Sogar zum servierten Souper mit mehreren Gängen, zu dem mir eine Dame offiziell zugeteilt worden war, erhielt man keine Stühle. Auf meine Frage, warum, wurde mir die Auskunft zuteil, es würde in drei Serien soupiert. Wenn die erste Serie sich auf Stühlen bequem niederließe, würde sie niemand mehr zum Aufstehen bewegen können, so daß dann die zweite und dritte Souperserie leer ausgehen müßte. Die Hitze, die ungewohnte, schwere Diplomatenuniform, die bei uns durch den militärischen Zuschnitt doppelt unbequem wurde, verbunden mit dem stundenlangen Stehen, hatten mich so sehr ermüdet, daß ich den mir befreundeten Fürsten Alexander Stirbey eben fragen wollte, ob er mir nicht helfen könnte, trotz aller Etikette unbemerkt zu verschwinden,

als er mir eröffnete, der König wünsche mich zu sprechen. Ich war in der Mitte eines kleineren Saales unter einem großen, blendenden Wandluster, als ich von Seiner Majestät angesprochen wurde. Nie vorher noch nachher wurde ich so eingehend über italienische Verhältnisse ausgefragt, wie um halb zwei Uhr nachts auf diesem mir unvergeßlich gebliebenen Hofballe. Über Land und Leute, König und Hof, Politik und Gesetzgebung mußte ich, so gut ich konnte, Auskunft geben. Zum Schlusse ging der König, der als ehemaliger preußischer Artillerieleutnant sich noch immer für seine Waffe interessierte, zur Frage über: Wie hoch beläuft sich der Monatssold eines italienischen Artilleriekapitäns? Ich mußte gestehen, daß ich überfragt sei, wagte aber dennoch die etwas boshafte Bemerkung: Obwohl ich den genauen Betrag nicht kenne, wäre ich doch überzeugt, daß die rumänischen Artilleriekapitäne sicherlich beinahe den doppelten Sold im Vergleiche zu den italienischen Ranggenossen erhielten. Ich wußte nämlich, daß die Besoldung des Militärs in Italien eine elende, in Rumänien hingegen eine verhältnismäßig hohe sei. Ich war schon einem Schwindelanfall nahe, als mich Seine Majestät huldvollst entließ und der mitfühlende Fürst Alexander Stirbey mir seinen Wagen zur schleunigen Heimfahrt zur Verfügung stellte.

Das Ministerium, mit dem ich während meiner fünfmonatigen Geschäftsträgerschaft in nur zu regen und manchmal stürmischen Kontakt kommen sollte, war konservativ, aber nicht ganz einheitlich. Der Konseilpräsident Catargiu und der Außenminister Alexander Lahovary vertraten die streng konservative Richtung der großen Grundbesitzer. Drei Minister hingegen bildeten den Flügel der Jungkonservativen oder Junimisten, welche, liberal angehaucht, in ihrer Mitte die fähigsten und geistig überragenden Politiker aufwiesen, im Lande selbst aber über keinen großen Anhang verfügten. Ihr Führer war Carp, der überzeugteste und treueste Verfechter der Anlehnung an den Dreibund, ein hochgebildeter, energischer Mann, der das Gymnasium in Kiel absol-

viert hatte und das reinste Hochdeutsch sprach. Er hatte das Domänenministerium übernommen, in der Hoffnung, durch seine Reformen auf den sehr bedeutenden, den Klostergütern entnommenen Staatsdomänen, der ganzen Volkswirtschaft, namentlich aber der Ausbeutung der reichen Mineralschätze, neue Impulse zu geben. Alle fortschrittlichen Ideen, der Versuch, die Administration zu purifizieren und zu verbessern, wobei er gegen Neigungen Catargius und anderer Kollegen zum Nepotismus zu kämpfen hatte, gingen von ihm und seiner Gruppe aus. Ein anderer junimistischer Minister war Herr Alexander Marghiloman, der das Justizportefeuille inne hatte. Sehr vermögend und durch seine Frau, geborene Prinzessin Stirbey, mit den ersten Familien Rumäniens verbunden, war dieser liebenswürdige, distinguierte Mann ein ausgezeichneter Redner, derjenige, der als Besitzer eines vorzüglichen Rennstalles und durch seine Gastfreundschaft die Regierung am glänzendsten in sozialer Hinsicht vertrat. Daß er aber ein wirklicher Patriot war, bewies er nach dem Weltkriege, als er den heroischen Mut aufbrachte, den Frieden von Bukarest zu unterzeichnen und alles Odium, das an demselben haftete, auf sich zu nehmen. Ein begeisterter Anhänger Carps war ferner Herr Germani, der Finanzminister. Ich war mit ihm — allerdings nicht nahe — verwandt und kannte ihn intim seit meiner Jugend, da er jedes Jahr auf Monate nach Wien kam. Er war Bankier seines Zeichens, ein angenehmer Gesellschafter, und als alter Junggeselle ein Lebenskünstler. Es gelang ihm, die Finanzen Rumäniens zu ordnen, den Berliner Markt für die rumänische Rente zu gewinnen und den Kredit seines Landes zu festigen. Das brillanteste Mitglied des Kabinettes war der Kultus- und Unterrichtsminister Take Jonescu, der nach einer etwas bewegten liberalen Vergangenheit sich den Konservativen angeschlossen hatte. Er war der beste Redner in einem Lande, wo jeder Bauer eine natürliche oratorische Begabung hat, und einer der ersten Advokaten, etwa wie Waldeck-Rousseau oder Poincaré in Frankreich,

die, wenn ohne Amt, zum Barreau zurückkehrten und nur in den seltensten Fällen einen Prozeß verloren. Take Jonescu hat sich auch bleibende Verdienste um die Reinigung der rumänischen Sprache von fremden, zum Beispiel slawischen oder türkischen Elementen und die Stabilisierung der Orthographie usw. erworben. Er hieß „Der Honigmund", so süß floß der Rede Strom von seinem Munde. Im privaten Umgange war er außerordentlich lebhaft, geistreich und unterhaltend. Sein Lieblingsschriftsteller war Guy de Maupassant. Aber er eiferte bis zu einem gewissen Grade durch seine losen Lebensprinzipien, Liebe zum Spiel usw. gewissen Helden dieses Romanciers nach. Sein Zynismus war so weit gegangen, daß er seinen Namen gewechselt hatte, weil er öffentlich behauptete, nicht der Sohn seines legalen Vaters zu sein. Trotz seiner großen Advokaturseinkünfte war er doch meistens in Geldverlegenheit, namentlich, wenn er durch mehrere Jahre auf das karge Ministergehalt angewiesen war. Wegen dieser schweren moralischen Mängel konnte er nie das dauernde Haupt einer großen Partei werden und wurde eben von Ehrenmännern, wie Carp, nicht voll gewertet.

Der Außenminister, Herr Alexander Lahovary, ging in seiner Rolle als parlamentarischer Kämpfer und Wahlmacher auf. In den Agenden seines Ressorts wußte er wenig Bescheid, verließ sich ganz auf seinen Generalsekretär Alexander Ghika, einen jovialen, überaus intelligenten Beamten von seltener Arbeitskraft. Nicht nur daß dieser alle laufenden administrativen Agenden führte, mußte er auch die politischen Fragen seinem Chef in kurzen Notizen klarmachen, wenn er den Besprechungen des letzteren mit den fremden Vertretern nicht beiwohnte. Alexander Ghika war auch Zensor der auswärtigen Telegramme der Presse, die er jeden Morgen schon um 6 Uhr durchflog, selbst wenn er bis 2 Uhr nachts in lustiger Gesellschaft soupiert hatte. Lahovary war ein Russenhasser, respektive er fürchtete die russischen Übergriffe über Gebühr; doch bin ich überzeugt, daß er, falls er durch

Jahre in die Opposition gedrängt worden wäre, auch zum Koketttieren mit dem übermächtigen östlichen Nachbarn, geradeso wie damals die liberale Opposition, seine Zuflucht genommen hätte. Seine beste Seite war die, daß seine Gattin, Madame Simka Lahovary, eine äußerst begabte und amüsante Dame, ihre Rolle gegenüber dem diplomatischen Korps in geradezu idealer Weise ausfüllte.

Unsere Gesandtschaft war durch die große österreichische, namentlich aber ungarische Kolonie in Rumänien sehr in Anspruch genommen. In Bukarest allein lebten über 30.000 ungarische Staatsangehörige, meistens den unteren Ständen angehörend. Die Hausknechte und Kutscher — mit Ausnahme der russischen, einer Sekte von Kastraten angehörigen Privatkutscher — waren fast alle Magyaren. Man kann sich denken, wie viel diese oft gewalttätige Leute uns, insbesondere dem Konsulate, zu schaffen machten. Letzterem oblagen zum Glück die Agenden betreffs Paßsachen und Militärpflicht. Das Konsulat funktionierte in einem der Gesandtschaft angeschlossenen Nebengebäude mit einem großen Hofe, wo manchmal gegen hundert Reklamanten oder Stellungspflichtige versammelt waren. Am meisten Arbeit gab mir aber die Aktivierung der neuen Handelsverträge. Wir hatten unsere Wünsche und Forderungen den deutschen Unterhändlern mitgeteilt und ihnen die Durchsetzung derselben anvertraut. Graf Gołuchowski begnügte sich mit der Meistbegünstigungsklausel und einigen Zusatzprotokollen, wo unsere Spezialpostulate Befriedigung fanden. Ich hatte im Sommer 1904 die Ratifikation zu vollziehen. Der deutsche Staatssekretär Marschall hatte im Reichsrat den deutsch-rumänischen Handelsvertrag und dessen Errungenschaften in so rosigen Farben dargestellt, daß sowohl die deutschen als auch unsere Industriellen und Exporteure Rumänien mit Waren geradezu überschwemmten. Da zeigte es sich aber, daß die rumänischen Unterhändler mit Advokatenkniffen gearbeitet und ihre überragende Kenntnis der franzöśi-

schen Sprache, insbesondere der technischen Ausdrücke, sehr geschickt ausgenützt hatten. In den großgedruckten Artikeln standen die uns konzedierten, günstigen Positionen; aber in ganz kleingedruckten, unscheinbaren Randbemerkungen waren Ausnahmen oder Vorbehalte versteckt, die den praktischen Wert der Konzessionen beinahe zunichte machten. Die ersten Entscheidungen über die Anwendung dieser perfiden Marginalnoten waren als Präzedenzfälle besonders wichtig. In wenigen Monaten hatte ich, nur vom sehr anstelligen Attaché Grafen Forgach unterstützt, über 80 Zollreklamationen zu vertreten, bei denen es sich teilweise um hohe Beträge handelte. Zum Glück konnte ich die bedeutendsten Beschwerden durch direkte Aussprache mit Freund Germani regeln, der sie ex equo et bono, ohne starres Festhalten am Buchstaben des Vertrages in salomonischer Weise regelte und seine Entscheidungen in meiner Gegenwart dem oft wütenden Zolldirektor diktierte. Wir hatten die Freude, mehr als die Hälfte unserer Zollreklamationen durchzusetzen, ein wohl in den Annalen sämtlicher Vertretungsbehörden äußerst seltener Erfolg, der uns auch die Anerkennung der Zentralbehörde in Wien eintrug.

Ein großer, unschätzbarer Vorzug des Bukarester Postens lag in der Möglichkeit, den Sommer ohne Urlaub in dem schönen Sinaja, wo der Sommersitz des Hofes „Peles“ liegt, zuzubringen. Man konnte sich dort in den herrlichen Wäldern, die meistens dem Könige gehörten, ergehen, großartige Bergpartien machen und jedenfalls die kühlen Nächte genießen. Da viele Minister auch in Sinaja Villen bewohnten und regelmäßig zum König berufen wurden, brauchte man in ruhigen Zeiten gar nicht in die Hauptstadt zu fahren. Wir verlegten auch die Kanzlei nach Sinaja und nur ein oder zwei bedauernswerte Kanzleibeamte blieben im glühenden Bukarest, welches namentlich in der Nacht die Temperaturen Roms um einige Grade schlug. 40 bis 45 Grad Celsius im Schatten waren dort keine Seltenheit im August. Indessen hatte ich einige Mahnungen an die römische Malaria, die sich

merkwürdigerweise während eines frühen, in Karlsbad zugebrachten Urlaubes einstellten. Da aber Graf Gołuchowski die Absicht hatte, Ende Mai einen langen, mehrmonatigen Urlaub anzutreten, um Ende Oktober nur zur Überreichung seines Abberufungsschreibens zurückzukehren, so erwies ich ihm den Gefallen, trotz meiner Fieberanfälle pünktlich noch im Monate Mai in Bukarest einzutreffen. Ich fand die ganze Stadt in Aufruhr, die Straße, wo die Gesandtschaft lag, von einem Bataillon Infanterie abgesperrt, um letztere gegen unliebsame Demonstrationen zu schützen. Während meiner Reise von Wien nach Bukarest waren im sogenannten Memorandumprozesse langjährige Gefängnisstrafen über die Führer der Rumänen in Siebenbürgen verhängt worden. Es war ein rein politisches, ungemein strenges Urteil, welches die ganze nationale rumänische Bewegung treffen und nach der Ansicht der ungarischen Minister abschreckend wirken sollte. In Wirklichkeit erreichten die nur zu gefügigen magyarischen Richter gerade das entgegengesetzte Ergebnis. Sie machten aus den Verurteilten Märtyrer, feuerten den nationalen Chauvinismus nicht nur der siebenbürgischen Rumänen, sondern auch den ihrer Stammesgenossen im Königreiche an, und boten letzteren einen willkommenen Anlaß zu irredentistischen Kundgebungen und Appellen an das Ausland.

2.

Nationale Bewegung – Memorandumprozeß – Anlehnung an den Dreibund

In Ungarn bestand zwar ein recht liberales Nationalitätengesetz, allein alle maßgebenden magyarischen Politiker mußten zugeben, daß es nie, weder dem Buchstaben noch dem Geiste nach, angewendet wurde. Der gesamte staatliche Apparat bis zur Gen-

darmerie, ferner auch die Richter gehörten dem herrschenden magyarischen Stamme an, der auf die Rumänen, als eine niedere, früher nur durch Bauern und Gewerbsleute vertretene Rasse, geringschätzig herabblickte. In der ersten Instanz sprachen die Stuhlrichter wohl noch die Sprache des Volkes; allein in den höheren Instanzen waren die Richter meistens nur der ungarischen Sprache mächtig, so daß Dolmetsche herangezogen werden mußten. Die Rumänen beklagten sich auch über die Ungleichheit der Behandlung in der Schule und vor den Verwaltungsbehörden. Die staatlichen Schulen waren magyarisch und die Rumänen hatten ihre eigenen, meistens durch Stiftungen erhaltenen konfessionellen Volksschulen, wo oft die Popen auch den Unterricht erteilten. In den Gymnasien wurden die Magyaren auf Kosten der Rumänen begünstigt, da man letztere, auch wenn sie die Universität absolviert hatten, zu keinen höheren Staatsämtern aufsteigen ließ. Die Folge war die, daß die studierten Siebenbürger entweder nach dem Königreiche auswanderten, wo sie die meisten Lehrerstellen besetzten und irredentistische Tendenzen in der Jugend wachriefen; oder aber sie blieben als intellektuelles Proletariat zurück, das die Unzufriedenheit und den Geist der Auflehnung gegen die sicherlich nicht sanfte, magyarische Herrschaft nährte. Ein weiteres Gravamen war das Wahlrecht, welches infolge des vielfach zersplitterten Bauernbesitzes vielen Rumänen entzogen blieb, so daß sie es nie zu einer ihrer Bevölkerungszahl entsprechenden Vertretung im Parlament brachten. Besonders laut waren die Klagen über die offiziellen Magyarisierungstendenzen durch die obligatorische Aufnahme von rumänischen Kindern in rein magyarisch geführten Kindergärten. Eine von Lucacin, Ratziu und Genossen, die an der Spitze der dako-rumänischen Bewegung standen, geführte Deputation beging den Fehler, im Jahre 1892 nach Bukarest zu reisen, um das Fürwort des Königs Karol bei unserem Kaiser behufs Verbesserung ihrer Lage zu erbitten. Sie wurden natürlich nicht empfangen, sondern erhielten unter der

Hand den eindringlichen Rat, nur legale Wege zu betreten. Daraufhin begab sich aber eine dreihundertköpfige Deputation des rumänischen Nationalrates von Siebenbürgen nach Wien, und ein Führerkomitee suchte ebenfalls vergeblich um eine Audienz beim Kaiser und nicht beim König an, der sie wieder an die ungarische Regierung verwies. Sie veröffentlichten ihr an den Kaiser gerichtetes Memorandum, worin sie in sehr heftiger, ganz ungehöriger Form um Abstellung des von den „magyarischen Herren" an ihren Stammesbrüdern verübten Unrechtes baten. Ihre Kreuz- und Querfahrten ohne irgendeinen Erfolg hatten sie diskreditiert und ihre Anhänger entmutigt. Die ungarische Regierung glaubte aber, ein Exempel statuieren zu müssen und verfolgte, ich glaube, vierzehn der Führer vor dem Klausenburger Gerichtshof wegen Hochverrates. Nach mehr denn einjähriger Untersuchungshaft wurden sie zu hohen, vieljährigen Kerkerstrafen verurteilt. Das Verfahren war nur in ungarischer Sprache abgehalten worden. Die Angeklagten bestritten die Kompetenz des Gerichtshofes und die Legalität des Verfahrens, ihre Verteidiger verzichteten auf jedes Plädoyer. Es war sicher ein Akt der Kabinettsjustiz, denn auf Grund der ungehörigen Form des Memorandums hätte höchstens eine Verfolgung wegen Beleidigung der Regierung stattfinden können. Graf Kálnoky hatte mir jedenfalls, als ich mich von ihm in Wien verabschiedete, gesagt, er sehe nicht die Möglichkeit einer Verurteilung, denn die Rumänen hatten ja nur die Anwendung des bestehenden Nationalitätengesetzes verlangt. Er hatte sich gründlich getäuscht. Die ungarischen Minister aber hatten den Bogen zu straff gespannt und die rein innere Frage zu einem Konfliktspunkt der äußeren Politik gemacht. In Rumänien gab es eine sogenannte Kulturliga, deren offizielles Programm nur die Pflege und Förderung der rumänischen Sprache und Kultur im In- und Auslande betraf. In Wirklichkeit war es ein nationaler Hetzverein, der von Catargiu und Lahovary, als sie in den achtziger Jahren in der Opposition gegen das liberale

Regime Bratianu waren, ausgebaut und als eine wirksame Waffe jeder Opposition gegen die jeweilige Regierung benützt wurde. Die Kulturliga, die schon ziemlich lethargisch geworden war, hatte aus dem Klausenburger Prozeß neue Impulse geschöpft. Sie konnte ihre Mitgliederzahl um viele Tausende vermehren und auch Gelder nach Siebenbürgen zur Unterstützung der dortigen nationalrumänischen Presse und Finanzierung der nach Klausenburg instradierten Bauernaufzüge senden. Die ungarische Regierung behauptete, die Bewegung und Erregung der bisher eher indolenten Massen sei von außen her in sie hineingetragen worden, hatte aber durch den Klausenburger Prozeß selbst den Zündstoff zum nationalen Brande geliefert. In Bukarest waren jedenfalls die Gemüter überaus erhitzt und die lärmenden Gassendemonstrationen dauerten beinahe eine ganze Woche. Die beiden Hauptstraßen waren jeden Abend für den Wagenverkehr abgesperrt und ihrer ganzen Breite nach von demonstrierenden Studenten, bezahlten Radaumachern und neugierigen Zuschauern gefüllt. Es gab Fackelzüge, Anreden der Studenten und einiger liberaler Politiker, die sich der ganzen Demonstrationen bemächtigten und teilweise auch dieselben bezahlten. Die Zeitungen waren natürlich voll von haßerfüllten, wutschnaubenden Diatriben gegen die „brutalen Magyaren". Ich konnte am Abend nach meiner Ankunft nur mit Mühe den militärischen Kordon durchbrechen, um zur Gesandtschaft zu gelangen. Ich fand dort den Grafen Gołuchowski in der größten Gemütsruhe mit dem Generalkonsul von Suzzara Pikett spielend. Er erklärte mir sofort, nicht um eine Stunde seinen Urlaub verschieben und schon am zweitnächsten Tage abreisen zu wollen. Der Aufschub seiner Abreise könnte am Ende dahin gedeutet werden, daß er den Demonstrationen irgendeine Bedeutung beimesse. Diesen Eindruck wollte er um keinen Preis hervorbringen und bagatellisierte den ganzen Zwischenfall, offenbar, um ja nicht nur einen Tag seines Urlaubes einzubüßen. Es war dies um so auffallender,

als er ja vier oder fünf Monate ausbleiben und dann definitiv von seinem Posten nach siebenjähriger Tätigkeit scheiden wollte. Er hatte in der Tat seinen Haushalt bereits aufgelöst. Der Abschied am Bahnhof war, da er als definitiv gelten konnte, besonders feierlich. Sämtliche Minister und die ganze konservative Gesellschaft hatten sich eingefunden. Generalsekretär Alexander Ghika teilte mir dort lächelnd mit, es sei bereits zu einem Zusammenstoß der Studenten mit einem ungarischen Liedertafelverein gekommen, dessen Mitglieder, einfache Gewerbsleute, bei einem Ausfluge durchgeprügelt worden wären. Ihr Abzeichen, eine Lyra, wäre ihnen entrissen und die in ungarischen Farben bemalte Stange vor unserem Konsulat verbrannt worden. Der Zwischenfall hatte keine große Bedeutung, da die Studenten durch das Militär am Vordringen bis zu unserer Gesandtschaft gehindert worden waren, er war aber als Symptom der aufgeregten Stimmung immerhin bemerkenswert. Ich konnte, ohne offizielle Reklamation, durch die Erwirkung einer reichlichen Geldentschädigung die Sache beilegen. Die überaus heftigen Presseausfälle mußte ich angesichts der unbeschränkten Preßfreiheit, die ja selbst Schmähungen der Krone ermöglichte, hinnehmen. Ich sorgte aber dafür, daß sich die Regierung von der bis dahin für offiziös gehaltenen „Indépendance Roumaine", dem einzigen französischen, konservativen Blatt, welches von Jean Lahovary, einem Vetter des Ministers, herausgegeben wurde, in eindeutiger Weise lossagte. Letzterer veröffentlichte auch auf meine Bitte hin im „Timpul", dem eigentlichen Regierungsorgan, einen Artikel, der ausdrücklich die antiungarischen Demonstrationen mißbilligte, die Notwendigkeit guter Beziehungen zu unserer Monarchie betonte und die Kulturliga für die Ausschreitungen verantwortlich machte. Allein die Regierung Catargiu glaubte doch, die Abhaltung einer großen öffentlichen Versammlung in den ersten Junitagen gestatten zu sollen, die nach den üblichen Hetzreden eine geharnischte Resolution gegen die ungarische Kabinettsjustiz be-

schloß. Minister Lahovary eröffnete mir, daß er dieses Sicherheitsventil den nationalen, mächtig angefachten Leidenschaften öffnen mußte; er versprach aber, jede weitere öffentliche Demonstration für die Zukunft zu verbieten. Übrigens waren die Studenten todmüde, hatten sich heiser geschrien, der Rummel mußte infolge Erschöpfung der Demonstranten von selbst aufhören, um so mehr, als die Geschäftsleute in den Hauptstraßen sich laut über das gänzliche Stocken des Ladenbesuches und Absatzes beschwerten. Bald beruhigte sich die Hauptstadt so ziemlich und alles kam wieder ins normale Geleise.

Die ungarische Regierung wollte aber die Sache nicht auf sich bewenden lassen, fand, daß Graf Gołuchowski den nationalen Umtrieben und den unterirdischen Fäden, die von Bukarest nach Siebenbürgen liefen, nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet und insbesondere nichts zur Eindämmung der Kulturligaaktion unternommen hatte. Dies war ja ganz einfach durch die sehr geringfügige Betätigung des Vereines zu erklären, der erst durch den Fehler des Memorandumprozesses zu neuem Leben erweckt wurde und durch viel Lärm sich bemerkbar gemacht hatte. Jetzt wurde in Budapest plötzlich Bedeutung und Einfluß der Kulturliga ungemein überschätzt, und man legte großes Gewicht darauf, über Organisation, Mitgliederzahl, Budget, kurz, ihre ganze Tätigkeit genaue Berichte zu erhalten. Graf Gołuchowski hatte sich nie hierfür interessiert, weil er mit Recht in der Liga nur eine von der jeweiligen Opposition ausgebeutete Institution sah, die bloß für den inneren Parteikampf von Bedeutung wäre. — Ich mußte nun schnell das Versäumte nachholen, um so mehr, als der ungarische Premier andeutete, daß in den im September in Budapest tagenden Delegationen die ganze Frage der dako-rumänischen Agitation zur Sprache kommen würde und daß sie auf befriedigende Aufklärungen seitens des Ministers des Äußern bestehen würden. Kurz, das ungarische Kabinett unternahm im Sommer 1904 eine förmliche Offensive

und wünschte, daß Graf Kálnoky die Auflösung der Kulturliga und bindende Zusagen des Bukarester Kabinetts bezüglich der Unterdrückung jedweder irredentistischen Agitation erwirke. — Ich erhielt den Auftrag, ohne noch offiziell zu reklamieren, mit den rumänischen Ministern einen eingehenden Gedankenaustausch über die dako-rumänische Agitation und die mögliche Remedur zu pflegen. In Sinaja selbst hatte ich Gelegenheit, den Kulturminister Take Jonescu, der in einer benachbarten Villa wohnte, oft zu treffen. Infolge meiner vertraulichen Initiative fand ein Ministerrat statt, dessen Beschlüsse in einem Protokoll niedergelegt wurden. Letzteres las mir der Minister des Äußern vor, ohne mir jedoch eine Abschrift desselben zu geben. Ich mußte dessen Inhalt aus dem Gedächtnisse resumieren und nach Budapest telegraphieren. Die Antwort lautete im wesentlichen folgendermaßen: Das Assoziationsrecht ist durch die Verfassung gewährleistet. Jede Vereinigung von mehreren Personen kann, solange sie keine Verbrechen begeht, als Verein existieren, braucht keine behördliche Genehmigung, ist aber keine juristische Person, das heißt, sie kann weder Vermögen besitzen noch erben, noch vor Gericht belangen oder belangt werden. Mit anderen Worten, so wie in Frankreich in der Gesetzgebung eine große Lücke bestand, welche erst Waldeck-Rousseau durch Schaffung des Assoziationsgesetzes ausfüllte, so existierte auch in Rumänien kein Vereinsrecht. Die Klubs z. B. konnten weder ein eigenes Haus mieten noch kaufen, sondern mußten sich Vertrauensmänner bedienen, auf deren Namen die Immobilien geschrieben wurden. Ebenso war das übrigens unbedeutende Vermögen der Kulturliga in den Händen der liberalen Führer, des Vizepräsidenten Senators Urechia und anderer Vorstandsmitglieder. Gegen die Liga könnte nur durch strafgerichtliche Verfolgung der einzelnen Vorstandsmitglieder oder durch Polizeimaßregeln vorgegangen werden, die aber in letzter Linie auch in Gerichtsverfahren ausmünden müßten. Die Prozesse würden als Preßprozesse

oder als Verfolgung staatsgefährlicher Umtriebe gegen eine befreundete Regierung vor die Geschworenen kommen. Es wäre ein ausgezeichneter Anlaß zu tönenden Plädoyers und demagogischen Anklagereden gegen beide Regierungen. Die Freisprechung der Angeklagten wäre ebenso sicher wie der Sturz des Bukarester Kabinetts. Die Regierung könne allerdings und werde Versammlungen unter freiem Himmel, tumultuarische Aufzüge und Demonstrationen strenge verbieten, den eigenen Staatsbeamten jede Teilnahme an denselben verwehren. Lahovary las mir in der Tat zwei Zirkulare des Kulturministers an die Volks- und Mittelschullehrer vor, die solche Verbote enthielten. — Der Außenminister fügte hinzu, er wisse wohl, daß Graf Kálnoky eine Änderung des Vereinsgesetzes usw. verlangen könne, aber dann würde eben das konservative Kabinett fallen; man könne ihm nicht mehr als den freiwilligen Tod zumuten. Lahovary versicherte unter Ehrenwort, daß von der rumänischen Regierung nicht ein Centime auf Agitationen oder zur Unterstützung von nationalen Hetzen aufgewendet wurde. Seine Argumente waren durchaus juristischer Natur, geschickt gruppiert, aber doch nicht überzeugend. Denn die Kulturliga fungierte de facto wie ein Verein, hatte eine stark zentralisierte Verfassung und machte sicherlich den Eindruck der organisierten Irredenta. Take Jonescu war freimütiger gewesen. Denn er stellte sich gleich bei der ersten Unterredung auf das rein politische Terrain und motivierte die passive Haltung der Regierung gegenüber der Liga in dreifacher Weise: I. Die rein nominelle Auflösung derselben würde nichts nützen. Deren Mitglieder würden entweder als einzelne Private oder aber in einem neuen Verein mit anderem Namen die alte Tätigkeit fortsetzen. II. Die Preßagitation würde fortdauern. Denn sie gehe nicht allein von der Liga aus, sondern auch von der „Indépendance Roumaine“ oder von einzelnen siebenbürgischen Emigrierten aus. III. Jede Regierung, welche die Kulturliga unterdrücken wollte, würde unter dem nationalen Sturme fallen. Über die Geldmittel

der Liga gab mir der früher liberale Take Jonescu, der sich ihrer, wenn in der Opposition, geradeso bedient hatte wie jetzt Sturdza, der Führer der Liberalen, beruhigende Auskünfte, die später von Konfidenten, als in den großen Zügen richtig, bestätigt wurden. Die Liga habe sich anläßlich des Klausenburger Prozesses in Schulden gestürzt, habe große Verwaltungsspesen, müsse die Reisen des Vizepräsidenten ins Ausland zahlen, kurz, die geringen für das Ausland übrigbleibenden Summen könnten unmöglich eine Gefahr für die staatliche Ordnung in Siebenbürgen begründen. In der Tat, die Liga brachte von Juni bis September keine einzige, größere Protestversammlung, selbst in geschlossenem Raume, zustande. Sobald die erste Aufwallung der Gemüter verflogen war, sank dieselbe in ihre frühere Lethargie zurück, die man auch eine Art Sommerschlaf nennen konnte, allerdings mit einer Ausnahme. Es wurde im September ein Studentenkongreß in Konstanza organisiert, bei dem 72 Teilnehmer aus der Bukowina, Siebenbürgen und Bessarabien usw. erschienen. Die Kulturliga bereitete denselben trotz Polizeiverbotes einen feierlichen Empfang bei ihrer Rückkehr nach Bukarest. Man wollte einen Zug durch die Straßen der Hauptstadt bilden, der auf Gendarmen und Polizei stieß. Letztere mußte von den Feuerwaffen Gebrauch machen, es gab Tote und Verwundete und wieder Stoff zu populärer Preßhetze. Die Regierung hatte sich an ihre Zusage der Repression gehalten. Auch konnte sie sich darauf berufen, daß ein aus liberalen Parteifolgern gebildetes Komitee die Tumultszenen vorbereitet hatte. Der Polizeipräfekt von Bukarest, der aber nur halbe Maßregeln getroffen hatte, wurde entlassen.

Die rumänischen Minister hegten die Hoffnung, daß Graf Kálnoky, aus höheren Rücksichten der äußeren Politik, sie nicht weiter drängen und mit der allerdings mehr juristischen Begründung ihrer passiven Haltung sich zufrieden geben würde. Sie behielten recht. Unser Minister des Äußern hatte keinen Grund, die im großen und ganzen uns gegenüber korrekte konservative Regierung

zu stürzen, obwohl ihn die Perspektive eines folgenden liberalen Kabinetts unter Sturdza nicht beunruhigte. Er wußte, daß letzterer, sobald er ans Ruder käme, bereit sein würde, alle seine irredentistischen Angriffe und Ausfälle gegen das ungarische Regime glatt zurückzunehmen. — Graf Kálnoky telegraphierte mir daher, er würde von einer offiziellen Reklamation abstehen und betrachte meine offiziöse Aktion zunächst für abgeschlossen. Der ungarische Premier Wekerle wollte allerdings, daß Graf Kálnoky die Auflösung der Kulturliga, selbst um den Preis einer Ministerkrisis, erzwinge. Dieses Ansinnen wies aber letzterer mit aller Entschiedenheit zurück. Er stellte sich auf den Standpunkt, daß er die konservative rumänische Regierung, welche ausgesprochen dreibundfreundlich sei, durch sein Entgegenkommen lieber halten und zur weiteren Unterdrückung aller ungebührlichen, irredentistischen Agitationen und Zettelungen veranlassen möchte. Übrigens war er bereit, in den Delegationen die ganze rumänisch-nationale Frage aufzurollen und im Ausschusse, allerdings streng vertraulich, zu besprechen. Er verwahrte sich dagegen, daß, wie es die ungarische Presse tat, selbst nur ein Teil der Schuld an der Unzufriedenheit und Auflehnung der Siebenbürger Rumänen ihm und seinem zu schwachen Auftreten in Bukarest zugeschrieben werde. Die Schuld daran trage die schroffe Haltung der ungarischen Regierung, die Nichtachtung der den Nationalitäten durch das Gesetz verbürgten Rechte und der unglückliche Memorandumprozeß. Wekerle nahm den Kampf mit dem Minister des Äußern nicht auf und veranlaßte die liberale Regierungspartei, von einem Mißtrauensvotum gegen letzteren in den Delegationen abzustehen. — Das Exposé des Grafen Kálnoky vor dem Ausschuß der ungarischen Delegationen für auswärtige Angelegenheiten stützte sich im wesentlichen auf die Erläuterungen des Herrn Lahovary über die gesetzliche Unmöglichkeit und Zwecklosigkeit einer rein formalen Auflösung der Liga. Der Außenminister stellte sogar den rumänischen Ministern das Zeugnis aus, daß sie

in korrekter Weise das Ihrige getan hatten, um die nationale Bewegung im Königreiche möglichst einzudämmen. Dieselbe wäre bereits abgeflaut, und es hieße Öl ins Feuer gießen und es zu neuen Flammen anfachen, wollte man Gewaltmaßregeln gegen die Kulturliga erzwingen. Das Exposé klang beinahe wie ein Wohlverhaltungszeugnis zugunsten der rumänischen Minister, welche durch dasselbe freudig überrascht wurden. Das konservative Kabinett, welches Graf Kálnoky nicht ohne große Widerstände in Budapest durch seine wohlwollende Haltung gestärkt hatte, sollte nun die Kraft aufbringen, selbst um den Preis der Einbuße von Popularität, aus Rücksicht auf die benachbarte Monarchie, in loyaler Weise die Irredenta im Königreiche strenge zu überwachen und niederzuhalten. Meine Aufgabe war es, die Minister immer wieder an diese ihre Pflicht zu erinnern und selbst die Machenschaften der Kulturliga genau im Auge zu behalten. — Ich hatte die Genugtuung, auf Grund eigener Wahrnehmungen und zahlreicher Konsularberichte, das allmähliche Abflauen der Tätigkeit derselben und den stetigen Rückgang ihrer finanziellen Mittel feststellen und einberichten zu können. Selbst in Ungarn trat nach und nach eine gewisse Beruhigung ein und die Sprache der Presse wurde gemäßigter. Das Argument, daß Rumänien durch seine geographische Lage und angesichts der aus der bulgarischen Politik entstehenden oder drohenden Spannungen eine wichtige Position für die Dreibundmächte darstellte, deren Verlust unersetzlich wäre, schien bei den ungarischen Politikern nicht ohne Wirkung geblieben zu sein.

Über dem Verhältnisse Rumäniens zum Dreibund schwebte damals ein eigentümliches Zwielicht. Der König war als Hohenzoller und nach seiner ganzen Erziehung als deutscher Prinz und ehemaliger preußischer Offizier selbstverständlich für den engen Anschluß an den von Deutschland geführten Dreibund. Er haßte und fürchtete Rußland, welches Rumänien seine wirksame Waffenbruderschaft während des Türkischen Krieges 1877—78 mit

der erzwungenen Rückabtretung Bessarabiens gelohnt hatte. Allein die hervorstechendste Eigenschaft des Königs Carol war Vorsicht und Mißtrauen. Er gab sich keinen Illusionen darüber hin, daß er als Deutscher und Katholik seinen eigenen Untertanen ein Fremder geblieben war. Seine Ruhe, Gründlichkeit, umfassende Kenntnis und riesige Korrespondenz mit fast allen Souveränen Europas imponierte den Rumänen. Sie hatten eine eigene Scheu vor dem Adlerblick des Monarchen, der sie durchschaute, alle ihre Schwächen und Fehler kannte, selbst aber nie seine innersten Gedanken und Pläne preisgab. Allein treu ergebene Diener gab es mit verschwindenden Ausnahmen keine in der Umgebung Seiner Majestät. So war der König denn auch stets ängstlich bemüht, seine Popularität durch Kundgebungen im nationalen Sinne von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen. Selbst den Telegrammen der demonstrierenden Studenten antwortete er in nicht ganz eindeutiger Weise. Bezüglich der Anlehnung an den Dreibund durch Abschluß eines förmlichen Vertrages fürchtete er stets den Schleier zu lüften und war ängstlich bemüht, mit Rücksicht auf Rußland, die längst bestehende, völkerrechtliche Bindung geheimzuhalten. Nun mußte sich aber doch jeder denkende Mensch sagen, daß ein streng geheimgehaltenes Bündnis, von dessen Inhalt das Volk nichts weiß, nur von geringem Werte sein kann und im Ernstfalle zu versagen droht; denn es entbehrt des Rückhaltes in den breiten Massen der Nation. Die modernen Volksheere, welche mit dem wehrhaften Volke identisch sind, können nur dann voll und ganz eingesetzt werden, wenn die überwiegende Mehrheit der Nation oder wenigstens die politisch führenden Klassen die Wahl des Gegners und die Kriegsziele billigen. In Rumänien sind die oberen gebildeten Klassen meistens, ihrem Bildungsgange nach und durch ihre Studien in Paris, ganz vom französischen Geiste erfüllt. Die Gesetze waren mit den französischen fast identisch, der Code civil und penal nahezu rezipiert. Die Prozeßordnungen gleichen sich so sehr, daß der „licencié en

pénal droit" in Rumänien das Advokatursamt ausüben kann. In Bukarest sprach man in den Salons mehr französisch als rumänisch. Paris war das Ideal. Das Bündnis mit Deutschland konnte in solcher Atmosphäre unter den politisch führenden Klassen nur höchst unpopulär sein. Dies wissend, war der König, auch mit Rücksicht auf seine Popularität, für Geheimhaltung des Bündnisses. Herr Carp aber, der überzeugteste und bedeutendste Anhänger der deutschen Richtung, konnte schon nach seinem energischen, dem Kampfe gewogenen Temperamente mit solcher Geheimtuerei nicht einverstanden sein. Er war der richtigen Ansicht, man müsse dem rumänischen Volke reinen Wein einschenken und es über die Gründe (die gemeinsame russische Gefahr) aufklären, welche einen engen Anschluß an die militärisch mächtigen Zentralmächte notwendig machten. Als er daher von seiner Karlsbader Kur im Sommer durch Wien durchkam, veröffentlichte er ein Interview, worin er sich sehr befriedigt über den von Rumänien bereits vollzogenen Anschluß an die Dreibundgruppe aussprach und darauf hinwies, daß irredentistische Bestrebungen, die auf die Lostrennung Siebenbürgens von der Doppelmonarchie abzielten, eitle Träume wären. Österreich-Ungarn sei für das europäische Gleichgewicht in seiner gegenwärtigen Gestalt unentbehrlich. Die rumänischen Patrioten möchten lieber über den Pruth nach Bessarabien blicken, das sie durch den Berliner Vertrag verloren hätten. Der König war über diese offene Aussprache, die er als brutale Indiskretion auffaßte, sehr ungehalten und fürchtete vor allem eine Verschlechterung des Verhältnisses zu Rußland. Graf Kálnoky war hingegen in seinem Delegationsexposé vorsichtiger, denn er sprach nur von der Anlehnung Rumäniens an unsere Gruppe. Die in Bukarest beglaubigten Diplomaten waren sich daher trotz aller dieser Andeutungen noch immer nicht darüber klar, ob Rumänien durch Vertrag an uns gebunden war. Ich wurde von meinen Kollegen oft diesfalls interpelliert, namentlich als Graf Gołuchowski, der Ende Oktober 1894 de-

finitiv abgegangen war, im Mai 1895 Minister des Äußern wurde. Sie fragten mich, ob die so überraschende Beförderung meines Chefs, der nie Botschafter gewesen, vielleicht die Anerkennung seiner erfolgreichen Bemühungen, Rumänien für uns zu gewinnen, wäre. Ich konnte nur mit der vagen, etwas orakelhaften Auskunft dienen, wir wären allerdings mit den bestehenden Beziehungen zu Rumänien recht zufrieden, wir hätten alles, was wir brauchten. Ich selbst wußte nur, daß Rumänien durch Vertrag gebunden war. Den Text desselben hatte ich nie gesehen, und Graf Goluchowski sprach mir nie von demselben, noch auch Graf Welsersheimb, der Ende Oktober als Gesandter dem ersteren folgte. Im Jahre 1895 hörte ich, daß der deutsche Militärattaché Hauptmann Möller den Entwurf einer Militärkonvention zwischen Deutschland und Rumänien ausarbeitete; denn ohne bindende Verabredungen der beiden Generalstäbe wäre die Kooperation der Armeen nicht gesichert und die Allianz praktisch wertlos. Auch wir folgten diesem Beispiele, doch kam das betreffende militärische Übereinkommen zwischen uns und Rumänien erst einige Jahre später, unter Baron Aehrenthal als Gesandten, zustande. Äußerlich trat diese nähere Verbindung damals auch durch den Sinajaer Besuch des Kaisers Franz Joseph, in dessen Begleitung der Generalstabschef Graf Beck sich befand, in Erscheinung. Daß aber alle Verträge und Militärkonventionen keine Bedeutung haben, wenn sie nicht in der beifälligen Volksstimmung bedingungslosen Rückhalt finden, zeigte sich bei Ausbruch des Weltkrieges. Die Verträge versagten sowohl Italien als auch Rumänien gegenüber. Selbst wenn König Carol gelebt hätte, wäre er nicht imstande gewesen, seinen Vertragspflichten nachzukommen und gegen die nationalen Strömungen den Krieg an unserer Seite zu führen. Das harte Los, welches in Ungarn der rumänischen Nationalität zuteil geworden war, ist sicher auch ein mitbestimmender Faktor für die unserer Gruppe vorwiegend feindliche Stimmung in Rumänien gewesen.

3.

Königin und Kronprinzessin – Die Gesellschaft – Abflauen der nationalen Agitation – Das liberale Kabinett Sturdza

Im Laufe des Sommers kam auch die Königin nach mehrjährigem, durch eine schwere Nervenkrankheit veranlaßtem Aufenthalt im Auslande wieder nach Rumänien zurück. Die hohe Frau erfreute sich eines trefflichen Aussehens, die lebhafte Farbe des Gesichtes stach gegen das sehr starke weiße Haupthaar besonders ab. Die Königin war durch die lange heiße Fahrt so wenig ermüdet, daß schon am übernächsten Tag eine große Hoftafel stattfand. Bald wurde ich einem Dejeuner beigezogen. Ich war von jeher ein lässiger Konsument lyrischer Poesie. Über Goethe, Schiller und einige Heine-Lieder ging mein poetischer Bedarf nie hinaus. Ich hatte schleunigst einen Band der Carmen-Gedichte akquiriert, um eventuellen Zitaten oder Anspielungen der königlichen Dichterin einiges Verständnis entgegenbringen zu können. Trotzdem bestand ich die Probe meiner poetischen Kenntnisse herzlich schlecht, denn die Königin brachte leider das Gespräch auf neuere deutsche Dichter. Ich konnte immer nur meine gänzliche Unkenntnis dieser dii minorum gentium eingestehen. Zum Schlusse war ich so beschämt, daß ich in einer Art Verzweiflung selbst die Offensive ergriff und in vielleicht wenig taktvoller Weise das Gespräch auf historische Bücher brachte, welche ich vorwiegend lese. Dann zitierte ich noch ein höchst geistvolles, philosophisches Buch Balfours über den „Glauben", in der Überzeugung, daß die Königin in diesem Kapitel meine Überlegenheit fühlen würde. Ich sollte aber für diesen intellektuellen Snobbismus auf der Stelle gestraft werden, denn die Königin heuchelte, wohl aus Höflichkeit, Interesse für das Buch Balfours, sprach den Wunsch aus, es zu sehen, so daß mir nichts übrigblieb, als es am nächsten Tage der ersten Hofdame zu schicken. Selbstverständlich

sah ich es nie wieder, aber die Königin las ebenso selbstverständlich keine Zeile davon. Ihre Redeweise war sehr gewählt, aber kaum natürlich zu nennen. Selbst eine gekrönte Dichterin muß im täglichen Leben vom Kothurn herabsteigen und sich ungezwungen mit den gewöhnlichen Sterblichen unterhalten. Dazu kamen weiße wallende Kleider, wie sie allenfalls eine griechische Priesterin getragen haben mag. Unter diesen Umständen braucht man sich nicht zu wundern, daß die Rumänen kein Verständnis für die Haltung und das ganze Gebaren ihrer Königin aufbrachten.

Die Kronprinzessin Marie war im Jahre 1904, kaum 19 Jahre alt, eine der schönsten, anmutigsten Frauen, die ich je gesehen. Hoch aufgeschossen, schlank, vereinigte sie alle Vorzüge, welche englische Schönheiten auszeichnet, rosigen Teint, regelmäßige Züge, prachtvolles Haar, vollendete Anmut in sportlichen Übungen, z. B. Reiten. Ihre bezwingende Natürlichkeit und Heiterkeit war wie Frühlingssonnenschein im Palais Pelès, dem der sonst so strenge, ernst blickende König Carol auch nicht widerstehen konnte. Sie wußte es und teilte mir einst lächelnd mit, ihr Onkel hätte sich während des luncheons gegen irgendeinen von ihr projektierten Ausflug erklärt. Sie sagte voraus, sie würde ihn schon beim schwarzen Kaffee umstimmen und behielt recht. Allein sie war Engländerin geblieben und hatte damals noch nicht die Landessprache hinlänglich inne, um sich ihrer bei Gesprächen mit den Landeskindern ungezwungen zu bedienen. Daher eine gewisse Vorliebe für die Gesellschaft von Diplomaten, die fließend englisch sprachen, was wieder bei den Rumänen böses Blut machte. Sie war, kaum aus der Kinderstube heraus, mit 17 Jahren verlobt worden und kam mit 18 Jahren nach Rumänien. Sie sagte mir selbst, sie wäre in England nie auf einem Ball gewesen, konnte mir auch nicht den Walzerschritt angeben, den sie tanzte (sechs- oder dreischrittig). Ihre Antwort lautete: I start, you follow. Da es mein erstes Debüt am Hofball war und die jungen Rumänen alle mit wenig Wohlwollen meinen Start beobachteten, so war ich

sehr froh, als es mir gelang, der Prinzessin in ihrem Sechsschritte zu folgen. Ich hatte zwar dem Könige erklärt, daß ich bereits zum letzten Landsturm des Tänzerheeres gehöre, beinahe 20 Jahre aktiv gewesen wäre, und daher lieber zum Korps der Zuschauer übergehen möchte. Allein er warf sofort ein: „Sie werden aber doch eine Ausnahme machen und mit der Prinzessin tanzen, ich habe Sie schon als Tänzer angemeldet." Ich muß gestehen, daß ich gegen diese öfters wiederkehrenden Ausnahmen von meinem Entschlusse, das Tanzen aufzugeben, nichts einzuwenden hatte.

Der Kronprinz mag vorzügliche Charaktereigenschaften mit deutscher Gründlichkeit für gewisse Disziplinen, wie Botanik, Zoologie usw., vereinigt haben; aber es fehlte ihm jede Befähigung zur Repräsentation. Selbst wenn die deutsche Sprache gebraucht wurde, war es peinlich, ihn im Cercle vergeblich nach einem Gesprächsthema suchen und verlegen stillschweigen zu sehen. Ich verletzte dann jedesmal die Etikette und gab selbst den Gesprächsstoff an, an den sich dann Prinz Ferdinand freudigst klammerte. Von den Damen der Gesellschaft gebührte Madame Simka Lahovary, der schon erwähnten Gemahlin des Außenministers, die Palme bezüglich Witzes und froher Laune, Schlagfertigkeit in der Konversation und der Kunst liebenswürdigen Empfanges. Sie hatte eine reizende Gestalt, welche durch geschmackvolle Toiletten sehr vorteilhaft zur Geltung kam, während ihre Gesichtszüge so indifferent, ja linienlos ausgefallen waren, daß sie es nicht verschmähte, durch Auftragung von Poudre de riz und Rouge reichlich nachzuhelfen. Sie ging darin ihrer Zeit voraus. Madame Marghiloman, geborene Prinzessin Stirbey, gehörte in sehr verschiedener Art auch zu den Attraktionen der rumänischen Gesellschaft. Ungemein begabt, lebhaft und enthusiastisch, beherrschte sie alle Sprachen und Literaturen, konnte namentlich die modernen französischen Dichter seitenweise zitieren und interessierte sich auch für die einheimische Kunst. Sie stand an der Spitze des Damenkomitees, welches schöne, klassische Muster unter den Bäuerin-



Prinzessin Marie von Rumänien



Frau Anie Dumba-Lieven, Gemahlin des Autors

nen verteilte und der Hausindustrie zu großem Aufschwung verhalf. Ohne Zweifel war sie auch eine eifrige Irredentistin und haßte die Magyaren. Ich machte es mir aber zur Richtschnur, nie mit Damen über Politik zu sprechen; obwohl ich mit Madame Marghiloman von Sinaja aus tagelange Gebirgsausflüge machte und sie in späteren Jahren in Paris sehr viel sah, kam es nie zu einer unangenehmen Diskussion zwischen uns. Nach der Scheidung von ihrem sehr liebenswürdigen Manne heiratete sie John Bratianu, den langjährigen liberalen Premier, mit dem ich sie im Jahre 1927, also nach vollen 24 Jahren, in Karlsbad wiedersah.

Zum Schlusse möchte ich noch dreier Schwestern gedenken, von denen ich namentlich der jüngsten, Madame Constance Romaló, geborenen Cantacuzène, einer erstklassigen Pianistin und Musikerin, dank gemeinsamen Musizierens nähergetreten bin. Ich spielte regelmäßig mehreremal in der Woche Sonaten oder Trios mit ihr, wobei sie eine besondere Vorliebe für die schweren Brahmsschen Sonaten an denTag legte. Ihre beiden älteren Schwestern waren: Madame Sturdza, die Frau des liberalen Führers, und Madame Carp, Gemahlin des uns so befreundeten Junimistenführers. Die beiden grundverschiedenen Männer waren aus politischen Gründen brouilliert und nicht auf Sprechfuß. Ich wohnte einer überaus komischen Szene im Hause der gemeinsamen Schwiegermutter, Madame Cantacuzène, bei, wo sich die beiden Politiker bei einem Empfang unversehens trafen. Sie wurden sofort in die zwei entferntesten Ecken des Salons gedrängt und von einem lebenden Wall besorgter Familienmitglieder umringt. Herr Carp war ein ausgesprochener Kampfhahn und infolge seines deutschen Bildungsganges manchmal sehr brüsk in seiner Ausdrucksweise. Als ich zu einem musikalischen Diner bei seiner Schwägerin Constance Cantacuzène, geschiedenen Romaló, etwas verspätet kam, entschuldigte ich mich wahrheitsgemäß damit, daß ich eben erst mit einer Kurierexpedition fertig geworden wäre. Carp, der mich wie einen alten Freund behandelte, rief: „Ich möchte wissen,

was für ein Unsinn darin steht!" Ich war in der glücklichen Lage zu replizieren: „Das kann ich Ihnen sofort sagen. Ich berichtete über Ihre ausführlichen Mitteilungen betreffend Ihr Bergwerksgesetz, die sie mir vorgestern freundlich machten." Die versammelte Familie brach in ein Riesengelächter aus und Carp, der alte Korpsbursche, gestand, daß er nie so vollständig abgeführt worden wäre.

Da meine Malariaanfälle den ganzen Sommer andauerten, erwirkte ich einen viermonatigen Urlaub, nachdem Graf Welsersheimb im Monate Dezember 1894 die Leitung der Gesandtschaft übernommen hatte. Ich benutzte denselben zu einer Reise nach Spanien, Tanger, um anfangs April in Monte Carlo zu landen, wo mich das zur Rückkehr mahnende Telegramm erreichte. Das Jahr 1895 stand unter dem Zeichen abflauender Kulturliga-Agitation. Die Liga war zu einem ausschließlich liberalen Hetzverein geworden, da die konservativen Vorstandsmitglieder, bei der Wahl überrumpelt, sich vollkommen zurückzogen. Auffallen mußte, daß Sturdza, der noch im Spätherbste 1894 eine chauvinistische Brandrede von unerhörter Heftigkeit gehalten, den Unwillen des Königs geweckt und den Bestand der konservativen Regierung von neuem verlängert hatte, schon im Winter 1895 mildere Saiten anzuschlagen begann. Jedermann, der sich mit Politik in Rumänien beschäftigte, wußte, daß das Kabinett Catargiu, welches bereits im siebenten Jahre am Ruder war, nicht mehr als höchstens noch ein Jahr bis zum Ende der zweiten Legislaturperiode sein Leben fristen würde. Der König Carol mußte darauf sehen, daß keine Partei zu lange an der Krippe bliebe, da sonst die Gefahr entstand, daß die jeweilige Opposition antidynastisch würde und sich zu demagogischen Straßendemonstrationen selbst gegen die Krone hinreißen ließe. Da in Rumänien immer die Wahlen in den Landesbezirken, wo indirekte Wahlen stattfanden, zugunsten der Regierung ausfielen, so wäre nie eine Regierung durch das freie Spiel der konstitutionellen Kräfte gestürzt worden; die einmal

am Ruder befindliche Partei würde immer Regierungspartei bleiben ohne das direkte Eingreifen des Königs. Wenn er fand, daß die Opposition schon so ausgehungert sei, daß sie gegen die Dynastie auftrete, so entließ König Carol regelmäßig sein Kabinett, berief die Chefs der Opposition, übertrug ihnen die Durchführung von Neuwahlen und gab ihnen damit die Sicherheit der Schaffung einer großen Mehrheit. In der gegenwärtigen Lage wurde dieser Ausweg noch gangbarer durch den Umstand, daß Carp selbst zurücktreten wollte, nachdem er sein Bergbaugesetz trotz heftigster Opposition im Parlament durchgebracht hatte. Es war dies eine schöpferische legislative Maßregel, der das Land den großen Aufschwung seiner Petroleumerzeugung und überhaupt die Befruchtung mit ausländischem Kapital verdankte. Der Führer der Junimisten machte auch mir noch vor meiner Urlaubsreise kein Hehl daraus, daß er, falls es der König wünsche, jeden Augenblick das Ministerium durch die Gesamtdemission der drei Minister seiner Gruppe sprengen würde. Er war durch Meinungsdifferenzen mit Catargiu und den mühsamen Kampf für Vereinfachung und Purifizierung der Verwaltung entmutigt und abgestumpft. Man darf aber nicht glauben, daß die rumänischen Minister etwa wie in anderen parlamentarischen Ländern durch lange Amtsstunden und endlose Debatten in der Kammer ermüdet waren. Ich war oft Zeuge, daß letztere nach $4^1/_2$ Uhr ohne plausiblen Grund ihre Sitzung schloß. Fuhr ich aber dann in den Jockeyklub, so sah ich schon um $^3/_4 5$ Uhr einige der Minister am Pokertisch mit Virtuosität sich gegenseitig überlisten. Trotz seiner Neigung zum Rücktritt mußte indessen Carp im Ministerium noch bis zum Herbste 1895 ausharren. Sturdza hatte ganz behutsam und schrittweise seinen Frontwechsel vorbereitet. Er näherte sich dem Grafen Welsersheimb, während er mit dem Grafen Gołuchowski ganz brouilliert gewesen war, der ihn wegen seiner giftigen Ausfälle auf die Doppelmonarchie nicht mehr einlud. Sturdza dämpfte dann nicht nur seinen Ton, sondern auch

den der liberalen Oppositionsblätter. Auch die Kulturliga unterließ die gewöhnlichen Agitationen. Sturdza erging sich im Laufe des Sommers 1895 sowohl unserem Gesandten als auch anderen Mitgliedern der Gesandtschaft gegenüber in Beteuerungen seiner Anhänglichkeit an den Dreibund und vindizierte seiner Partei die Priorität in der deutschfreundlichen Orientierung vor der ursprünglich russophilen konservativen Partei. Gleichzeitig hatte Graf Welsersheimb auftragsgemäß bei König Carol den bevorstehenden Kabinettswechsel zur Sprache gebracht und Seine Majestät vertraulich darauf aufmerksam gemacht, daß, so wie Gladstone im Jahre 1881 nach seiner berühmten Rede „Hands off" in einem Briefe an unseren Botschafter Grafen Károlyi sich entschuldigt und seine Ausfälle gegen unsere Monarchie als Auswüchse erhitzter Wahlagitation hingestellt hatte, Sturdza sicherlich nicht weniger tun müßte. Graf Gołuchowski erwarte, daß er alles, was er als Oppositionsführer öffentlich vorgebracht, ebenso öffentlich widerrufe. Früher könnte Graf Welsersheimb nicht mit ihm, als Chef der neuen Regierung, in offizielle Beziehungen treten.

Sturdza zeigte sich übrigens gefügig. Er erklärte sich bereit, mit unserem Gesandten den Wortlaut des von ihm verlangten Widerrufes festzustellen, den er dann Wort für Wort anläßlich einer politischen Versammlung in Jassy vorbrachte. Selten hat ein Politiker ohne Zögern in so kurzer Zeit sich so gründlich widersprochen, alles zurückgenommen, was er früher gegen unsere Monarchie gesagt. Er ist buchstäblich durchs Kaudinische Joch gegangen. Zunächst stellte er den Satz auf, Rumänien müßte sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Österreich-Ungarns enthalten. Er beteuerte, stets der wärmste Anhänger des Dreibundes und des Anschlusses an Österreich-Ungarn gewesen zu sein; er versicherte, daß er nie Irredentismus getrieben, was zu gefährlichen Retorsionen führen konnte; daß er nie an die Abtrennung eines noch so geringen Teiles unseres Territoriums

gedacht, daß vielmehr die Integrität unseres Gebietes eine notwendige Voraussetzung für den Weltfrieden und das Gleichgewicht der Kräfte in Europa, ja die Sicherung Rumäniens selbst sei. Nach diesem „Pater peccavi" durfte er im Herbste 1895 die neue liberale Regierung ins Leben rufen.

Es war indessen eine merkliche Entspannung in unseren Beziehungen zu Rumänien eingetreten. Das rumänische Königspaar war im Sommer in Ischl mit besonderer Herzlichkeit und in auszeichnender Weise empfangen worden. Graf Goluchowski setzte die Amnestierung sämtlicher Verurteilten des Klausenburger Prozesses durch, trotzdem Baron Banffy, der Nachfolger Wekerles, die ganze Kampagne wider die Kulturliga in neuer, verstärkter Auflage wieder aufleben lassen wollte und aus meinen Berichten und Privatbriefen des September 1894 Verpflichtungen und Zusagen des Kabinetts Catargiu herauslesen wollte, die in der Tat nicht bestanden. Sturdza konnte denn auch in seiner Jassyer Rede des großherzigen Aktes kaiserlicher Milde dankbar gedenken. Der Umstand, daß die nationalen Führer nicht mehr als Märtyrer gefeiert werden konnten, diente auch zur Beruhigung der Gemüter. Die Sommersaison 1895 stand unter dem Zeichen dieses Abflauens der Kampfstimmung und sicherte uns manchmal ein Dolcefarniente im schönen Sinaja. Ich hatte zusammen mit Legationssekretär Grafen Douglas Thurn, dem späteren Botschafter in St. Petersburg, die große Villa Catargiu gemietet, die inmitten eines parkartigen Gartens mit lawn-tennis-ground stand. Eine kleinere Villa, welche der deutsche Gesandte Graf Leyden mietete, stand im selben Parke, so daß wir uns täglich beim Lawn-tennis oder bei Spazierritten — wir hatten alle Ponys in Siebenbürgen gekauft — oder Gebirgspartien trafen. Anfang der Saison wohnten Herr von Weede, der holländische Gesandte und Gemahlin als Gäste bei uns, da sie vor der Versetzung nach Madrid standen. Das treffliche Paar machte sich später in Wien, wo es über fünfzehn Jahre blieb, außerordentlich beliebt. — Graf Thurn und

seine schöne, sympathische Frau kamen erst Mitte August von Kärnten zurück. Bis dahin hatte meine Mutter bei mir geweilt und das Haus geführt. Im September ging ich auf zwei Wochen nach Konstantinopel ohne offiziellen Urlaub, wurde aber zum Glücke vom Grafen Welsersheimb telegraphisch zurückberufen, so daß ich knapp vor Beginn der armenischen Massaker mit dem letzten Orientexpreßzug abdampfte.

Gegen Ende Oktober verließen wir Sinaja. Graf Welsersheimb war indessen zum ersten Sektionschef im Ministerium des Äußern ernannt worden und mußte, nachdem er einen einzigen Sommer die Wälder Sinajas in stundenlangen Wanderungen genossen, zurück zum ungemein ermüdenden Posten des ersten Beamten am Ballhausplatz. Ich war wieder kurze Zeit Geschäftsträger, bis Freiherr von Aehrenthal, der neu ernannte Gesandte, ankam. Dann verließ ich Bukarest im Dezember, um nach Paris als Botschaftsrat zu gehen.

V. Kapitel

Paris, 1896 bis 1903, als Botschaftsrat und Gesandter

1.

Hanotaux – Türkische Reformen – Besuch des russischen Kaiserpaares – Tunis

Nach einem kaum zweijährigen Aufenthalt verließ ich Bukarest mit der hochwillkommenen Beförderung zum Botschaftsrat in Paris. Ich verdankte diesen brillanten Postenwechsel wohl in erster Linie dem Wohlwollen des Grafen Gołuchowski, unter dem ich in Bukarest unter schwierigen Verhältnissen gedient und dessen Vertrauen ich zu gewinnen das Glück hatte. Es hätte aber wenig gefehlt, daß ich als erster Beamter nach Rom zurückgegangen wäre, das ich vor zwei Jahren als Sekretär verlassen hatte. Meine Ernennung dahin war bereits beschlossen, mein Übersiedlungsgepäck beim Spediteur mit dem Bestimmungsorte Rom, als die freudige Kunde eintraf, mein früherer Chef in St. Petersburg, der mir wohlgesinnte Graf Wolkenstein, hätte im letzten Augenblick am Ballhausplatze meine Zuteilung zu seiner Botschaft in Paris durchgesetzt.

In Paris, wo ich im Februar 1896 eintraf, empfing mich denn auch das treffliche Botschafterpaar mit aufrichtiger Herzlichkeit, und ich hatte das Gefühl, im schönen Palais Galiera, dem Botschaftssitze, beinahe ein eigenes Heim gefunden zu haben.

Die Berufung nach der herrlichen Stadt des Lichtes, in der sich geistig lebendige Strömungen, künstlerisches Leben und politisch

bahnbrechende Tendenzen wie in einem Brennpunkte vereinigen, erfüllte meine kühnsten Träume. Besonders beglückend war der Gedanke, meine diplomatische Tätigkeit wieder unter dem von mir hochverehrten Grafen Wolkenstein, diesem Grandseigneur von seltener Bildung, aufzunehmen. Ich hatte sein gastliches Haus, welches die kunstsinnige Gräfin Wolkenstein in Petersburg zum Mittelpunkte eines erlesenen, kleinen Kreises gemacht hatte, in dankbarer Erinnerung behalten. In Paris hatten wir keine politischen Fragen von aktueller Bedeutung, keine Konflikte oder Gegensätze auszugleichen. Die Dreibundgruppe stand im Jahre 1896 noch geschlossen da. Italien, durch Crispi in einen handelspolitischen und Finanzkrieg mit Frankreich verwickelt, hatte die Festsetzung der romanischen Schwesternation in Tunis noch nicht überwunden. Der tiefe Gegensatz, der damals England von Frankreich trennte und sich während des Burenkrieges sowie im Faschodakonflikte auf das äußerste zuspitzte, mußte Italien an der Seite der Zentralmächte festhalten, denen Großbritannien politisch nahestand. Die russisch-französische Allianz bestand zwar seit August 1891, bald gefolgt von militärischen Abmachungen. Allein diese Bindung wurde streng geheimgehalten. Die französische Nation ahnte allerdings, daß seit Bismarcks Sturz der Draht zwischen Berlin und St. Petersburg abgerissen war; sie erhoffte eine Annäherung und Verständigung mit dem russischen Kaiserreiche, die ihr der deutschen Übermacht gegenüber Rückhalt bieten, ihrer Isolierung in Europa ein Ende machen sollte. Allein die Umrisse der neuen Gruppierung waren noch ganz vage und zu unbestimmt, um als positive politische Faktoren einer Neuorientierung in Betracht zu kommen. Wir hatten daher nur in allgemeinen politischen Fragen, in denen das europäische Konzert in Aktion trat, das Einvernehmen mit dem Pariser Kabinett zu pflegen. Diesbezüglich möchte ich die Frage der anläßlich der armenischen Gemetzel in der Türkei anzubahnenden Reformen, später die Frage der kretensischen Blockade erwähnen. Herr Hanotaux,

der bekannte Historiker Richelieus, mit dem ich bezüglich der türkischen Reformen zu verhandeln hatte, zeigte sich, im Gegensatze zum englischen, religiösen und humanitären Erwägungen folgenden Kabinette in der Reformfrage ausgesprochen lau. Herr Hanotaux hatte, wenn ich nicht irre, als Legationsrat in Konstantinopel die Türken kennengelernt und für das tapfere Herrenvolk eine besondere Vorliebe gefaßt. Er glaubte nicht an die Wirksamkeit, ja an die Anwendbarkeit von Reformen in einem Lande, wo seit Jahrhunderten die christlichen Rajas als unterworfene Heloten zwar geduldet, aber nicht geachtet und nie als gleichberechtigt behandelt wurden. Die Einsetzung von Kontrollkommissionen, neuen Behörden usw. betrachtete der diesbezüglich auch mit dem St. Petersburger Kabinett einverstandene Minister des Äußern als einen Schlag ins Wasser. Hingegen gab er Baron Marschall recht, der sich dahin aussprach, die Hauptsache wäre die Ernennung von tüchtigen und möglichst wenig korrupten Männern zu Generalgouverneuren in den in Frage kommenden Provinzen. Diesbezüglich sollten sich die Botschafter in Konstantinopel die maßgebende Einflußnahme auf die Pforte sichern. „The right man in the right place" sei die zu befolgende Devise. Infolge dieser Meinungsverschiedenheit scheiterte auch meines Wissens der gesamte Reformplan in der Türkei.

Hanotaux leitete mit kürzeren Unterbrechungen — als ersten Minister des Äußern lernte ich im Februar 1896 den berühmten Chemiker Berthelot kennen — von 1894 bis 1898 die äußere Politik. Als Historiker kannte er genau die diplomatischen Unterhandlungen der vergangenen Dezennien, wie denn auch sein später erschienenes Hauptwerk den Titel „Die Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs" führt. Hanotaux, der sich auf den rechten Flügel der Republikaner stützte, war ein Anhänger kolonialer Expansionsbestrebungen im afrikanischen Kontinente, daher von selbst ein Gegner der anglophilen Richtung, die damals in erster Linie von Clemenceau vertreten wurde. Da Deutschland — wenn

auch in geringerem Grade als Frankreich — bei den Bestrebungen, sein Kolonialreich zu erweitern, auf der ganzen Welt auf ein energisches Veto des seegewaltigen Großbritannien stieß, so war eine Annäherung zwischen den beiden Gegnern des Jahres 1870 ziemlich naheliegend. Damals erfolgte ein Meinungsaustausch zwischen dem Fürsten Hohenlohe und Hanotaux, welch letzterer einem Zusammengehen Frankreichs und Deutschlands mit Rußland, mit einer Spitze gegen England, geneigt war. Zum Unglück fiel das Kabinett Méline über die fatale Dreyfus-Affäre und Hanotaux wurde vom radikalen, antideutschen Delcassé abgelöst, der es vorzog, trotz der Faschoda-Demütigung sich mit England auszugleichen. Hanotaux war ein geistvoller, anregender Causeur. Leider schadete dem Zauber seiner Konversation der harte, nordische Akzent des Pikarden. Er kam des öfteren zu kleinen Diners auf die Botschaft, wo überhaupt Akademiker gern gesehene Gäste waren. Ich dinierte auch mit ihm später noch beim Fürsten Ourousoff, dem russischen Botschafter, während er merkwürdigerweise von dem Augenblicke seines Rücktrittes infolge der Dreyfus-Affäre unsere Botschaft strenge mied, ja jeden Verkehr mit der ihm geistig ebenbürtigen Gräfin Wolkenstein abbrach.

Ich hatte in einem Berichte erwähnt, es wäre mir unmöglich gewesen, die von Wien verlangte telegraphische Antwort auf eine Anfrage bezüglich des kretensischen „Blocus" sofort zu erteilen, da Herr Hanotaux, ein leidenschaftlicher Jäger, mehrere Tage von Paris abwesend gewesen wäre und am Quai d'Orsay mir niemand eine Auskunft hätte erteilen können. Durch ein Versehen kam mein Bericht ohne Auslassung in unser den Delegationen unterbreitetes Rotbuch, worüber sich Hanotaux, allerdings im Scherze, mir gegenüber beklagte. Als er mich nach einiger Zeit zur Entgegennahme einer Mitteilung zu sich bitten ließ und ich, von Paris abwesend und telegraphisch zurückberufen, erst nach 24 Stunden auftauchte, drohte mir Hanotaux lachend mit einem Zirkular-

erlasse an die französischen Missionen, worin ich als unverbesserlicher Nimrod hingestellt wurde.

Hanotaux betrachtete natürlich die Anlehnung an Rußland als die Grundlage der französischen Außenpolitik. Frei von jedem Chauvinismus, glaubte er eben auf Grund der dadurch gewonnenen Rückendeckung auch ein besseres, vertrauensvolleres Verhältnis zu Deutschland anbahnen zu können; allein die durch den russischen Kaiserbesuch im Oktober 1896 und den Gegenbesuch Faures im Sommer 1897 exaltierte öffentliche Meinung Frankreichs nötigten den behutsamen Minister des Äußern zu besonderer Vorsicht. Die Dreyfus-Affäre, welche die chauvinistische Rechtspresse zu wütenden Ausfällen gegen Deutschland verleitete, machten den diskreten Annäherungsbestrebungen Hanotaux' ein vorzeitiges Ende.

Hier möchte ich meine Eindrücke des russischen Kaiserbesuches im Oktober 1896 schildern. Der vielbewährte Geschmack der geistreichen und künstlerisch begabten Nation hatte unter der dritten Republik, der Herrschaft der Massen, bedenklich nachgelassen. Da die Kastanienbäume in den Champs Elysées wie gewöhnlich im Herbste schon ihren Blätterschmuck verloren hatten, so glaubten die Stadtväter, hier mit künstlichen Papierblüten nachhelfen zu sollen, wozu, in Voraussicht der Illumination, farbige Lampions kamen! Das demokratische Element kam ferner in einem Beschlusse des Ministerrates dadurch zur Geltung — der Präsident Faure war überstimmt worden — daß die vielen Hunderte von Senatoren und Deputierten, höheren Beamten usw. offiziell bei allen Festveranstaltungen nicht nur Zutritt erhielten, sondern auch die besten, reservierten Sitze innehatten. Man kann sich leicht vorstellen, wie unelegant diese im Frack z. B. beim Empfange im Elysée vollzählig erschienenen Würdenträger mit ihren „Damen" waren. Daß der Mangel eines nicht feststehenden Zeremoniells und ausschlaggebender Präzedenzfälle so manches Versehen und viele Konfusionen mit sich brachte, ist einleuch-

tend. Dies entschuldigt aber nicht, daß bei der schönsten Zeremonie, der symbolischen Grundsteinlegung für den Bau der Alexander-Brücke, selbst die Botschafter keine besondere Einladungen erhielten, noch Sitze für sie reserviert waren. Diesem Umstande verdankten wir, Sekretäre, den Vorzug, eine erste Bankreihe an Stelle der streikenden Missionschefs in unmittelbarer Nähe des Präsidenten und seiner illustren Gäste einzunehmen. Die monumentale Brücke, welche von den großen und kleinen Palais der Champs Elysées zum Invalidenplatz führt, wurde erst kurz vor dem Beginne der Weltausstellung fertig. Allein die malerische Szenerie der Seine mit dem Invalidendome als Hintergrund gab Anlaß zur Veranstaltung einer sehr sinnigen Feier. Auf dem Punkte des rechten Seineufers, wo die Brücke beginnen sollte, waren Faure und das Kaiserpaar auf einer improvisierten Estrade postiert. Da Faure neben dem Kaiserpaar auch für sich einen vergoldeten Thronsessel hatte aufstellen lassen, verlangten Brisson und Loubet, die Präsidenten der beiden Kammern, sofort dieselbe Auszeichnung, so daß das souveräne, französische Volk auf drei vergoldeten Stühlen saß. Vom linken Seineufer löste sich eine reich geschmückte Barke mit weiß gekleideten Mädchen, die vor dem Kaiserpaare landeten. Es folgte die Deklamation eines Gelegenheitsgedichtes von Heredia, Gesang des Chores usw. Faure, der alle um eine Kopfgröße überragte, der den Frack selbst am hellichten Tage zu tragen wußte, ohne lächerlich zu sein, und dessen tadelloser Zylinder „à huit reflets" bereits historisch war, fühlte sich ganz zu Hause und schien den kleinen Kaiser ordentlich zu patronisieren. Die Anmut der wunderschönen Kaiserin fiel allgemein auf; desgleichen ihre Scheu und Reserve, denn sie sprach während der langen Feier kaum ein Wort. Das schönste Herbstwetter trug zu deren Gelingen wesentlich bei.

Kaiser Nikolaus empfing natürlich auch das diplomatische Korps und machte Cercle. Mein Empfinden bei diesem Empfange kann ich in die Worte zusammenfassen: Peinliches Mitgefühl mit

dem armen, krank und abgehetzt aussehenden Autokraten, den ich als kräftigen, untersetzten, jungen Thronfolger in St. Petersburg gesehen hatte. Jetzt war er fahl, hohläugig und schrecklich mager. Der Ärmste soll an einem Darmkatarrh laboriert, außerdem bei der stürmischen See bis zur Landung in Cherbourg an Seekrankheit schwer gelitten haben. Kaiser Nikolaus war ferner, gleich seinem Vater, durchaus nicht Meister der Phrase und im Cercle sehr ungeschickt und verlegen. Seine physische Ermüdung akzentuierte noch seine frostige Art, sich zu geben, und machte einen sehr ungünstigen Eindruck. Wirklich war das dreitägige Programm des Kaiserempfanges so überladen, daß der Obersthofmeister Fürst Dolgoruki, der meinen Botschafter von St. Petersburg her intim kannte, ihm mit dröhnender Stimme zuflüsterte: „Diese Ochsen wollen meinen Kaiser noch umbringen." Ich erlaubte mir, auf den nahestehenden Hanotaux mit dem Bemerken hinzuweisen, er verstehe Deutsch! Die Umgebung des Kaisers hatte eine viel größere Abneigung gegen die Republik als er selbst. So ist es zu erklären, daß der vom Zaren in Cherbourg auf die Marine ausgebrachte erste Trinkspruch auffallend zurückhaltend und farblos ausfiel, denn er enthielt nur den Dank für den sympathischen Empfang ohne ein Wort vom Freundesverhältnisse zu Frankreich hinzuzufügen. Mr. Félix Faure und die französischen Minister hatten aber darauf bestanden, daß eine Phrase von „la nation amie" in der offiziellen Version Aufnahme fände, da sonst ihre Stellung untergraben und das französische Volk in seinen hochgespannten Erwartungen tief enttäuscht würde. Der freundliche Empfang der Pariser Bevölkerung brach indessen das Eis und bewirkte, daß auch die Enunziationen des Kaisers an Wärme und Herzlichkeit stets zunahmen. Schon beim großen Bankette im Elysée sprach Kaiser Nikolaus v o n w e r t v o l l e n, d a u e r n d e n B a n d e n und deren glücklichem Einflusse. Die Stimmung wurde endlich zum „fortissimo" bei der großen Revue in Chalons gesteigert. Hier berief sich der Zar auf die u n w a n-

delbare Freundschaft der beiden Völker und schloß mit der Versicherung, daß zwischen den beiden Armeen ein tiefes Gefühl der Waffenbrüderschaft bestehe. Der Jubel bei dem Bankette, dem 450 Generale und höhere Offiziere beiwohnten, soll unermeßlich gewesen sein. Die Presse stimmte dann in den Chor ein. Die Folge war, daß die ganze französische Nation den Eindruck gewann, es beständen bindende Verabredungen zwischen Rußland und Frankreich, welches im Augenblick der Gefahr auf die Hilfe des östlichen Riesenreiches rechnen könne. Das französische Volk fühlte sich nicht mehr isoliert und dem übermächtigen Deutschland schutzlos preisgegeben. Die Form der Bindung, ob Allianz oder Entente, verlor angesichts dieser psychologischen Auswirkung beinahe jede Bedeutung. Von einer eigentlichen Begeisterung des großen Publikums zu sprechen, wäre indessen nicht richtig. Schon die rigorose Absperrung mittels militärischen Spaliers und die notwendigen umfassenden Sicherheitsmaßregeln, welche die Massen entfernt hielten, ließen eine solche Stimmung derselben nicht aufkommen. Die Neugierde und Schaulust waren das vorwiegende Element in der Bevölkerung, die mit zahllosen Provinzlern stark versetzt war. Viel spontaner war nach Augenzeugen die Stimmung beim Empfange der russischen Flotte in Toulon. In Paris hatte man eher den Eindruck eines großen Volksfestes mit Bänkelsängern, Akrobaten und Musik sowie Tanz selbst auf den Boulevards. Das Wetter war außerordentlich mild und günstig. Die Beleuchtung des Place de la Concorde mit ihrem einzig schönen, architektonischen Abschluß sowie jene der Champs Elysées, der Rue de la Paix und selbst der Boulevards machte einen feenhaften Eindruck. Ich ging mit sechs Herren des Cercle de l'Union, alle in Frack, zum Place de la Concorde, um das Feuerwerk zu sehen. Wir unterhielten uns auf das unbefangenste mit den Arbeitern, die sehr viel Humor und Witz haben. Sie waren stolz auf die vom Zaren durch seinen Besuch dem französischen Volk darge-

brachte Huldigung. Eine komische Episode will ich noch erwähnen. Graf Moritz Pálffy, Sekretär unserer Botschaft, fuhr in offenem Wagen in seinem ungarischen Galakleide zum Empfang des Kaiserpaares ins Hotel de Ville, wo lebensgefährliches Gedränge und entsetzliche Konfusion herrschte. Er wurde für einen russischen Würdenträger gehalten, von der dicht versammelten Menge frenetisch akklamiert. Acht bis zehn Leute, darunter Arbeiter in Blusen, sprangen zu ihm in den Wagen, umarmten ihn, ein Trittbrett des Wagens wurde abgebrochen. Er dankte gerührt, bis ihn endlich handfeste Polizisten aus der Not retteten. An diesem Abende soll die Stimmung in dem volkstümlichen Quartier in der Tat eine überaus gehobene gewesen sein. Ferner wurde dem Kaiserpaare bei der Galavorstellung der Oper von den eingeladenen Festgästen, also durchaus von den höheren, gebildeten Ständen, eine enthusiastische Huldigung zuteil. In Versailles endlich ließ der Kaiser die zunächst reservierten Stellen des Parkes zum Entsetzen des Sicherheitsdienstes den Volksmassen öffnen, die sogar bis zur großen Stiege und dem Spiegelsaale vordrangen. Hier soll auch eine begeisterte Stimmung für den „volksfreundlichen" Zaren zum Ausdruck gekommen sein.

In der Presse wurden mit geringer Ausnahme die beiden Worte Pax-Robur, welche als Embleme die Masten der Straßendekorationen zierten, als die eigentliche Devise des Kaiserbesuches bezeichnet. Die von Frankreich wiedergewonnene Macht und Sicherheit sollte nur dem Frieden, dem Gleichgewichte der Kräfte dienen. Als leiser Unterton drang aber doch hie und da der Gedanke an die Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen durch.

Unter Hanotaux, der im Ministerium Méline im Jahre 1896 Bourgeois am Quai d'Orsay ablöste, begann auch der Ausbau des Protektorats über Tunis, da das in Ägypten und Südafrika beschäftigte Großbritannien keinen energischen Widerstand leisten konnte. Ich muß aber hier feststellen, daß sowohl die Initiative

zur ganzen diplomatischen Aktion als auch deren Durchführung in erster Linie das Verdienst des damaligen Directeur des Affaires commerciales im Ministerium des Äußern, Herrn Bompard, war. Dieser sehr geschickte Beamte, der allerdings später als Botschafter in St. Petersburg und Konstantinopel nicht ganz reussierte, war Generalsekretär in Tunis gewesen und interessierte sich lebhaft für dessen nähere Angliederung an die Metropole. Die italienische Kolonie in Tunis war viel zahlreicher als die französische und vermehrte sich auch, abgesehen vom lebhaften Zuzug frischer Einwanderer, infolge der viel größeren Fruchtbarkeit der italienischen Rasse rascher als die französischen Ansiedler in Tunis. Da daselbst das Regime der Kapitulationen herrschte, sowie in allen türkischen Dependenzen, war der Schutz sowie die Gerichtsbarkeit des italienischen Generalkonsuls ein sehr weitgehendes Hindernis für die Befestigung und Vertiefung der Autorität der französischen Schutzmacht. Mr. Bompard war sich darüber klar, daß das römische Kabinett sich nie zum Aufgeben der Kapitulationen in Tunis spontan entschließen würde, es wäre denn, daß alle anderen Mächte sich zu diesem Verzichte herbeiließen, so daß Italien, in Tunis isoliert, zum Nachgeben gezwungen würde. Er beschloß daher, den Hebel auf dem Punkte des geringsten Widerstandes anzusetzen und zunächst mit Österreich-Ungarn Unterhandlungen im obigen Sinne einzuleiten. Wir hatten in Tunis eine verschwindend kleine Kolonie, so gut wie keine Handelsinteressen, so daß der Verzicht auf die Konsulargerichtsbarkeit kein wirkliches Opfer bedeutete, sondern sich eher als ein rein formaler Akt darstellte, der aber als Präzedenzfall den anderen Mächten gegenüber für Frankreich sehr wertvoll war. Letzteres konnte uns aber als Lockspeise eine für den Augenblick recht willkommene Konzession anbieten, die auf einem ganz fremden Gebiete, auf jenem unserer Weinzölle, lag. In dem in der Mitte der neunziger Jahre mit Italien abgeschlossenen Handelsvertrage war infolge eines Versehens unserer Unterhändler ein Protokoll

mit der sogenannten Weinzollklausel unverändert aus den früheren Verträgen übernommen worden, welches Italien aus dem Titel des Grenzverkehres sehr niedrige Weinzölle einräumte. Frankreich, welches geltend machte, daß die sizilianischen oder apulischen Weine doch unmöglich als Produkte einer Grenzzone behandelt werden könnten, erhob auf Grund der Meistbegünstigung Ansprüche auf ebenso niedrige Weinzölle. Dieses Zugeständnis hätte unsere heimische Weinproduktion ganz ruiniert; ja, die österreichisch-ungarische Regierung wehrte sich sogar mit Händen und Füßen gegen die bevorzugte Behandlung der italienischen Weine, welche zum Schlusse kontingentiert wurden. Mein Vorgänger Graf Lützow hatte ein ganzes Jahr mit Mr. Bompard wegen der an Frankreich zu konzedierenden ermäßigten Weinzölle unterhandelt, ohne zu einer Einigung zu gelangen. Letzterer bot mir nun als Gegengabe für unseren bleibenden Verzicht auf die Kapitulationen und Anerkennung der Vorzugsstellung Frankreichs in Tunis das Fallenlassen der Ansprüche Frankreichs auf meistbegünstigte Behandlung seiner Weine für die Dauer des laufenden Handelsvertrages an. Ich wendete ein, die beiden Zugeständnisse wären nicht als gleichwertig zu betrachten, denn das unsere sei ein dauerndes, das französische gelte nur für einen ganz kurzen Zeitraum. Auch mußte ich mir gestehen, daß wir nach Ablauf des italienischen Handelsvertrages auf gar keinen Fall die fatale Weinzollklausel erneuern würden, daß mithin in einigen Jahren die französischen Ansprüche ohnehin infolge Wegfallens ihrer Basis gegenstandslos würden. Allerdings, für die übrige Laufzeit unserer Verträge, also bis zum Jahre 1904, würde uns durch das französischerseits vorgeschlagene Übereinkommen zunächst Atemfreiheit gegeben. Die Antwort des Ballhausplatzes ließ auf sich warten, und ich ließ zunächst den Faden der Unterhandlungen ganz fallen, da einer der Oppositionsführer Mr. Turrel im Namen der Weinproduzenten die Regierung wegen der Weinzölle heftig interpelliert und angegriffen hatte. Als nun letzterer

in dem Kabinett Méline Minister der öffentlichen Bauten wurde, fragte mich Mr. Bompard auf einem Empfange im Elysée, warum ich ihn nicht besuchte. Das Haupthindernis wäre jetzt weggeräumt, denn Mr. Turrel sei als Kabinettsmitglied mundtot gemacht. Es gelang in der Tat Hanotaux, den Widerstand seiner Ministerkollegen zu überwinden. Wir wurden dann bald einig und schon im August 1896 konnte das betreffende Vertragsinstrument von Hanotaux und dem Grafen Wolkenstein unterfertigt werden. Mein Botschafter hatte mir ganz freie Hand gelassen, so daß ich ihm das fertige Vertragsinstrument nach Vittel zur Unterschrift brachte. — Die Franzosen hatten zunächst um Geheimhaltung unseres Vertrages ersucht. Wir hatten unseren Bundesgenossen Italien nicht eingeweiht, ein Vorgehen, das angesichts der großen Tragweite unseres Verzichtes als Präzedenzfall für die anderen Mächte kaum als sehr loyal bezeichnet werden kann. Ich nahm es daher auf mich, ohne Auftrag dem Grafen Tornielli, italienischem Botschafter in Paris, streng geheim Mitteilung von unserem Abkommen zu machen und auf seine Bitte sogar eine Abschrift des Textes zu übergeben. Ich fügte hinzu, ich hätte es für meine Pflicht gehalten, unseren Bundesgenossen nicht im Dunkeln zu lassen und zweifelte nicht, daß Graf Gołuchowski auch in Wien dem Herzog von Avarna eine analoge Mitteilung gemacht hätte. Dies war zwar nicht der Fall, allein Graf Gołuchowski enthielt sich jeden Tadels mir gegenüber und schien mit meiner Indiskretion einverstanden. Graf Tornielli war durch meine Mitteilung äußerst überrascht und auf das peinlichste berührt, dankte mir aber verbindlichst für meine Initiative und stand von diesem Augenblicke an in regem politischem Gedankenaustausch mit mir. Später gestand er mir, er hätte sofort eingesehen, daß durch unsere Preisgabe der Kapitulationen in Tunis, der sicher die anderen Mächte folgen würden, die italienische Position dortselbst ungemein geschwächt würde. Daß gerade wir die ersten gewesen, die Italien in den Rücken fallen würden, hätte er nicht

erwartet. Infolge unserer Stellungnahme sei er entschlossen, die Handelsvertragsverhandlungen in Paris, die sich seit Jahr und Tag hinzögen, in beschleunigtem Tempo fortzusetzen und auch zu einem gedeihlichen Abschluß zu bringen. In der Tat, der seit Crispis Regierung inaugurierte Zoll- und Finanzkrieg zwischen Italien und Frankreich wurde unter aktiver Anteilnahme des außerordentlich fähigen und arbeitsamen Botschafters im Laufe der Jahre 1898 und 1899 liquidiert. Der Zollkrieg hörte auf; der finanzielle Boykott seitens französischer Kapitalien fand ein Ende, so daß nach einigen Jahren die Vorherrschaft der deutschen Banken und Finanzinteressen jenseits der Alpen durchbrochen war. Die italienischen Werte stiegen auf der Pariser Börse, dem besten Wertmesser des sich vorbereitenden politischen Frontwechsels Italiens, über 100%. Vom allgemein politischen Standpunkt war das Abkommen, dessen Abschluß meiner Eitelkeit einigermaßen geschmeichelt hatte — dessen bin ich jetzt überzeugt — ein großer Fehler. Wir hatten eines kleinen handelspolitischen Vorteiles wegen die vielen Reibungspunkte und Gegensätze zu Italien vermehrt, dessen Verdacht und Mißtrauen erhöht und dessen Ausgleich mit Frankreich gegen unsere Absicht gefördert. Das Hinüberschwenken Italiens zur französisch-russischen Gruppe war politisch erst möglich, nachdem auf dem handelspolitischen und finanziellen Gebiete Frieden mit Frankreich geschlossen und der Austausch von Waren und Kapitalien mit letzterem gesichert worden war. Die geheime Erklärung Prinettis an Botschafter Barère, wonach Italien im Falle eines französisch-deutschen Krieges an demselben nicht teilnehmen, sondern neutral bleiben würde, beleuchtete in greller Weise die neue Orientierung unseres südlichen, sogenannten Bundesgenossen.

2.

Delcassé – Faschoda – Marokko

Der zweite Minister des Äußern, mit dem ich jahrelang in Verbindung war, ist Théophile Delcassé. Er blieb durch sieben Jahre, vom Juni 1898 bis 1905, am Qai d'Orsay und überlebte fünf Ministerien. Es ist schwer zu erklären, wieso er es zu dieser Langlebigkeit im fortwährenden Wechsel der ministeriellen Eintagsfliegen brachte. Eine Eigenschaft muß ihm zugebilligt werden, die des Fleißes, einer ungeheueren Kleinarbeit und Emsigkeit. Ferner verfügte er über einen ungewöhnlichen Redefluß und eine südliche Lebhaftigkeit als parlamentarischer Redner, während er im Dialog eher zurückhaltend und ganz uninteressant war. Von einer genialen Konzeption oder einem Ideenreichtum habe ich in den dreieinhalb Jahren, in deren Verlauf ich ihn oft gesprochen, nie das geringste bemerkt. Er war aber ausgesprochen radikal; als früherer Journalist wußte er sich mit der Presse gut zu stellen und erfreute sich sicher der Unterstützung der gut organisierten und politisch einflußreichen Freimaurer. Vor allem wußte er als Opportunist geschickt zu lavieren und trachtete, den möglichen Rivalen, durch teilweise Übernahme ihres Programmes, das Terrain, auf dem sie manövrierten, abzugraben. In seinem Äußern sowie in seinen Manieren machte er den denkbar ungünstigsten Eindruck. Klein, breit, mit dichtem, schwarzem Haar, das tief in die Stirne hinabwuchs, und einem kaffeebraunen Teint, der bewirkte, daß man an den Mangel von Waschwasser glaubte, war Herr Delcassé die undistinguierteste Erscheinung unter den Ministern der dritten Republik. Graf Gołuchowski, dem zu Ehren Delcassé ein großes, offizielles Dejeuner gab, konnte die Bemerkung mir gegenüber nicht unterdrücken: Er sieht ja wie ein Notargehilfe in einer Souspréfecture aus! Als Delcassé im Jahre 1898 sein Amt antrat, war der Gegensatz zwi-

schen Großbritannien und den Buren sowie dem Oranjefreistaat so verschärft, daß der Bruch unmittelbar bevorstand. Die Stimmung war in Frankreich sehr erregt und entschieden englandfeindlich. Gleichzeitig hatte aber die Dreyfus-Krise im Jahre 1898 eine manchmal bedrohliche Spannung im Verhältnisse zum deutschen Volke ausgelöst, die allerdings nicht Herrn Hanotaux an vertraulichen Annäherungsversuchen gehindert hatte. Da damals auch noch der Zoll- und Finanzkrieg mit Italien andauerte, so war Frankreich, trotz der russischen Allianz, politisch und diplomatisch isoliert. Es war daher ein Fehler der französischen Kolonialbehörden gewesen, im Jahre 1896 den Kapitän Marchand mit einigen hundert Mann einheimischer Truppen quer durch Afrika an den Weißen Nil behufs Besitzergreifung des Bahr-el-Ghazal zu entsenden, in der Absicht, den Engländern, die sich zur Wiedereroberung des Sudans anschickten, zuvorzukommen. Hatte doch im Namen des Londoner Kabinettes Sir Edward Grey im Jahre 1895 im Unterhause erklärt, daß der Besitz des oberen Nil für Ägypten, das heißt die dasselbe besetzende Macht, von vitaler Bedeutung sei, und daß es jeden Versuch, dort festen Fuß zu fassen, für einen unfreundlichen Akt ansehen müsse. Delcassé war an dieser Situation nicht ganz unschuldig, denn er hatte als Kolonialminister allgemeine Direktiven in diesem Sinne gegeben; nun mußte er deren Konsequenzen tragen. Marchand langte im September 1898, nach zweijähriger, unsäglich mühevoller Wanderung am Weißen Nil an und pflanzte auf einer kleinen Nilinsel, bei Faschoda, die französische Fahne auf. Er hatte herrenloses Gebiet besetzt, und völkerrechtlich war er vollkommen zur Besitzergreifung berechtigt. Allein Kitchener, welcher soeben erst nach Besiegung des Nachfolgers des Madhi, Khartum wiedererobert hatte, erschien nach zwei Wochen mit überlegenen Streitkräften. Er erklärte, daß er im Namen Ägyptens, mit dem der Sudan wieder vereinigt sei, dessen Gebiet am Weißen Nil besetzt halte. Der Ausgang des Konfliktes konnte keinen Augenblick zweifel-

haft sein. Die Vertreter der englischen Regierung erklärten offen, daß Großbritannien am Nil lebenswichtige Interessen zu schützen hätte und im Notfalle auch vor dem Kriege nicht zurückscheuen würde. Delcassé fürchtete zunächst vor allem einen blutigen Zusammenstoß am Weißen Nil und seine unberechenbaren Folgen. Zufällig hatte ich Herrn Felix von Müller, den deutschen Gesandten in Kairo, der in Paris auf Urlaub weilte, wenige Tage früher gesprochen. Er erzählte mir, Kitchener hätte ihm vor seiner Abreise von Kairo im Juni mitgeteilt, er hätte sehr friedfertige Instruktionen für den Fall des Auftauchens Marchands auf dem Weißen Nil erhalten, wonach er jede Gewaltanwendung vermeiden und nur Marchand gegenüber den Rechtsstandpunkt zu wahren hätte. Die Lösung des Streitfalles obliege den diplomatischen Unterhandlungen der beiderseitigen Regierungen. Delcassé atmete sichtlich auf und dankte mir wärmstens für die ihn sehr erfreuende Eröffnung. Daß Marchand und sein Häuflein Sudanesen nicht in Faschoda, einer kleinen versumpften Fieberinsel, lange bleiben konnten, leuchtete auch dem französischen Außenminister ein, obwohl er behauptete, daß sie in Verbindung mit kleinen befestigten Posten im oberen Ubanghigebiete wären, welches als Hinterland des französischen Kongos zur Interessensphäre Frankreichs gehöre. Sir Edmund Monson, der englische Botschafter, hingegen bestritt die Richtigkeit dieser Rodomontaden. Marchand und seine schwarzen Sudanesen hingen nach seinen Ausführungen ganz in der Luft, sie hätten weder Proviant noch Munition, wären viele Hunderte von Kilometern vom nächsten französischen Fort entfernt und lebten sozusagen von Kitcheners Gnaden. Lord Salisbury stellte sich auf den etwas schroffen Standpunkt, zuerst müßten Marchand und Genossen den Weißen Nil, wo sie nichts zu suchen hätten, verlassen, erst dann könne er mit dem französischen Botschafter in London Unterhandlungen anknüpfen. Demgegenüber wollte Delcassé den Befehl zur Räumung nur gegen eine Gegengabe in Form von territorialen Abtretungen im

Bahr-el-Ghazal oder am linken Ufer des Weißen Nils durch das Londoner Kabinett erteilen. Er war zu dieser intransigenten Haltung zunächst durch den Grafen Murawieff, den russischen Außenminister, ermutigt worden. Die französischen inspirierten Zeitungen machten Andeutungen auf die Rückendeckung, welche Frankreich bei anderen Großmächten bei Aufrollung der ägyptischen Frage finden würde, und gossen dadurch nur Öl ins Feuer. Denn die Sprache der englischen Minister wurde sofort noch drohender und die Seerüstungen, Fertigstellung der in Reserve befindlichen Kriegsschiffe usw. nahmen auf beiden Seiten in bedenklicher Weise zu. Marchand war indessen, zur Wut Delcassés, unter sicherem Geleite nach Kairo den Nil herabgefahren, um von dort aus mittels Chiffres an seine Regierung zu berichten. Es vergingen zwei Monate, und Delcassé wollte noch immer nicht die ägyptischen Ansprüche auf den Weißen Nil, die Kitchener vertrat, anerkennen. Er boudierte sogar zum Schlusse Sir Edmund Monson und wich jedem Gespräche mit ihm über den Faschodakonflikt durch Monate aus. Diese intransigente Haltung war um so weniger begründet, als sich Graf Murawieff ganz zurückzog und erklärte, er müsse sich jeder eventuellen Hilfsaktion enthalten; denn im November war die baltische Flotte schon eingefroren und die Schwarze-Meer-Flotte konnte ja die Meerengen nicht ohne einen europäischen Konflikt passieren. Frankreich stand in der Tat isoliert dem seetüchtigen Nachbarn gegenüber. Da riß Sir Edmund Monson die Geduld und er hielt bei einem Bankett der englischen Handelskammer in Paris eine Rede, die ungeheures Aufsehen machte und von vielen als Auftakt zum Abbruch der Beziehungen Großbritanniens zu Frankreich gehalten wurde. Er sagte zum Schlusse beiläufig (ich zitiere aus dem Gedächtnis), es gibt lebenswichtige Interessen, deren Nichtachtung durch eine andere Macht ein hochgesinntes Volk (high spirited people) wie das britische nie zugeben, sondern mit allen Mitteln verhindern wird. — Man glaubte zunächst, daß der englische Botschafter im

direkten Auftrage seiner Regierung gesprochen, welche sogar den Wortlaut der Erklärung festgesetzt hätte. Indessen erfuhren wir bald, daß Sir Edmund Monson aus eigener Initiative gehandelt, um auf den intransigenten Delcassé einen Druck auszuüben. — Da ich aber Monson, der in Wien Botschafter gewesen war, des öfteren aufsuchte, war ich in der Lage, Delcassé über dessen ernste Auffassung der Situation aufklären zu können. Delcassé sprach sich zunächst entrüstet über die Anmaßung der Engländer aus, die sich gebärdeten, als gehöre ihnen die ganze Welt und niemandem selbst herrenloses Land gönnten. Dann wechselte er plötzlich den Ton und überraschte mich durch die Frage, was man eigentlich von dem Konfliktsfalle in Wien und Berlin denke? Ich bat ihn, mir zu gestatten, ganz offen zu sprechen, aber nur gegen die Zusicherung, daß er mir meine Offenheit nicht übelnehmen würde. Er erwiderte mit seinem Lieblingsausdrucke: „Parbleu", er erwarte von mir die Wahrheit. Dies ermutigte mich zu dem Ausspruche: „On espère à Vienne et à Berlin que Vous céderez maintenant de bonne grâce, Monsieur le Ministre, car si non, Vous devrez céder plus tard de mauvaise grâce." Mein Mitredner protestierte heftig und fragte, warum? Ich erwiderte, weil die Engländer am Nil überragende Interessen hätten, neben denen die französischen Ansprüche nicht ins Gewicht fallen; hätte doch seinerzeit das französische Parlament das Kondominium in Ägypten abgelehnt. Die Titel zur Ausübung der Souveränitätsrechte im Bahr-el-Ghazal wären auf beiden Seiten ziemlich anfechtbar. Aber es handle sich um eine Macht- und nicht um eine Rechtsfrage. Kitchener sei mit überlegenen Kräften an Ort und Stelle. Frankreich könne nichts dagegen unternehmen, es auch nicht auf den Krieg mit England ankommen lassen. Delcassé nahm mir meine offene Sprache nicht übel und wurde im Gegenteil von dem Tage an gesprächiger und weniger zugeknöpft. In Paris herrschte in der Tat eine förmliche Panik infolge der drohenden Haltung der englischen Minister. Im Klub sagten mir Freunde, sie wären

ganz darauf gefaßt, daß die Engländer die französische Flotte in Brest und Cherbourg ohne Kriegserklärung, wie einst in Kopenhagen die dänischen Kriegsschiffe, in den Grund schössen und daß Frankreich eines schönen Morgens ohne Flotte aufwachte. — Diese Befürchtungen waren aber übertrieben, denn das Pariser Kabinett hatte ja keine andere Wahl als nachzugeben. Delcassé war übrigens recht geschickt in der Art, wie er sich aus der Schlinge zog, wobei ihm Lord Salisbury möglichst entgegenkam. Die Rechtsfrage bezüglich Ägyptens und des Sudans wurde ganz umgangen; den Engländern genügte der tatsächliche Besitz des ganzen Nillandes, wogegen sie den Franzosen unermeßliche Gebiete in Westafrika, Marokko und der Wüste Sahara, die ihnen gar nicht gehörten, als Einflußsphäre einräumten. — Delcassé sagte mir selbst im Winter 1899, die Besprechungen bezüglich der Abgrenzung der Interessenzonen hätte er Herrn Paul Cambon in London überlassen, der damals schon die Orientierung Frankreichs in anglophilem Sinne beeinflußte. Diese Pourparlers führten in letzter Linie zum englisch-französischen Abkommen vom April 1904, worin alle Reibungspunkte, auch auf den anderen Kontinenten, geregelt wurden. Hiermit waren die Grundlagen für die „Entente cordiale" gegeben. In diesem Vertrage war die ägyptische Frage endlich in dem Sinne definitiv geregelt worden, daß das ganze Nilland als ausschließliche englische Einflußsphäre anerkannt wurde. Als Kompensation fiel Marokko unter französischen Einfluß, womit das künftige Protektorat über das große, fruchtbare und auch durch Mineralreichtum ausgezeichnete Land vorbereitet war. Damals indessen waren die maßgebenden französischen Kreise noch durchaus nicht für eine energische und planmäßige Festsetzung in Marokko gewonnen. Es ist bezeichnend, daß Delcassé, mit dem ich das marokkanische Problem besprach, jede Absicht einer militärischen Expedition nach diesem Lande mit Entschiedenheit leugnete. Seine Worte lauteten, soviel ich mich erinnere, beiläufig so, begleitet von einem energischen

Faustschlag auf den Tisch: „J'espère que Vous ne me croyez pas assez bête pour risquer 100.000 hommes et des centaines de millions de Francs dans une pareille aventure?!" Im April 1904 indessen war Delcassés Auffassung der Lage und der Interessen Frankreichs ganz geändert. Etienne, der Führer der Kolonialgruppe im Deputiertenhaus, strebte dessen Nachfolgerschaft am Quai d'Orsay an. Er hatte Delcassé gezwungen, in Ostasien auf Kosten Siams größere Gebietserweiterungen Frankreich zu sichern, als er in einem ersten Vertrag ausbedungen hatte. Die Chauvinisten der Kolonialpartei, mit Etienne an der Spitze, schrieben nun die Ausbreitung in Marokko auf ihr Programm und letzterer hoffte, mit diesem Rufe Delcassé aus dem Sattel zu heben. Dieser aber zögerte keinen Augenblick, Etiennes Kolonialprogramm vollinhaltlich zu übernehmen, um seinem Rivalen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Frankreich setzte sich zunächst an der marokkanischen Küste fest. Später wurde dann die militärische Expedition nach Fez zum Schutze des angeblich bedrohten Sultans unternommen. Dies führte zum Konflikt mit Deutschland und der brutalen Stellungnahme von Lloyd George gegen letzteres. Man ersieht aus dem Vorhergehenden, daß die französische Kolonialpolitik durchaus nicht planmäßig und logisch durchgeführt wurde, sondern, aus einzelnen Vorstößen und Reaktionen oder notgedrungenem Stillstande zusammengesetzt, oft rein persönlichen Motiven entsprang.

3.

Journalisten – Clemenceau – Vorwiegende friedliche Gesinnung und Abflauen der Revanchegelüste in den breiten Schichten des Volkes

Die Aufgabe der Diplomaten, nicht nur mit den offiziellen Regierungskreisen, sondern auch mit Parlament, Presse und den

Vertretern der verschiedensten Klassen in Berührung zu treten, war in Paris durch einen besonderen Umstand erschwert. Die seit 1870 bestehende Republik war allmählich immer mehr in ein radikales Fahrwasser geraten. Dies bewirkte, daß zwischen den durch das allgemeine Stimmrecht zur Regierung berufenen Volksvertretern und den höheren, begüterten oder historischen Traditionen folgenden Ständen sich eine immer größere Kluft öffnete. Die offizielle Welt rekrutierte sich aus radikalen Advokaten, Journalisten, Schullehrern, Beamten und Kleinbürgern, denen Adel, Grundbesitz, Finanzen sowie Großindustrie, auch viele Gelehrte, fremd, ja teilweise gegensätzlich gegenüberstanden. In der ersten Gesellschaft, das heißt dem sogenannten Faubourg, welches streng katholisch gesinnt ist, gab es der Mehrzahl nach Orleanisten, welche die republikanische Staatsform nur „faute de mieux" als eine vollzogene Tatsache duldeten, deren ziemlich wenige Vertreter auf der äußersten Rechten der Kammer, teilweise auch unter dem Decknamen „Centre républicain", zu finden waren. Die markantesten Orleanisten waren nach der Verbannung des Herzogs von Orléans aus dem diplomatischen Dienst ausgetreten. Sie wurden seitdem systematisch auch von der inneren Verwaltung ferngehalten, dienten aber namentlich in der Armee. Die Bonapartisten waren vielleicht noch eher im äußeren sowie im Präfekturdienst vertreten. Doch die Zäsur zwischen der eigentlichen Gesellschaft und der offiziellen Welt war eine so strenge, daß es uns Diplomaten ziemlich schwer ward, Fäden zu letzterer zu knüpfen. Ein Verbindungsterrain gab die Haute Finance ab, wo man Deputierte, Senatoren und auch einflußreiche Journalisten am ehesten traf. Da kam es mir nun sehr zugute, daß ich als Student und Frequentant der Ecole des Sciences politiques et morales i. J. 1879 in den Häusern der Ephrussi, Cahen d'Anvers usw. viel verkehrt hatte, mit denen ich die alten Beziehungen wieder aufnahm. Dazu kamen Gustave Rothschild, unser Honorar-Generalkonsul, und Alphonse Rothschild, der einflußreiche Chef des Hau-

ses, welcher als einziger Jude im reaktionären Cercle de l'Union zu treffen war. — Mein Botschafter hatte weder den Beruf noch die Gabe, seinen Bekanntenkreis zu erweitern, und besuchte auch nur ganz ausnahmsweise den Klub. Vor der Presse hatte er eine ganz besondere Scheu, die wohl seinen, dem ancien régime entstammenden, Anschauungen entsprach. Er erklärte mir bald nach meiner Ankunft, er überlasse mir ganz den Verkehr mit den Presseleuten und die Behandlung der Presse. Ich glaube mich nicht eines einzigen Falles zu entsinnen, in dem er einen französischen Pressevertreter während der sieben Jahre meines Pariser Aufenthaltes empfangen hätte. Ich war in der angenehmen Lage, durch den mir befreundeten, ungemein rührigen und findigen Korrespondenten der „Neuen Freien Presse" Dr. Berthold Frischauer einige führende Journalisten kennenzulernen, die meine Gastfreundschaft annahmen. Darunter waren Calmette, der unglückliche, später durch Mme. Caillaux erschossene Direktor des „Figaro", Cornely, einer der brillantesten Journalisten, der infolge seiner Überzeugung von der Unschuld des Dreyfus vom nationalistischen „Gaulois" zum „Figaro" überging; ferner M. Hardouin, ein sehr geistreicher Mann, der täglich im „Matin" in wenigen Zeilen die Tagesereignisse besprach. Er war unerreicht in der Kunst, in knapper Form ein ironisches und doch mildes Urteil über die Narrheit der täglichen Begebnisse abzugeben.

Turmhoch überragte alle anderen Clemenceau, der während der ersten Jahre meiner Amtswirksamkeit noch als „Panamist" galt, als solcher weder in die Deputiertenkammer noch in den Senat Eingang gefunden hatte und als glänzender Journalist seinen Unterhalt gewann. Indessen hatte ich erfahren, daß Clemenceau, der Tiger, der so viele Ministerien gestürzt, im Privatleben durch Bedürfnislosigkeit und größte Anständigkeit in Geldsachen sich auszeichne. Er zahlte nicht nur seiner von ihm getrennten Gattin, sondern auch seinen Töchtern ansehnliche Pensionen aus, und war ehrlich genug, die durch den Niederbruch seiner früheren

Zeitung „Justice" entstandenen Schulden seit Jahren ratenweise abzuzahlen. Fürst Münster, der deutsche Botschafter, versicherte mir überdies, daß Clemenceau der anständigste und diskreteste Journalist in Paris sei. Er wäre oft mit ihm zusammen im Bois geritten und Clemenceau habe nie das in ihn gesetzte Vertrauen durch indiskrete Äußerungen in der Presse verletzt. Ich trat Clemenceau namentlich während der Dreyfus-Affäre näher, als er in dem Wochenblatte „Aurore" mit glänzender Polemik die jesuitischen Praktiken des Generalstabes angriff und für eine unparteiische Justiz eintrat. Durch seine Dreyfus-Kampagne rehabilitierte er sich vollständig in der öffentlichen Meinung, wurde in den Senat gewählt, der unter seinem Einfluß bald radikaler wurde als die Deputiertenkammer. — Clemenceau war wohl die stärkste Individualität unter allen französischen Politikern. Er war Kelte, aus der Vendée stammend, hatte er seinen Grafentitel abgelegt und zunächst Medizin studiert, um sich bald der Journalistik zu widmen. Sein Stil war kräftig, allein er liebte lange Perioden, im Gegensatze zu den kurzen, kristallklaren Sätzen eines Renan und Anatole France. Im Parlament waren seine kurzen, wie aus Erz gegossenen Repartien gefürchtet. Als Redner kam er den großen englischen Parlamentsrednern nahe. Ich hörte eine eineinhalbstündige Rede, die er im Senate über die auswärtige Politik hielt, und bewunderte die Energie des Ausdruckes und die Größe der Konzeption. Er hatte den Mut, von dem Verfalle der lateinischen Rasse und dem Aufstiege der Angelsachsen zu sprechen, denen die Welt zufallen werde. Und doch hatte er sich dadurch mit seiner eigenen Haltung in der ägyptischen Frage in Widerspruch gesetzt, denn er war es, der die Deputiertenkammer veranlaßt hatte, Freycinet die von ihm verlangten Kredite für ein militärisches Kondominium mit England im Nillande zu verweigern und ihn zu stürzen. Clemenceau war gegen jede koloniale Ausbreitung Frankreichs, die er als von Bismarck versuchte Ableitung von den auf Wiedergewinnung Elsaß-Lothrin-

gens gerichteten Bestrebungen verurteilte. Er war durch und durch eine Gewaltnatur, berühmter Duellant und trotz radikaler, antiklerikaler Prinzipien durchaus Autokrat. Als solcher bewährte er sich auch als Ministerpräsident, da er anläßlich ausgedehnter Streikbewegungen im Département du Nord ein ganzes Armeekorps mobilisierte und die demonstrierenden, drohenden Arbeiter durch Salvenfeuer bewältigte. Er war die französische Ausgabe des Blut- und Eisenmannes. Seinem unerschütterlichen Mute, kaltem Blut und seiner Entschlossenheit verdanken die Franzosen zu einem nicht geringen Teile die moralische Kraft zum Durchhalten im Weltkriege bis zum Eingreifen der Amerikaner. Auch die Friedensverträge tragen leider den Stempel seines grausamen, rücksichtslosen Deutschenhasses.

In einer Beziehung vertrat aber Clemenceau nicht die wahre Meinung seines Landes. Das Frankreich der letzten Dekade des 19. und der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts war durchaus friedliebend und wollte von der Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen nichts hören. Die Landwirtschaft hatte, dank Mélines Agrarpolitik, einen großen Aufschwung genommen. In einem guten Erntejahre genügte die Weizenproduktion des fruchtbaren, mit mildem Klima gesegneten Landes beinahe für den eigenen Konsum. Industrie und Handel blühten. Die Ersparnisse des kleinen Rentiers flossen reichlich den Banken zu und die Anlage französischer Kapitalien in Rußland, Spanien, Mexiko, Südamerika usw. beliefen sich auf viele Milliarden. Das Volk wollte ruhig arbeiten, sparen und gedeihen. Nur Lothringer, wie Poincaré, sahen sich bemüßigt, revanchelustige Wahlreden zu halten, und Deroulède wurde mehr als Romantiker und Poet, denn als praktischer Politiker eingeschätzt. Außerdem war die Nation durch den Dreyfus-Skandal in zwei sich wütend bekämpfende, haßerfüllte Lager geteilt, wie ich in einem besonderen Kapitel ausführe. Dieser Riß ging auch durch die Armee und machte sie auf Jahre hinaus unfähig zum Losschlagen. Die Dreyfus-Affäre führte

in ihrer letzten Auswirkung zur Aufhebung und Verfolgung der Kongregationen und zu einem inneren Zwiespalt der Nation, der ihre ganze Aufmerksamkeit wie ihre ganzen Leidenschaften absorbierte. Frankreich hatte gegen Ende des Jahrhundertes seine moralische Einheit verloren, und es ging nicht an, die Wiedergewinnung derselben durch Anfachung des Revanchegedankens anzustreben. Als charakteristisch möchte ich hier eine Episode anführen, die die ab und zu chauvinistische Haltung des offiziösen Abendblattes „Le Temps" in merkwürdiger Weise erklärt. Das Erscheinen des Buches Chèradame's, welches die bevorstehende Auflösung der Doppelmonarchie nach dem Tode des Kaisers Franz Joseph voraussagte, wurde in der Presse vielfach kommentiert. Im „Le Temps" erschienen Artikel, welche für diesen Fall die Angliederung der deutsch-österreichischen Provinzen des zerfallenen Reiches an Deutschland gegen die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich vorschlugen. Ich mußte, im Auftrage des Ballhausplatzes, einen diese absurde Kombination widerlegenden Artikel verfassen und im selben Blatte placieren, was mir durch einen Besuch des angesehenen Chefredakteurs des „Le Temps", M. Hébrard, gelang. Ich frug bei dieser Gelegenheit den Sekretär dieses Blattes, einen Elsässer namens Schiller, warum denn ein so ernstes Blatt solche Ungereimtheiten an erster Stelle bringe. Die Antwort lautete: Que voulez vous, cher Monsieur, nous avons quinze mille Alsaciens domiciliés en France parmi nos abonnés! Il faut bien leur donner de la pâture.

Man darf als Diplomat nicht den Fehler begehen, die marktschreierischen Wahl- und Parlamentsreden von Berufspolitikern oder chauvinistischen Hetzartikel von feilen Journalisten für den Ausdruck wahrer Volksstimmung zu nehmen. Als ich im Jahre 1902 in der Nähe von Orleans jagte, hörte ich, es hätte ein aufgeweckter Brigadegeneral den Einfall gehabt, bei den Rekruten seiner Brigade eine Umfrage zu halten, deren Beantwortung auf Bildung und Gesinnung des Jahrganges einen Schluß gestattete.

Die drei gestellten Fragen lauteten: Wer war Jeanne d'Arc? Sind Sie für die „Revanche"? Was halten Sie vom „suffrage universel"? Orleans und das Département Loiret gehören zu den reichsten und gebildetsten von Frankreich. Trotzdem gab es 25% der Rekruten, die in Orleans selbst nicht wußten, wer die Jungfrau von Orleans war. 40% verstanden den Sinn des Wortes „Revanche" nicht und etwa 25% wußten nichts von „suffrage universel". Bei einem so niedrigen Niveau der Schulbildung und demgemäß beschränkten Gesichtskreis waren bei den Bauernsöhnen Gelüste nach Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen ganz ausgeschlossen. Die sozialistische Industriebevölkerung der großen Städte war selbstverständlich gegen jeden Krieg. Die überwiegende Mehrzahl der Franzosen war sicher um die Jahrhundertwende entschieden friedlich gesinnt. Man hatte sich mit dem Gedanken versöhnt, daß die Allianz mit Rußland einen reinen Defensivcharakter habe, also zwar vor einem noch immer gefürchteten Angriffe Deutschlands schütze, allein nicht dazu da sei, Elsaß-Lothringen für Frankreich zurückzugewinnen. Als ich im Jahre 1903 Paris verließ, konnte ich in Wien mit Bestimmtheit melden, der Revanchegedanke sei tot, soweit die breiten Massen des Volkes in Betracht kämen. Unter dem konservativen, militärischen Abenteuern abgeneigten Alexander III. war keine Gefahr vorhanden, daß aus dem Defensiv- ein Offensivbündnis werde, wonach Frankreich den russischen Meerengenplänen und der russischen Prestigepolitik auf dem Balkan Vorschub zu leisten hätte. Unter dem schwachen Nikolaus II. hingegen war das Staatsruder in die Hände ehrgeiziger Männer wie Iswolsky und Sasonoff geraten. Statt sie zurückzuhalten, wie noch im Jahre 1908—1909 anläßlich der bosnischen Annexionskrisis, wurden dieselben vom revanchelustigen Lothringer Poincaré und auch von Paléologue in ihren kühn ausgreifenden Balkanplänen ermutigt und unterstützt. Frankreich war infolge des verfänglichen Briefwechsels zwischen Cambon und Grey der englischen Rückendeckung so

ziemlich sicher. Damals wurde der fatale Weg der stillen Umwandlung der französisch-russischen Defensivallianz, soweit praktische Folgen in Betracht kamen, in ein Offensivbündnis beschritten; ein Weg, der in letzter Linie zum Weltkrieg führen mußte.

4.

Die Pariser Weltausstellung 1900

Als Gesamtbild sowohl als auch was Schönheit, Geschmack und unendliche Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände anbelangt, bleibt die Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 sicher unübertrefflich. Der malerische Rahmen der Seinestadt wurde mit vollendeter Meisterschaft ausgenutzt. Auch wußte man sofort die richtige Scheidung zwischen den monumentalen, als permanent gedachten Baudenkmälern und den zum Abbruch bestimmten reinen Zweckbauten zu treffen. Das große und kleine Palais in den Champs-Elysées, ganz aus soliden Quadersteinen im klassischen Stile gehalten, und die breite Alexanderbrücke, welche zu dem gegenüberliegenden Invalidenplatze führte, stellten eine bleibende Bereicherung dieses einzig schönen Stadtteiles dar. Auf dem linken Seineufer zwischen dem Invalidenplatze und dem Champ de Mars reihte sich ein nationaler Pavillon an den anderen, jedem Lande die Möglichkeit zur vorteilhaften Entfaltung seines charakteristischen Baustils und hervorragender nationaler Kunstschätze bietend. Auf dem Invalidenplatze standen die Industrie- und Kunstindustriehallen, weiter Seineabwärts die der Kunst gewidmeten Pavillons. Auf dem Champ de Mars und beim Trocadéro waren die exotischen Länder, Kolonien und Dominions beinahe lückenlos vertreten. Was den besonderen Reiz der Ausstellung bildete, waren natürlich die unvergleichlichen Kunst- und Kunstindustrieschätze Frankreichs, welche in einziger Fülle

und Pracht zu sehen waren. Die französischen Möbel, Bronzen, Stoffe, Schmuckgegenstände usw. der Gegenwart sind ja ohne Rivalen geblieben. Als die größte Attraktion aber galten die retrospektiven Abteilungen jeder dieser Gruppen, die über das 19. Jahrhundert auf das Ende des 18. Jahrhunderts zurückgriffen, mithin alle Kunstobjekte im Louis-XVI.-, Directoire- und Empirestil umfaßten. Ferner hatte man die seltene Gelegenheit, eine ganz komplette Darstellung der französischen darstellenden und bildenden Kunst wie nie zuvor zu sehen und auch die Kunstleistungen der anderen Länder, wenn auch in kleinem Maßstabe, als Ganzes zu beurteilen. Deutschlands Kunst war sehr gut vertreten, während England sichtlich Zurückhaltung geübt hatte. Dies hing mit der politischen Konstellation zusammen, die als eine sehr tiefgehende Verstimmung zwischen England und Frankreich als Folge des Burenkrieges und der Faschodakrise charakterisiert werden kann. Deutschland hingegen hatte trotz der Dreyfus-Komplikation, welche einen Augenblick dessen Beteiligung in Frage zu stellen schien, für eine würdige Vertretung sowohl seiner gewerblichen Erzeugnisse als auch seiner Kunst gesorgt. In Spielsachen und Musikinstrumenten schoß es den Vogel ab und heimste zahlreiche Bestellungen ein. Vom rein geschäftlichen Standpunkte war aber die schöne Veranstaltung ein entschiedener Mißerfolg. Derselbe war auf das Ausbleiben der reichen Engländer mit dem Prinzen von Wales an der Spitze sowie den nur schwachen Besuch von kaufkräftigen Amerikanern zurückzuführen, die noch an den Folgen einer scharfen finanziellen Krisis aus dem Jahre 1897 laborierten. Der Ausfall dieser qualitativ wichtigen Kunden konnte nicht wettgemacht werden durch den Massenbesuch von Deutschen, Schweizern, Italienern usw., welche, den mittleren Ständen angehörend, nur sehr wenig Einkäufe besorgten, jedoch das Pariser Stadtbild im Laufe der Sommermonate sehr ungünstig beeinflußten. Die großen Juweliere der Rue de la Paix waren nach dem Schlusse der Ausstellung dem Bankrott nahe. Dies galt

namentlich vom größten derselben, „Boucheron", dessen Firma, vom Jesuitenorden kommanditiert, die luxuriösesten Geschmeide für die Ausstellung montiert hatte, die sie dann abbrechen mußte, um die teuren Edelsteine selbst mit Verlust im Auslande, sogar in Wien, anzubieten. Wenn also auch die großen Pariser Luxusindustrien in ihren zu hochgespannten Erwartungen enttäuscht wurden und vielfache Verluste erlitten hatten, so war die Ausstellung doch für die französische Republik, vom außerpolitischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ein sehr großer Erfolg, eine eklatante Kundgebung für den Frieden, den friedlichen Wettstreit der zivilisierten Nationen und das Zurücktreten chauvinistischer Revanchebestrebungen.

Ich selbst mußte mich schon vom Jahre 1898 an sogar recht intensiv mit den Vorbereitungsarbeiten für unsere Beteiligung an der Weltausstellung beschäftigen. Vor allem galt es, den Platz für die verschiedenen Gruppen, Abteilungen und die drei Palais Österreichs, Ungarns und Bosnien-Herzegowinas zu bestimmen und zu sichern. Ohne irgendwelche Instruktionen erhalten zu haben, war ich mir sofort klar darüber, daß wir unbedingt den Charakter Österreich-Ungarns *als einer völkerrechtlichen Einheit* wahren mußten, denn nur dadurch war die Großmachtstellung der Doppelmonarchie festzuhalten. Die Ungarn dachten bekanntlich anders, leugneten den Bestand eines Österreich-Ungarns im Sinne *eines Reiches* und wollten daher auch die Ausstellung dazu benützen, um die Selbständigkeit des angeblich nur durch Personalunion mit Österreich verbundenen Ungarns der ganzen Welt vor Augen zu führen. Es sollte daher sowohl der ungarische Nationalpavillon als auch die einzelnen Gruppen der ungarischen Gewerbe-, Industrie- und Kunstausstellung räumlich vom österreichischen Palais und von den analogen österreichischen Gruppen möglichst getrennt erscheinen. Der ungarische Generalkommissär, Minister Lukács, hatte in diesem Sinne Unterhandlungen mit dem französischen General-

kommissär M. Piquart eingeleitet und auch den Platz für das ungarische Palais auf dem Seineufer soweit wie möglich vom österreichischen Palaisgrund angefordert. In den Gruppen, zum Beispiel der Baumwoll-, Schafwoll-, Seiden- oder Lederartikel, die alle in einem Radius nacheinander placiert wurden, damit der Vergleich der Leistungen der einzelnen Staaten erleichtert würde, wollten die Ungarn für das Placement die alphabetische Reihenfolge zur Richtschnur machen. Es hätten dann zwischen l'Autriche und la Hongrie, la Belgique, la Bulgarie, l'Espagne, la France, la Grèce, abgesehen von den süd- und zentralamerikanischen Republiken, ausgestellt. Dagegen legte ich ein energisches Veto im Namen des Grafen Gołuchowski ein und erwirkte nach langen Bemühungen den Bau des österreichischen und des ungarischen Nationalpalais an der Seine nebeneinander, allerdings getrennt durch den kleinen Pavillon Bosniens, dessen staatsrechtliche Stellung zwar nicht geklärt war, das aber so als ein Annex der Gesamtmonarchie sich wenigstens äußerlich darstellte. Auch sämtliche Einzelgruppen der österreichischen und ungarischen Industrie und Gewerbe wurden unmittelbar nebeneinander aufgestellt. Ich erregte den höchsten Unwillen des damaligen ungarischen Ministerpräsidenten Baron Bánffy, der mir mit meiner Abberufung von Paris drohen ließ. Ich war aber der Zustimmung des Ministers des Äußern und des Kaisers Franz Joseph sicher und ließ Baron Bánffy ruhig erwidern: Ich würde sicher länger Botschaftsrat in Paris, als er Ministerpräsident bleiben, eine Voraussage, die schon im folgenden Jahre durch den Sturz Bánffys zur Wirklichkeit wurde.

Im ungarischen Palais hatte Graf Béla Széchényi mit seinen zwei reizenden Töchtern persönlich die Aufstellung der prachtvollen historischen, namentlich den Kirchen, Stiften und Bistümern entlehnten Kunstschätze übernommen und in außerordentlich geschmackvoller Weise durchgeführt. Das ungarische Palais wurde zu einer der Sehenswürdigkeiten der Ausstellung, die von

neuem für den Gemeinsinn und die Opferwilligkeit der Ungarn in jeder Frage Zeugnis ablegte, welche die Würde und das Ansehen ihres Landes betrifft. Anders in Österreich. Unser Palais, vom begabten Architekten Baumann ausgeführt, repräsentierte in glänzender Weise den Maria-Theresien-Stil, namentlich in seiner großen Doppelstiege, welche offenbar der Stiege Fischer von Erlachs im Finanzministerium nachgebildet war. Aber es war bei meiner ersten Besichtigung kahl und leer, trotz einer Ausstellung der Stadt Wien, die nur wenige Räume einnahm. Ich schrieb daher im letzten Augenblick einen Brief an den Grafen Goluchowski, worin ich auf diesen Übelstand aufmerksam machte und dringend um seine Intervention bei den obersten Hofämtern bat, damit aus der überreichen kaiserlichen Sammlung von Brüsseler Tapisserien, Bildern, Bronzen oder Möbeln hervorragende Stücke zur würdigen Ausschmückung unseres Pavillons nach Paris gesendet würden. Ich machte insbesondere auf den Umstand aufmerksam, daß das arme Spanien im benachbarten Pavillon die herrlichsten Tapisserien von Karl V. und prachtvolle Waffen aus Mailand ausgestellt hätte und der Vergleich in beängstigender Weise zu unseren Ungunsten ausfallen würde. Mein Brief wurde dem Kaiser vorgelegt und hatte insofern Wirkung, als der Architekt Baumann selbst nach Wien zitiert und für seinen Pavillon die Überlassung der trefflichen Wiener Ansichten von Canaletto sowie verschiedener Bronzen und Büsten sichern konnte.

Interessant war für mich die Vorbereitung einer Konzertreise der Philharmoniker und des Wiener Männergesangvereines unter dem Protektorat der Fürstin Pauline Metternich. Ich lernte dabei den jungen Präsidenten des Vereines, Franz Schneiderhan, späteren Generaldirektor der Bundestheater, kennen und dessen liebenswürdiges Wesen und organisatorisches Talent schätzen. In weiser Selbstbeschränkung wirkte der Männergesangverein nur bei einem Konzert mit, gab dann noch ein mit einer Liedertafel verbundenes glänzendes Bankett im Hotel Continental, bei dem ich im

Namen des Botschafters „das klingende und singende Wien" begrüßte. Außerdem wirkten die trefflichen Sänger bei der Einweihung eines sehr originellen Privattheaters der Mme. de Béarn in hervorragender Weise mit und entzückten M. Loubet, der unseren Pavillon besichtigte, durch bloßes Singen ihres schönen Wahlspruches.

Die Philharmoniker unter der Leitung Mahlers ließen sich durch meine abmahnenden Briefe nicht abhalten und gaben in der zweiten Hälfte Juni bei großer Hitze und Abwesenheit des gesamten kunstsinnigen, französischen Publikums im ungeheuren, unakustischem Trocadéro noch mehrere Konzerte vor leerem oder halb verschenktem Saale. Sie waren in ihrer künstlerischen Ehre schwer gekränkt und die Konzerte schlossen mit einem großen Defizit, zu dessen Deckung Fürstin Pauline Metternich die beiden Barone Albert und Nathan Rothschild zu bewegen wußte.

Sehr lästig und einen Einblick in die grenzenlose Eitelkeit der Menschen gewährend, war meine Riesenkorrespondenz betreffend die Verleihung von Ordensauszeichnungen aus Anlaß der Weltausstellung. Wir kamen überein, im ganzen etwa 200 Franzosen mit österreichischen Orden und beiläufig ebenso viele Österreicher und Ungarn mit französischen Dekorationen zu bedenken. Es hatten sich aber zum mindesten 2000 Franzosen um österreichische Orden beworben, und bei uns war der Wettlauf auch sehr lebhaft. Bezüglich der Franzosen überließ ich den Protokollchefs Crozier, dem späteren Botschafter in Wien, und dem viel geschäftstüchtigeren M. Mollard die Entscheidung. Vor allem hatte ich zu meiner Befriedigung sofort die Zustimmung des Grafen Wolkenstein zur Beantragung der Verleihung der Eisernen Krone I. Klasse an M. Millerand, Handelsminister im Kabinett Waldeck-Rousseau, erwirkt, obwohl ersterer äußerlich noch die Etikette eines Sozialisten trug. Ich sicherte ferner unserem trefflichen Generalkommissär Exner die Parität in der Behandlung mit dem ungarischen Kollegen, obwohl Exner nur den Rang eines Sektions-

chefs bekleidete, während Lukács Handelsminister a. D. war. Beide erhielten das Großoffizierskreuz der Ehrenlegion. Die Korrespondenz und die Ordensvorschläge für die österreichischen Kandidaten wuchsen sich aber nachgerade zu einer Seeschlange aus und dauerten bis tief in den Winter 1901. Ich war bemüht, in erster Linie die verdienten Aussteller, Industrielle, Künstler usw., zu berücksichtigen. Diese wurden aber in Wien in den Ministerien vielfach gestrichen, um durch ordenjagende Beamte ersetzt zu werden, die entweder gar keine oder nur ganz geringe Verdienste um die Ausstellung hatten. Ich ließ dieses unwürdige Spiel nicht gelten und strich in einem neuen Vorschlage die meisten der Gratte-papiers; was wieder zu neuerlichen Protesten von Wien führte, bis ich endlich vom Ballhausplatz carte blanche erhielt und die meisten meiner Kandidaten durchdrückte. Bei einzelnen besonders krassen Fällen von ungerechten Präterierungen konnte ich dann im Laufe des folgenden Jahres durch ergänzende Ordensvorschläge Remedur schaffen.

5.

Gesellschaft – Kolonie

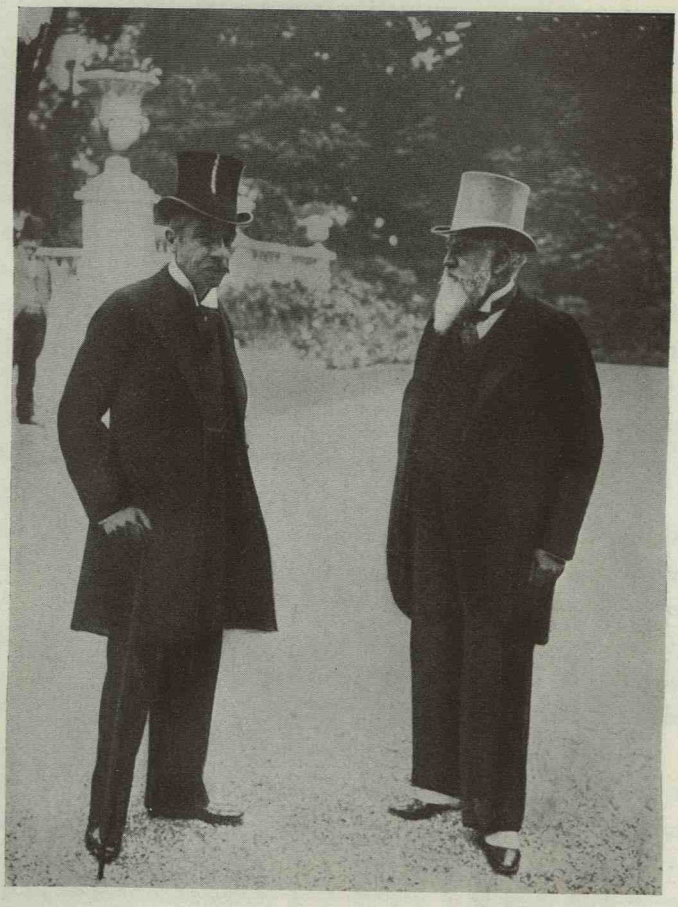
Wenn ich das gesellschaftliche Treiben in Paris zu schildern versuche, so muß ich, wie schon bemerkt, das eigentliche Faubourg von den Bonapartisten und der Haute Finance sowie der internationalen, halbamerikanischen Welt scheiden. Die Salons La Rochefoucauld, Doudeauville, Rohan usw. waren zwar sehr vornehm und exklusiv, aber wenig unterhaltend. Ich lernte bei den kleinen, vorzüglichen Diners der Gräfin Rosa Fitz James, geborenen Gutmann, viele interessante Mitglieder des Faubourg kennen. Zu ihren Habitués gehörten unter anderen François de Broglie, Sohn des Herzogs, und seine reizende, leider früh ver-

storbene Gemahlin; ferner der Akademiker Graf d'Haussonville samt Gemahlin, der Schriftsteller Melchior de Vogüé, der Marquis de Modène, ein großer Feinschmecker, Graf Alexander Laborde, Sekretär des Klubs der Bibliophilen, der zu den Intimen des Prinzen Viktor Bonaparte gehörte, endlich der geistreiche Dialektiker Principe Giovanni Borghese, der vor seiner Verehelichung mit der Prinzessin Alice Chimay ständig in Paris lebte. Gewöhnlich war zu diesen Diners zu acht Personen auch ein bekannter Schriftsteller oder Kritiker geladen, so daß die Konversation sehr lebhaft und interessant wurde. Zu den elegantesten Salons gehörte der der geistsprühenden, temperamentvollen Gräfin Dolly Castellane, früheren Fürstin Fürstenberg. Auch Gräfin Greffulhe, geborene Prinzessin Caraman Chimay, empfing uns oft in ihrem schönen Hotel in der Rue d'Astorg, das wenige, aber auserlesene Kunstwerke schmückten. Sie bot ihren Gästen ein gewähltes Programm von poetischen Darbietungen, welche von den ersten Kräften der Comédie Française bestritten wurden. Mir gegenüber in der Rue Tronchet, unmittelbar hinter der Madelaine, wohnte die einst als Schönheit gefeierte Gräfin Mélanie Pourtalès, Freundin der Fürstin Pauline Metternich. Ihr originelles Hôtel, dessen Fassade der eines florentinischen Palais ähnelte, war von besonders geschmackvoller innerer Einrichtung und enthielt schöne Kunstwerke.

Ferner muß ich hier einer meteorartigen Erscheinung im eleganten Paris des Grafen Boni de Castellane gedenken, der durch seine Heirat mit der ausnehmend häßlichen Miß Annie Gould zu einem Millioneneinkommen gelangt war. Den schlanken Sportsmann mit dem blonden Engelskopfe scheinen aber diese Millionen außer Gleichgewicht gebracht zu haben. Denn er gab z. B. ein großes Fest im Bois mit Hilfe des Ballettkorps der Oper, zu dem er halb Paris durch die Zeitungen einlud. Ferner baute er in einer Querstraße zur Avenue du Bois de Boulogne ein großes Hotel, in dem er die riesige, für das Versailler Schloß geplante und von



Der deutsche Botschafter Fürst Münster
und dessen Enkelin Fräulein von Hindenburg



Graf Wolkenstein und der Autor im Garten der Botschaft

Louis XIV. als zu umfangreich fallengelassene Doppelstiege in den Originaldimensionen reproduzierte. Zur Eröffnung des Hotels lud er gegen 1000 Personen ein. Im Hotel waren nur die unteren Räume eingerichtet, darunter das Schlafzimmer, welches B. de Castellane die „Chapelle Expiatoire" nannte. Sämtliche Eingeladenen hatten auf der Stiege und der oberen Estrade Platz. Ein unsichtbarer Chor erfreute uns zuerst, dann ließ Tenor Alvarès seine herrliche Stimme ertönen, der die ausgezeichnete Akustik der Riesenhalle zustatten kam. Das üppige Fest war ein Auftakt, doch gleichzeitig auch der Schwanengesang des kühnen Bauherrn. Denn die Gläubiger säsierten zunächst Bilder, Möbel, Pferde und die Jacht und B. de Castellane verlor mit allen diesen kleinen, überflüssigen Ornamenten des Lebens auch seine Frau, die ihn prompt divorcierte. Er schrieb dann viel später ein Buch „L'art d'être pauvre", welches so amüsant ist, daß es reißend abgehen soll.

Die Bonapartisten waren zwar auch hin und wieder in den Salons des Faubourg zu treffen, gehörten aber dort nicht zu den Intimen. Sie bildeten doch eine Koterie für sich, vielfach durch Reichtum und moderne Allüren gekennzeichnet. Die Frauen dieser Koterie, welche oft den Bankier- und Industriekreisen entnommen waren, konnten bezüglich Bildung und Distinktion in keiner Weise den Vergleich mit den Damen des Faubourg bestehen. An der Spitze stand Prince Joachim Murat samt seiner schönen Gemahlin, dessen Schwester Graf Gołuchowski geehelicht hatte. In seinem Hotel mit großem Garten, der seitdem leider zum Teil parzelliert und verkauft wurde, gab Prince Murat wahre Zauberfeste. Zu den Führern der Bonapartisten gehörten ferner die Abkömmlinge der geadelten Marschälle Napoleons, so die Montebellos, welche auf den tapferen Lannes als Ahnen zurückgehen, so der Herzog von Elchingen usw.

Ein sehr schönes, gastliches Haus führte und vorzügliche Diners gab Mme. Anna Porgès, die auch als alte Dame schön und stattlich

geblieben ist, die Frau des mir sehr sympathischen Jules Porgès. Er hatte schon im vorgerückten Alter in Südafrika durch Jahre das mühevolle Leben eines „Prospecting Engineer" geführt und sich ein großes Vermögen erworben. In der Avenue Montaigne kaufte er ein Haus vom kunstsinnigen Grafen János Pálffy, das er niederreißen ließ, um neben einem neuerrichteten Hotel Raum für einen reizenden Garten zu finden. In einer Art Museum mit Oberlicht hatte M. Porgès schöne, insbesondere holländische Bilder, Bronzen, Möbel usw. zu einem erlesenen Gesamtbilde vereinigt. Mme. Anna Porgès kannte ich schon in Wien als Baronesse Wodianer. Ich war im Besitze einer beständigen Einladung derselben zum Dejeuner, der ich mit Vergnügen nachkam. Mme. Porgès erbaute in Rochefort in der Nähe von Paris ein riesiges Schloß, welches eine bedeutend vergrößerte Reproduktion des Gebäudes der Légion d'Honneur darstellte. Auf dem die Gegend beherrschenden hohen Hügel, dem Standort des Schlosses, hatte sie mit großen Kosten einen künstlichen Teich geschaffen, dessen Wasser in Kaskaden abfloß. Ich machte in Rochefort sehr schöne Jagden mit.

Von den Häusern der Finanz, deren Gastfreundschaft mir zuteil wurde, muß ich mit Dankbarkeit jenes des M. Jules Ephrussi und seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer geborenen Wienerin, gedenken. Ihre Diners gehörten zu den besten und schönsten von Paris. Ferner frequentierte ich auch viel das Haus von Louis Cahen d'Anvers, dessen Gemahlin, geborene Morpurgo, aus Triest, es an Witz und Laune mit jeder Pariserin aufnahm. Von seinem Schlosse aus, dessen Garten von Lenôtre angelegt war, machte ich ausgezeichnete Fasanjagden mit.

Als Jagdliebhaber genoß ich aber am meisten die Einladungen nach dem Château Laversie bei Baron Gustave Rothschild, wo das Wild so reichlich vertreten war, daß ich oft zum Schlusse der Jagd nicht mehr schießen konnte.

Indirekt gehörte auch zur Haute Finance Mme. André, die frü-

here Porträtmalerin Jacquemart. Ihr Mann, Inhaber einer der Hautes Banques, hatte in dem prachtvollen Hotel in der Avenue de Messine erstklassige Bilder, darunter einen Raphael, Leonardo da Vinci und Renaissancebronzen gesammelt, die einen selten schönen Rahmen für große Empfänge abgaben. Mme. André hinterließ das Hotel nebst der Sammlung der Stadt Paris.

Die kosmopolitische Koterie, in der die Amerikaner dominierten, war für einen Junggesellen sicher die unterhaltendste. Als besonderen Typus derselben möchte ich Mrs. Moore zitieren, eine reiche, in der Avenue de Bois de Boulonge wohnende Amerikanerin, welche offenes Haus hielt. Es war dies der Sammelpunkt „Du Monde qui s'amuse". Chacun wurde mit seiner chacune eingeladen, doch hatte Mrs. Moore klugerweise auch von Zeit zu Zeit eine Erbin auf Lager, was ihr den Zuspruch der Epouseurs und zahlreicher Mitgiftjäger sicherte. Sie sprach — wohl absichtlich — ein unmögliches Französisch, was ihr erlaubte, Abnormitäten zu allgemeiner Belustigung vorzubringen. Manchmal wurden kleine „proverbes", Einakter, als Novitäten von den ersten Kräften der Comédie Française, wie Mme. Brandès und M. Le Bargy, aufgeführt. Bei einem solchen Anlasse versammelte sie ein ganzes parterre de duchesses, so daß ich sie fragte, wieso ich, der ich keinen Titel hätte, zu einer Einladung käme. Die Antwort lautete: „Because I love you." Die große Annehmlichkeit dieser Geselligkeit war die vollständige Freiheit der Bewegung, die man genoß. Ich blieb z. B. bei Mrs. Moore volle zwei Jahre ganz aus. Als ich wieder einmal erschien, wurde ich ohne ein Wort des Vorwurfs auf das freundlichste empfangen.

Ich kann nicht umhin, hier auch unserer nicht großen, aber patriotischen und opferwilligen Pariser Kolonie zu gedenken, mit der ich in reger persönlicher Verbindung stand. Hierzu trug der Umstand bei, daß ich als Präsident des Österreichisch-ungarischen Hilfsvereines, der jährlich 50.000 Franken an bedürftige Landsleute verteilte, dessen vier verdienstvolle Vizepräsidenten

durch intensive karitative Mitarbeit kennen und schätzen lernte. Die Kolonie gab mir bei meinem Abgang nach Belgrad ein schönes Bankett im Hôtel Ritz und widmete mir zum Andenken der sieben Jahre ersprießlicher Zusammenarbeit einen geschmackvollen Tafelaufsatz aus Silber im Régence-Stil.

Nicht ohne Interesse ist die Tatsache, daß ich in Paris einen Sekretär und einen Attaché als Untergebene hatte, denen beiden es beschieden war, das hohe Amt des Ministers des Äußern zu bekleiden. Der erste war Graf Leopold Berchtold. Von großer Kultur, kunstsinnig, gewandter Stilist und tüchtiger Arbeiter, fehlte er vielleicht durch eine zu große Mannigfaltigkeit der Interessen, die zur Zersplitterung der Kräfte führen mußte. Er frequentierte die verschiedensten mondänen Koterien, wohnte interessanten Debatten im Deputiertenhause bei, besuchte regelmäßig die Rennen, unterließ es auch nicht, einem landwirtschaftlichen Verein beizutreten, um als künftiger Großgrundbesitzer in Mähren und Ungarn den intensiven landwirtschaftlichen Betrieb in Frankreich zu studieren. Außerdem war er beflissen, die ungarische Sprache zu lernen und perfektionierte sich im Englischen. Allerdings blieb ihm wenig Zeit für die Beschäftigung mit Politik übrig. Sein Hauptinteresse galt der Kunst. Diese Charaktereigentümlichkeiten kamen ja auch beim späteren Minister zur Erscheinung, der manche Amtsstunden hinwegeskamotierte, um für seine Lieblingsbeschäftigung, den Besuch von Antiquaren, Zeit zu finden. Seine Frau war die Tochter meines Londoner Botschafters Grafen Károlyi, die ich in Paris als liebenswürdige Kollegin wiederfand. Ich ließ es mir nicht träumen, daß dieser hochkultivierte, elegante Lebenskünstler, der sich für Politik nur so weit interessierte, als es sein Beruf notwendig machte, einst am Ballhausplatze die Leitung der auswärtigen Politik übernehmen würde. Allerdings war es nicht sein Ehrgeiz, diese schwere, undankbare Stelle zu übernehmen. Er wich nur der stärksten, vom Kaiser Franz Joseph auf ihn ausgeübten Pression.

Der Attaché, der dem Stabe der Pariser Botschaft angehörte, war Graf Ottokar Czernin, der unter Kaiser Karl am Ballhausplatze einzog. Begabt und lebhaft, litt er leider an häufigen Fieberanfällen, die bald seine Beurlaubung behufs eines Aufenthaltes in Davos notwendig machten. Infolge seiner prekären Gesundheit war er zu nervös und ungeduldig, um an dem mechanischen Attachédienst Gefallen zu finden. Er wendete sich sehr bald ganz der Politik zu, ward als böhmischer Landtagsabgeordneter der Vertrauensmann des Erzherzogs Franz Ferdinand, dem er den Gesandtenposten in Bukarest verdankte.

Seine schöne, reizende Frau, geborene Gräfin Marie Kinsky, übte auf uns alle ihren Zauber aus und hatte in der französischen Gesellschaft großen Erfolg.

6.

Der Dreyfus-Prozeß

Ich will Entstehung und Verlauf dieses in jeder Hinsicht bedeutungsvollen Zwischenfalles ziemlich ausführlich schildern, der die innere Politik Frankreichs auf Jahre beherrschte. Der französische Generalstab hatte die Waschfrau, welche das Kanzleizimmer des deutschen Militärattachés Oberst von Schwartzkoppen im Palais der deutschen Botschaft aufräumte, in seinen Sold genommen. Eines Tages brachte dieselbe die im Papierkorb aufgelesenen Reste eines Bordereaus, eines Verzeichnisses, worin dem Militärattaché angeblich wichtige Mitteilungen über fünf verschiedene militärische Gegenstände, worunter die neuen Geschütze mit Rücklauf usw. angeboten wurden. Im Generalstab wendete sich der Verdacht sofort auf den allgemein unbeliebten, dort verwendeten Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus. Er war als ehrgeiziger, allzu streberischer Offizier, der einzige israeliti-

scher Konfession, den größtenteils gut katholischen, aus Jesuitenschulen hervorgegangenen Kameraden durchaus unsympathisch. In seinem Übereifer, sich auszuzeichnen, war er oft nach den Amtsstunden im Büro geblieben und hatte sich überdies für Akten aus anderen Abteilungen interessiert. Infolgedessen diktierte man ihm ein angebliches offizielles Dokument, in welchem dieselben Worte wie im interzeptierten Bordereau vorkamen. Obwohl die Meinungen der Sachverständigen geteilt waren, wurde Dreyfus, vom Generalstab als der Schreiber des Bordereaus verdächtigt, in Untersuchung gezogen und verhaftet. Das Geheimnis wurde aber nicht gewahrt, sondern an Drumont, einen wütenden Antisemitenführer verraten, der in seiner „Libre Parole" sofort in großer Aufmachung erklärte, der jüdische Verräter im Generalstab sei bereits entlarvt. Hieran knüpfte er die heftigsten Angriffe gegen die vaterlandslose Judenrasse. Dieser haßerfüllte Kampfruf wurde von anderen rechtsstehenden Blättern aufgenommen. Der Generalstab wurde dadurch in eine Zwangslage versetzt und mußte auf die Überführung und Verurteilung des unbeliebten jüdischen Eindringlings hinarbeiten. Der Prozeß wurde sodann in dem bekannten, dem Angeklagten sehr geringe Garantien für seine Verteidigung gewährenden Formen der militärischen Prozeßordnung durchgeführt, Dreyfus des Verrates von militärischen Geheimnissen schuldig erkannt und zu lebenslänglicher Deportation auf die Teufelsinsel in Cayenne, nach erfolgter feierlicher Degradation als Offizier, verurteilt. Nach den Anordnungen des Kolonialministers André Lebon wurde er dort in Ketten gelegt und mit grausamer Strenge behandelt. Dies spielte sich im Jahre 1894 ab. Ein Zufall wollte, daß der gleichfalls dem Generalstab zugeteilte Oberstleutnant Picquart unbewußt zur Verurteilung des unglücklichen Dreyfus beigetragen hatte. Dem Prozesse hatte er als Beobachter beigewohnt und den Eindruck gewonnen, daß die Beweise der Schuld ungenügend und die Richter nicht überzeugt waren. Seinem Vorgesetzten machte

er hiervon Meldung, worauf ihn der Souschef des Generalstabes, Oberst Henry, mit einem versiegelten Kouvert zu den im Beratungszimmer versammelten Richtern schickte. Picquart hörte später, daß das von ihm überbrachte geheime Dokument die schwankenden Richter von der Schuld des Angeklagten überzeugt hätte. Dieses Beweisstück war aber weder Dreyfus noch seinem Verteidiger gezeigt worden. Obwohl nun Picquart selbst Antisemit war, scheint er doch in seinem Gerechtigkeitsgefühl verletzt und in seiner anfänglichen Überzeugung von der Schuld des Dreyfus erschüttert worden zu sein. An die Spitze des Evidenzbüros des Generalstabes gestellt, erhielt er sogar den Auftrag, in aller Stille die Herkunft verschiedener geheimer Dokumente zu prüfen und den wahren Sachverhalt aufzuklären. Als er aber Verdacht gegen einen ganz verkommenen Offizier namens Walsin-Eszterházy als den Autor des Bordereaus schöpfte und die Gefahr einer Revision des Dreyfus-Prozesses drohte, wurde er einfach vom Generalstab entfernt. Zunächst zu verschiedenen Mappierungsarbeiten in ganz Frankreich, selbst im Winter, verwendet, wurde er dann plötzlich nach Tunis zur Truppe versetzt. Hier erhielt er eines schönen Tages den Befehl zu einem Ritt durch ein von räuberischen Tuaregs gefährdetes Gebiet, und zwar sollte er nur von wenigen Spahis begleitet werden. Er roch sofort Lunte, meldet sich telegraphisch krank und entging der ihm gestellten Falle. Er hatte die einzige Unvorsichtigkeit begangen, den von ihm gesammelten Dossier mit Beweismitteln für die Unschuld Dreyfus' einem ihm engbefreundeten Advokaten zu sicherer Aufbewahrung in Paris zu übergeben, eine Unvorsichtigkeit, die ihm noch teuer zu stehen kommen sollte.

Unterdessen nahm der protestantische Senator Scheuer-Kestner, der an der Spitze der „Ligue pour les droits de l'homme" stand, den Kampf auf und verlangte in einem offenen Brief an den Siegelbewahrer die Revision des Prozesses. Der Bruder des unglücklichen Kapitäns, Mathieu Dreyfus, lüftete zuerst den Schleier, in-

dem er Walsin-Esterházy als den Autor des Bordereaus und den eigentlichen Verräter bezeichnete. Die Kampagne für Dreyfus wurde von der linksstehenden Presse mit äußerster Heftigkeit aufgenommen. Alle Radikalen und Sozialisten, auch die meisten Juden waren leidenschaftliche Gegner des Generalstabes und der hohen Generäle. Durch die einseitige Zusammensetzung aus Jesuitenzöglingen und reaktionären Katholiken und die gehässige Art seiner Preßfehde hatte der Generalstab in der Tat alle Anhänger der Suprematie der Zivilgewalt im Staate herausgefordert. So war von ihm das Argument eines internationalen Komplotts zur Zerrüttung der Armee, von den Millionen des jüdischen Syndikats in die Diskussion geschleudert worden. Die Person des Verurteilten trat bald in den Hintergrund, in Wahrheit war es der Kampf zwischen der katholischen, konservativen, teilweise monarchistischen Rechten, der sich auch die höheren besitzenden, bürgerlichen Klassen anschlossen, und den Radikalen, Sozialisten, vielen Intellektuellen, kurz, der Linken, um die Macht im Staat und in der Armee. Die ersteren erklärten, die Staatsräson gebiete, das Urteil der militärischen Richter nicht anzuzweifeln; die Einheit, Disziplin und Schlagfertigkeit der Armee, die äußere Sicherheit des Staates ständen auf dem Spiele. Méline wiederholte unzähligemal auf der parlamentarischen Tribüne die Phrase: „Il n'y a pas d'affaire Dreyfus", womit er meinte, die Deputiertenkammer habe sich nicht mit einem militärischen rechtskräftigen Urteil zu befassen; dasselbe könne nur im Falle des unumstößlichen Beweises eines „fait nouveau", das heißt einer zur Zeit der Urteilsfällung unbekannten, wichtigen Tatsache im Wege eines neuen Prozesses abgeändert werden. Die Dreyfusards hingegen verfochten die These, es wäre ganz sinnlos zu behaupten, die Generale und militärischen Richter könnten sich nicht irren; im Gegenteil, die Militärs würden viel eher als unabhängige Zivilrichter auf einen Wink ihrer Vorgesetzten hin urteilen. Das Prinzip der Gerechtigkeit sei das einzige Fundament eines gesunden Staats-

wesens. Die Staatsräson könne im Kriege so manches entschuldigen, im Frieden müsse sie vor den Postulaten der Gerechtigkeit weichen. Die Machenschaften des Generalstabes unter dem mit den Jesuitenoberen engbefreundeten General Boisdèffre forderten auch wirklich zur schärfsten Kritik heraus. Der Berichterstatter im Dreyfus-Prozeß, Marquis du Paty de Clam, hatte erwiesenermaßen, als Frau verkleidet, in der Nacht im Park Monceau Zusammenkünfte mit seinen Konfidenten gehabt, so daß seine Zurechnungsfähigkeit mit Recht angezweifelt werden konnte. Die Polemiken waren von solcher Heftigkeit, daß ein Riß durch die ganze Nation ging. In einzelnen Familien waren die engsten Verwandten brouilliert und nicht mehr auf dem Sprechfuß. In der vornehmen Gesellschaft und in den ersten Klubs waren die Anhänger des Generalstabes in überwältigender Mehrheit. Der Antisemitismus feierte Orgien. Es gehörte schon ein gewisser moralischer Mut dazu, die Häuser der großen jüdischen Bankiers gerade so wie früher fortzubesuchen und dies offen einzugestehen. Im Cercle de l'Union, dem die meisten Diplomaten mit Ausnahme der deutschen angehörten, war natürlich auch die Affäre der einzige Gesprächsgegenstand. Viele Diplomaten mieden den Klub ganz, um nicht in unangenehme Kontroversen hineingezogen zu werden. Ich selbst tat dies nicht, enthielt mich aber wohlweislich jeder Meinungsäußerung über das delikate Thema, welche doch keinen Glauben gefunden hätte. Einzelne gute Freunde fragten mich wohl über meine Ansicht, allerdings mit dem lächelnden Zusatz: „Mais il est vrai, vous êtes payé pour ne pas dire la vérité."

Im Jahre 1898 fiel das Ministerium Méline infolge der von ihm zwar formal korrekten, aber ganz unpolitischen Haltung im Dreyfus-Prozeß. Das Gros seiner Anhänger, die konservativen Zentrumsrepublikaner, waren alle vom Verrat des Dreyfus und der Gefahr überzeugt, welche die Enthüllung der geheimen Dokumente im Falle einer Revision des Prozesses für die Beziehungen

zu Deutschland, ja selbst die Aufrechterhaltung des Friedens mit sich bringen würde. Demgegenüber hatte Fürst Münster und der deutsche Militärattaché schon im Jahre 1894 in geeigneter Weise der französischen Regierung die feierliche Versicherung erteilt, daß ihnen Dreyfus vollkommen unbekannt sei. Der deutsche Botschafter hatte seinerzeit dem Präsidenten Casimir Perier gegenüber die Unschuld des Dreyfus auf Ehrenwort beteuert. Auch Hanotaux glaubte daran, hatte aber nicht den moralischen Mut, die Generale fallen zu lassen. Das Kabinett Méline wurde durch ein radikales Ministerium Brisson-Bourgeois abgelöst, mit Cavaignac als Kriegsminister, der sich auf die Rechte stützte.

Unterdessen war der Major Walsin-Eszterházy, ein heruntergekommener Spieler, der, ohne festes Domizil, in den Händen von Wucherern eine prekäre Existenz führte und der sich durch seine Korrespondenz und zahlreiche Briefe an die Presse über die „Affäre" selbst kompromittiert hatte, verhaftet und ein militärisches Verfahren gegen ihn eröffnet worden. Picquart wurde von Tunis zurückberufen, um als Zeuge auszusagen. Er hatte ein Duell mit Henry, den er leicht verwundete. Vor Gericht bezeichnete er Walsin-Eszterházy als den Verfasser des Bordereaus, und in der Tat, niemand konnte leugnen, daß die Handschrift Walsin-Eszterházys mit jener des Bordereaus identisch sei. Das ganze Verfahren gegen letzteren war aber eine reine Farce, Picquart, als Zeuge erschienen, wurde wie ein Angeklagter behandelt und plötzlich verhaftet, weil er den geheimen Dossier einem Zivilisten anvertraut hätte. Walsin-Eszterházy wurde in der Tat in dem geheimen Verfahren auf höheren Befehl freigesprochen, denn es war das einzige Mittel, die Revision des Dreyfus-Prozesses zu verhindern. Im Verlauf des Prozesses wurde ein interzeptiertes „Petit bleu" (pneumatische Karte) aus dem Jahre 1896 produziert, angeblich vom italienischen Militärattaché Panizzardi, an Schwartzkoppen gerichtet, welches mit den Worten begann: „Ce canaille de Dreyfus devient par trop exigent . . ." Das schlechte

Französisch und andere Indizien sowie eine feierliche Erklärung des italienischen Botschafters, Grafen Tornielli, erweckten endlich das Mißtrauen des Generalstabes. Eine Enquete führte zur Aufdeckung der Tatsache, daß das „Petit bleu" und eine ganze Reihe von geheimen Dokumenten vom Souschef, Obersten Henry, selbst oder in dessen Auftrag gefälscht worden waren. Darunter befanden sich nicht weniger denn sechs angebliche Briefe des Kaisers Wilhelm an den Fürsten Münster betreffend den Verräter. Oberst Henry schnitt sich im Militärgefängnis mit einem ihm absichtlich überlassenen Rasiermesser die Kehle durch und büßte, wenigstens für seine Person, die schwere Schuld gegen Dreyfus.

Die glimpfliche Behandlung Walsin-Eszterházys fand indessen im Parlament schärfste Verurteilung und die radikale Mehrheit erzwang, daß das Verfahren gegen Picquart vor dem kompetenten Zivilgericht (tribunal correctionel) weitergeführt wurde, was nicht verhinderte, daß derselbe noch immer in Zivilhaft blieb. Cavaignac hatte sich auf das Gebiet der parlamentarischen Indiskretionen begeben, indem er in einer großen Rede seine Überzeugung von der Schuld des Dreyfus proklamierte. Über 1000 interzeptierte Schriftstücke befänden sich in den geheimen Generalstabsakten. Allein er baue seine Überzeugung nur auf drei Dokumente auf, zwei Briefe aus dem Jahre 1894 und ein Schriftstück aus dem Jahre 1896. Sofort erklärte hierauf Picquart in einem offenen Briefe an Brisson, er mache sich anheischig, vor jedem Ziviltribunal den Beweis zu erbringen, daß die beiden ersten Briefe sich nicht auf Dreyfus bezögen und daß das dritte Dokument (das „Petit bleu") eine Fälschung wäre. Als nun das Geständnis Henrys später diese Behauptung bestätigte, mußte Cavaignac zurücktreten. Er wurde vom General Zurlinden als Kriegsminister ersetzt, der ursprünglich für die Revision war, aber bald unter dem Einfluß des Generalstabes umsattelte. Er gab seine Demission und wurde wieder Militärgouverneur von Paris. Er

überraschte als solcher durch die Anordnung einer neuerlichen Verfolgung Picquarts wegen angeblicher Fälschung des „Petit bleu" und Verrates militärischer Ereignisse. Picquart ward sofort ins Gefängnis Cherche-Midi in die strengste Einzelhaft abgeführt.

Das Kabinett Brisson wurde sodann durch das Kabinett Dupuy abgelöst, welches sich auf die radikale Linke und das Zentrum stützte. Ihm gebührt das Verdienst, endlich durch den Siegelbewahrer an den Kassationschef das Verlangen um Revision des Dreyfus-Urteiles gestellt zu haben. Nicht weniger als fünf Kriegsminister waren über die „Affäre" gefallen. Jeder hatte von seinem Vorgänger die feierliche Versicherung von der Schuld des Verräters übernommen und ziemlich blindlings weitergegeben. Keiner hatte die geheimen Akten des Generalstabes mit kritischen Blicken und ruhigen Blutes geprüft. Die maßlose Polemik, die heftigen Angriffe der links- und rechtsstehenden Presse hatten die Leidenschaften zur Siedehitze erregt. Das „Für oder Wider" war zu einer rein politischen Frage geworden. Selbst konservative Protestanten wurden als vaterlandslose Hugenotten gebrandmarkt. Die Verweisung der unglücklichen „Affäre" vor die höchste Gerichtsstelle des Landes hätte nun — nach der Erwartung der wenigen, die nicht der allgemeinen Hypnose verfallen waren — eine gewisse Beruhigung der Gemüter mit sich bringen sollen. Allein die allgemeine Verhetzung war zu weit gegangen. Nachdem die kompetente Strafkammer des Kassationshofes nach eingehender Untersuchung das Gesuch um Revision für „recevable" erklärt hatte, wurde vom opportunistischen, hin und her schwankenden Kabinett Dupuy der Rechten die Konzession gemacht, durch ein Gelegenheitsgesetz die Kompetenz zur Revisionsentscheidung von der Strafkammer auf sämtliche drei vereinigten Kammern der obersten Justizstelle zu übertragen. Die Anti-Dreyfusards hatten Vertrauen in die konservativen, um nicht zu sagen reaktionären Tendenzen der obersten Richter. Die Chancen

einer Revisionsverweigerung schienen daher bei 45 obersten Richtern größer als bei 15. Es erwartete sie aber eine gründliche Enttäuschung, denn die Achtung vor den Gesetzen und der Unwille, sogar die Entrüstung über die Generalstabsmethoden war so stark, daß die Revision beinahe einstimmig (43 von 45 Stimmen) ausgesprochen wurde. Der Kassationshof schrieb ein neues militärgerichtliches Verfahren mit Beschränkung auf ganz bestimmte Fragepunkte vor. Das Bordereau rühre nicht von Dreyfus her, das Dokument „ce canaille de Dreyfus" sei als Fälschung erwiesen und aus dem Verfahren auszuscheiden. Der neue Militärgerichtshof hatte einzig und allein die Frage zu beantworten, ob Dreyfus die im Bordereau angeführten Schriftstücke an eine fremde Macht ausgeliefert hätte. Oberst Picquart wurde wieder vor das Tribunal correctionel gewiesen, mithin von der militärischen Haft befreit.

Hier muß ich auch noch des berühmten Manifestes „J'accuse" gedenken, das Zola in der von Clemenceau redigierten Wochenschrift „L'Aurore" veröffentlichte. Der große Romanschriftsteller war über die Machenschaften des Generalstabes und die tendenziöse Freisprechung Walsin-Eszterházys, den doch alle anständigen Menschen längst fallengelassen, so sehr entrüstet, daß er sein Manifest zu einer flammenden Anklage der Militärpartei, des Kriegsministers Mercier, des Generalstabchefs Boisdèffre, des gesamten Generalstabes sowie insbesondere des militärischen Konseils über Walsin-Eszterházy machte. Er ging in seinen Generalisierungen viel zu weit, aber er wollte die Aufrollung der ganzen „Affäre" vor einem Zivilgericht erzwingen, um im Lichte der breitesten Öffentlichkeit die Gesetzesverletzungen der Generale und ihrer Untergebenen aufzuklären. Er zitierte als Zeugen eine Unzahl von Persönlichkeiten, darunter auch die Militärattachés und mich. Doch leitete das Auswärtige Amt die letzterwähnten Zitationen nicht weiter. Die namentlich genannten Generale enthielten sich aber jeder Klage wegen Verleumdung oder Ehren-

beleidigung. Es klagte nur der militärische Konseil, der Walsin-Eszterházy freigesprochen hatte. Ich traf zufällig Zola, wenige Wochen vor dem Prozesse, bei einem vom Kunstkritiker und Sammler Charles Ephrussi gegebenen Dejeuner. An demselben nahmen noch Calmette, der Chefredakteur des „Figaro", der ausgezeichnete Publizist Cornely, welcher der Affäre wegen vom „Gaulois" zum „Figaro" übergegangen war, Viviani, Führer der Sozialisten in der Deputiertenkammer, und der Dramatiker Hervieu teil. Es war eine Art Generalstab der Dreyfusards, der sich bei den Frühstücken Charles Ephrussis zur Beratung der zunächst zu befolgenden Taktik versammelte. Zola wurde gefragt, ob er über schlagende Beweise für die von ihm behaupteten Fälschungen des Generalstabes verfüge. Er gestand mit der großen Männern eigenen, kindlichen Naivität, daß er gar nicht daran gedacht hätte, Beweismaterial zu sammeln. Seine Behauptungen seien doch so klar wie die Sonne, und die Wahrheit müsse doch schließlich triumphieren. Der Prozeß vor der Pariser Jury, der übrigens vom Präsidenten ganz im Sinne der Militärpartei geführt wurde, endete unter tumultuösen Szenen der Nationalisten mit der Verurteilung Zolas zu der vom Gesetze vorgesehenen Höchststrafe von einem Jahre Gefängnis. Die Prozeßführung knebelte die Verteidigung im weitesten Ausmaße, ließ keine einzige Zeugenaussage betreffend die Affäre Dreyfus zu, die doch mit dem Prozeß Walsin-Eszterházy in engem Zusammenhange stand. Selbst der Name Dreyfus durfte nicht ausgesprochen werden, während auf die Jury von den Antisemiten ein terroristischer Zwang ausgeübt wurde. Zola wurde von seinen Freunden durch eine Seitentür hinwegeskamotiert, um den Insulten der in Massen vor dem Gerichtshof ausgerückten Patrioten zu entgehen. Indessen kassierte der Oberste Gerichtshof das skandalöse Urteil und verwies Zola vor eine neue Jury in Versailles. Da sich der neue Präsident der dortigen Assisen nicht dazu herbeilassen wollte, der Verteidigung die Aufrollung der ganzen Affären zu gestatten, zog sich die Ver-

teidigung noch vor Konstituierung der Jury zurück und ließ ihren Klienten in contumaciam verurteilen. Zola entzog sich dann durch die Flucht, unbekannt wohin (in Wirklichkeit ging er nach London), der Zustellung des Urteils, wodurch er sich die Möglichkeit wahrte, durch fünf Jahre hindurch, durch persönliche Stellung den Prozeß wieder aufzunehmen. Seine Flucht schadete ihm aber doch in den Augen vieler Dreyfusards, die hierin nicht mit Unrecht eine moralische Niederlage sahen.

Im Sommer 1899 war unterdessen das große Koalitionsministerium Waldeck-Rousseau zustande gekommen, welches sich auf einen Teil des Zentrums und die ganze Linke stützte, da der Sozialistenführer Millerand das Handelsportefeuille übernahm. Waldeck-Rousseau trachtete, auch die konservativen Elemente in der Armee durch Ernennung des Marquis Galliffet zum Kriegsminister zu versöhnen.

Waldeck-Rousseau, der als Advokat und ausgezeichneter Redner im Pariser Barreau nebst Poincaré die erste Rolle spielte, gehörte mit Gambetta und Clemenceau zu den bedeutendsten Figuren der dritten Republik. Seiner Natur nach eher konservativ und nicht leicht zugänglich, bestach er durch seine vornehme Erscheinung, tadellose Manieren und eine ungewöhnliche Kultur. Er war eine durchaus künstlerische Natur, selbst ein vorzüglicher Aquarellmaler und Sammler erstklassiger Kunstgegenstände. Seine Reden selbst waren formvollendete Kunstwerke in knappster Form. Sie verrieten seine starke, staatsmännische Begabung und bei aller Mäßigung eine konzentrierte Willensäußerung, die manchmal bis zu schroffer Selbstbejahung ging. Waldeck-Rousseau baute sein Kabinett auf so breiter Grundlage auf, weil er mit Recht die Liquidierung der „Affäre“ und die Verkleisterung des Risses, welcher durch das französische Volk ging, als dessen Hauptaufgabe betrachtete. Die Wahl Galliffets als Kriegsminister war eine kühne, bewährte sich aber vollkommen. Der tapfere Haudegen, als Leutnant der „Guides“ Napoleons III. einstens ein

berühmter Don Juan und Duellant, genoß als Führer des Todesrittes von Sedan in der Armee das größte Ansehen. Er war der Mann, gegen die Auflehnung und Disziplinlosigkeit der Generale und Offiziere mit Energie vorzugehen, ohne daß je der Vorwurf armeefeindlicher Gesinnung gegen ihn erhoben werden konnte. Galliffet hatte die größte Hochachtung vor Picquart, dem jüngsten Obersten der Armee, welcher sich für einen unbekannten Kameraden aus reinem Gerechtigkeitsgefühl geopfert hatte und der aus diesem Grunde gegen ihn inszenierten, grausamen Verfolgung stoische Ruhe entgegensetzte. Die Disziplinlosigkeit der Generale und Offiziere, welche zu Indiskretionen an Deputierte und Journalisten ihre Zuflucht nahmen, ja sogar Reden hielten, in denen sie leidenschaftlich gegen die Feinde der Armee, die vaterlandslosen Juden und die Übergriffe der Zivilgewalt Stellung nahmen, versuchte General Gallifet zunächst durch disziplinare Maßregeln einzudämmen. Er ging eher mild vor, indem er z. B. die Versetzung von Paris in eine kleine Provinzstadt für die allzu rede- oder schriftgewandten Offiziere verfügte. Ferner führte er für alle Offiziere im ganzen Land, mit Ausnahme der Hauptstadt, das Gebot des Tragens der Uniform auch außerhalb des Dienstes ein; eine Maßregel, welche wieder den scharfen Tadel der radikalen und sozialistischen Anhänger des Kabinetts herausforderte, da sie eher danach angetan war, den ohnehin überspannten Korpsgeist der Offiziere noch zu beleben. Galliffet aber sah darin ein Mittel, dem Offizier auch durch die äußere Erscheinung immer wieder die besondere Natur seiner Stellung und Pflicht in Erinnerung zu rufen. Das Heer hat dem ganzen Vaterland und nicht als Waffe und Handlanger einer Partei zu dienen. Ein politisches Heer büßt seine Schlagfertigkeit, seinen moralischen Wert ein und bringt die Gefahr von militärischen Staatsstreichen oder Pronunziamentos mit sich. Unter dem schlaffen Regiment Brissons war Frankreich dieser Gefahr bedenklich nahe gerückt. Erst die feste und doch mäßige Hand Waldeck-Rousseaus

und Galliffets Prestige stellten die Autorität der Regierung als oberste Zivilgewalt wieder her.

Das zweite militärgerichtliche Verfahren gegen den unglücklichen Kapitän im August 1899 fand in Rennes statt, da man in der Hauptstadt Unruhen befürchtete. Die Regierung beschloß, mit peinlicher Strenge sich jeder Einflußnahme auf die Prozeßführung zu enthalten, die man ja den Generalen Mercier und Boisdèffre bei der ersten geheimen Verhandlung zum Verbrechen gemacht hatte. Galliffet hatte — was ein Fehler war — in Überschätzung seines Ansehens im Generalstab als auch im Kriegsministerium nur wenig Personalveränderungen vorgenommen. Die alte Fronde existierte weiter und verschwor sich zur Beeinflussung des neuen Kriegsrates in Rennes, da der „Verräter" zur Wahrung der Ehre der Armee um jeden Preis wieder schuldig befunden werden mußte. Der Vorsitzende des Conseil der Guerre war ein von dieser Fronde gewonnener Oberst, während der öffentliche Ankläger, ein nichtaktiver, ganz unbedeutender Hauptmann, seiner Rolle durchaus nicht gewachsen war. So kam es, daß sich das Militärgericht durchaus nicht an die vom Kassationshof eng umschriebenen Fragen hielt, sondern die ganze „Affäre" wieder aufrollen ließ. Die früheren Kriegsminister und Generalstabschefs hielten lange, leidenschaftliche Plädoyers, die ihnen ihre Advokaten eingelernt hatten, ohne daß sie vom Verhandlungsleiter oder dem öffentlichen Ankläger unterbrochen und angewiesen worden wären, zur Sache zu reden. Auch das angebliche Geständnis Dreyfus' wurde breitgeschlagen, obwohl der Kassationshof ausdrücklich erklärt hatte, dasselbe sei nicht durch Zeugenaussagen bewiesen worden und müsse daher aus dem zweiten Verfahren ausgeschieden werden. Der zweite Verteidiger Labori wurde in Rennes sogar rücklings angeschossen, und zwar gerade vor einer sehr wichtigen Zeugenaussage. Die Militärpartei wich also selbst vor diesem Verbrechen nicht zurück, wenn es galt, die Aussichten der zweiten Verurteilung günstiger zu gestalten. Die Atmosphäre

in Rennes war durch alle diese Machenschaften so vergiftet, daß Dreyfus von den verblendeten oder eingeschüchterten militärischen Richtern abermals des Landesverrates, durch Mitteilung militärischer Geheimnisse an eine fremde Macht, schuldig befunden und unter Zubilligung milderner Umstände zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Der Urteilsspruch war so absurd, so sehr im Widerspruch mit den erwiesenen Tatsachen, basierte auf einem den bindenden Aufträgen des Kassationshofes so sehr hohnsprechenden Verfahren, daß es sofort klar war, er würde nicht aufrechterhalten werden können. Die zahlreichen Nullitätsgründe hätten sicherlich zu der abermaligen Kassierung des Fehlurteils durch die höchste Gerichtsstelle geführt. Allein das dazu nötige Verfahren hätte viele Monate gedauert, die widerliche Polemik und Zeitungsdiskussion hätte sich fortgesetzt. Auch war die Gesundheit des Opfers der Militärjustiz so geschwächt, daß Dreyfus die Verlängerung seiner Haft kaum ertragen hätte. Das Land endlich wünschte nichts sehnlicher, als daß die „Affäre" endlich begraben werde. Nicht weniger denn 450 Deputierte votierten eine Resolution in diesem Sinne. So entschloß sich Waldeck-Rousseau kurzweg zur Begnadigung des Kapitäns, womit ihm zwar die Abbüßung der Strafe nachgelassen wurde, allein keine Rehabilitierung und Wiederverleihung eines Armeeranges verbunden war. Noch im Herbst ließ ferner der Konseilpräsident im Senat eine Amnestie votieren, wodurch alle mit der Affäre Dreyfus und Walsin-Esterházy zusammenhängenden strafgerichtlichen Verfolgungen, nicht aber daraus entstehende zivilrechtliche Ansprüche für erloschen erklärt wurden. In der Deputiertenkammer zog sich die Sache infolge mannigfacher Widerstände noch bis in den Sommer 1900 hinein. Von der rechten Seite verlangte man vergeblich die Ausdehnung der Amnestie auch auf Deroulède, der vom Staatsgerichtshof wegen Aufruhr verurteilt worden war. Die Radikalen und Sozialisten hingegen widersetzten sich heftig einer

Maßregel, welche dem General Mercier und allen anderen kompromittierten Offizieren Straflosigkeit zusicherte. Auch Oberst Picquart protestierte dagegen, da ihm die Möglichkeit genommen wurde, seine Unschuld in dem noch immer vor dem Zuchtpolizeigericht schwebenden Verfahren zu erweisen. Clemenceau endlich donnerte noch lange in der „Aurore" gegen die Amnestie, welche nach ihm der Gerechtigkeit in die Arme falle und Verbrecher, wie Mercier usw., schützte. Für Waldeck-Rousseau, den Staatsmann, aber war die Rücksicht auf höhere Staatsinteressen, das dringende Bedürfnis nach Beruhigung und Abflauen der Gegensätze ausschlaggebend. Die Interessen und Wünsche der einzelnen Staatsbürger mußten ebenso wie seine eigenen Sympathien vor der „salus publica" zurücktreten. Es gelang ihm auf diese Weise, wenigstens äußerlich die Ruhe und das Gleichgewicht im staatlichen und sozialen Leben herzustellen und die Atmosphäre für das große Friedensfest, die Weltausstellung von 1900, zu reinigen.

In der Armee allerdings kamen die schädlichen Nachwirkungen der Affäre noch ziemlich lange zum Ausdruck. General Galliffet gab noch im Jahre 1900 seine Demission. Zwischen ihm und dem Sozialisten Millerand waren die Gegensätze so groß, daß es im Ministerrat zu heftigen Kollisionen kam. Auch fand der General, daß man ihm in militärischen Dingen nicht absolut freie Hand ließ, die er sich ausbedungen hatte. Er glaubte an die Solidarität des mit ihm befreundeten Konseilpräsidenten und hoffte wohl auf eine Rekonstruktion des Kabinetts und Ausschiffung Millerands. Allein hier täuschte er sich. Denn Waldeck-Rousseau nahm sofort General Galliffets Rücktritt an und ersetzte ihn durch General André, einen fanatischen Freidenker und Antiklerikalen, der die Politik in ganz ungebührlichen Maßen in die Armee hineintrug. Der Konseilpräsident, dem ursprünglich der linke Flügel der Zentrumsrepublikaner unter Barthou und Poincaré Heerfolge geleistet hatte, sah sich im letzten Stadium der „Affäre" von ihnen zeitweilig im Stich gelassen. Er wurde dadurch mehr nach links

gedrängt, denn die Existenz seines Kabinetts hing von den sozialistischen Stimmen ab. General André gewann dieselben durch offene Begünstigung der Freidenker und radikalen Elemente im Offizierskorps. Die katholischen und reaktionären höheren Offiziere, welche die von ihm ernannten Kameraden im Kriegsministerium und Generalstab korporativ zu boykottieren versuchten, wurden gemaßregelt, zur Truppe oder in Disponibilität versetzt. Das Avancement wurde von General André, unabhängig von Beschreibung und Anciennität, nach parteipolitischen Erwägungen durchgeführt; ein Angeber- und Spitzelsystem wurde eingeführt, die Kirchengänger denunziert und zurückgesetzt. Damals war das Offizierskorps ganz in zwei feindliche Lager gespalten und die moralische Einheit der Armee auf das ärgste kompromittiert. Waldeck-Rousseau war in der Wahl des Generals André nicht glücklich. Allein er glaubte, unentwegt das Ziel verfolgen zu müssen, in der Armee die Elemente, welche sich der republikanischen Regierungsform mit einer gewissen Lauheit unterwarfen und durch Familientradition, Erziehung und Klassenvorurteile den Gegnern der bestehenden Staatsform nahestanden, zurückzudrängen. Die im Generalstab Boisdèffre überwiegende klerikale Richtung, die militärische Fronde der Jesuitenzöglinge, welche die beiden Dreyfus-Prozesse und das zur Farce gewordene Verfahren gegen Walsin-Eszterházy in so verhängnisvoller Weise beeinflußt hatten, sollten beseitigt und die maßgebenden Stellen durch Männer besetzt werden, welche das Vertrauen der führenden Staatsmänner genossen. Unter General André ging die Pendelschwingung bis zum entgegengesetzten Extrem. Die Reaktion im freiheitlichen Sinne führte zu schweren Mißbräuchen und beraubte wohl die Armee so mancher wertvoller Elemente. Nach dem Rücktritte General Andrés kam aber der zu weit getriebene Eliminierungsprozeß zum Stillstande. Die Schlagfertigkeit der Armee und die Leistungsfähigkeit des Generalstabes sollten auf die Dauer nicht leiden und bewährten sich denn auch im Welt-

krieg auf das beste, denn sie zeigten sich ihrem deutschen Gegner zum mindesten gewachsen.

Zu den sympathischesten Persönlichkeiten, welche durch die Affäre in den Vordergrund traten, gehört wohl jene des Obersten Picquart. Er wuchs durch seinen seltenen moralischen Mut, die mit stoischer Ruhe ertragenen Unbilden und Demütigungen, zu einer Figur von antiker Größe. Auch bewies er in den zahlreichen Prozessen, wo er als Zeuge von ihm feindlich gesinnten Richtern vernommen wurde, außerordentliche Geistesgegenwart und eine seltene Beherrschung der so komplizierten Materie. Dank seinem ausgezeichneten Gedächtnisse und einer ungewöhnlichen Dialektik kam er manchmal in die Lage, der Verteidigung zu Hilfe zu kommen und leistete Dreyfus unschätzbare Dienste. Er wurde sofort mit seinem Range wieder in die aktive Armee eingereiht, avancierte rasch zum General und trat ins Clemenceau-Ministerium im Jahre 1906 als Kriegsminister ein. Später kommandierte er eine Division im Süden und verunglückte bei einem Spazierritt durch einen tödlichen Sturz von seinem durchgehenden Pferde.

Auch Dreyfus wurde mit seinem Anciennitätsrange wieder aufgenommen.

Zu den glänzendsten Verteidigern des unglücklichen Kapitäns gehörte nebst Jaurès der hervorragendste Polemiker seiner Zeit, Clemenceau. Durch sein feuriges Eintreten für den Märtyrer der Teufelsinsel bereitete er seinen Wiedereintritt ins politische Leben vor, dem er durch zehn Jahre, infolge der fälschlichen Beschuldigung, ein Panamist zu sein, ferngeblieben war. Obwohl er damals weder Deputierter noch Senator war, war er seiner scharfen Zunge und Feder wegen allgemein gefürchtet. Der treffliche Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ in Wien, Dr. Berthold Frischauer, hatte im Lager der Dreyfusarde eine bedeutende Rolle gespielt und wurde sogar bei Beratung von taktischen Zügen um Rat gefragt. Er war einer der wenigen, die, dank einem ungewöhnlichen Gedächtnisse, alle Phasen der „Affäre“ genau kannten. Seine

ellenlangen Telegramme nach Wien waren leidenschaftliche Plädoyers für Dreyfus und enthielten bisweilen vernichtende Urteile über Generalstab und selbst die französische Regierung. Diese Unvorsichtigkeit hatte die Erlassung eines Ausweisungsbefehles zur Folge. Es gelang mir durch einen direkten Appell an Waldeck-Rousseau, die Frist von 48 Stunden auf eine Woche als äußersten Termin des Aufenthaltes Dr. Frischauers in Paris zu verlängern. Er ging dann nach Berlin als Berichterstatter seines Blattes. Nach dem Rennesprozeß wollte er aber nach Paris zurück. Ich erhielt daher den Auftrag vom Ballhausplatz, bei der französischen Regierung die Zurücknehmung des Ausweisungsbefehles zu erwirken. Der Konseilpräsident verwies mich mit einigen höflichen Phrasen an Delcassé, welcher wieder mein Ansuchen für verfrüht erklärte. Da ich aber bei einem neuerlichen Besuch insistierte, erklärte sich der Minister des Äußern bereit, eventuell die Rückkehr Frischauers nach Paris gestatten zu wollen, unter der Bedingung, daß auch unserseits der von Herrn von Kállay gegen den französischen Publizisten Loiseau erlassene Ausweisungsbefehl aus Bosnien zurückgenommen werde. Auf diesen Tauschhandel wollte aber unsere Regierung nicht eingehen, so daß ich meine Intervention als gescheitert betrachten mußte. Ich traf Clemenceau bei einem Diner und erzählte ihm den Mißerfolg meines Schrittes. Er erwiderte sofort: „Kümmern Sie sich nicht weiter darum; ich gebe Ihnen mein Wort, daß Frischauer in 14 Tagen wieder in Paris sein wird." Er hielt Wort. Ich erfuhr nie, wie er Delcassé zu der ihm unangenehmen Entscheidung veranlaßte. Vielleicht drohte er mit einer Enthüllung über einen ihm bekannten dunklen Punkt in Delcassés journalistischer Vergangenheit.

7.

Waldeck-Rousseau drei Jahre am Staatsruder – Combes

Als Waldeck-Rousseau den Mut hatte, die Regierung im Jahre 1899 zu übernehmen, herrschte in Frankreich eine förmliche Anarchie der Geister. Jegliches Prinzip der Autorität war durch die Affäre und die daran anknüpfenden maßlosen Agitationen untergraben. Die Militärs, zumindest der Generalstab, und die höhere Stellen bekleidenden Generale und Offiziere, waren in offener Auflehnung gegen die Oberhoheit der Zivilgewalt. Die katholischen, plebiszitären und monarchistischen Blätter griffen nicht nur die vaterlandslosen Juden, die unpatriotischen Hugenotten und die vom internationalen Syndikat angeblich gekauften Dreyfusards an, sondern machten auch vor dem Staatsoberhaupt nicht halt, welches in der rohesten Weise geschmäht und verleumdet wurde. Die Aufhetzung der royalistischen Jugend führte dazu, daß der neugewählte Präsident der Republik bei seiner offiziellen Fahrt von Versailles nach Paris an der Gare Saint Lazare mit einer Katzenmusik empfangen wurde; daß bei dem Grand Prix d'Auteuil ein Mitglied der Jeunesse dorée, Baron Christiani, dem ehrwürdigen Loubet mit seinem Stock den Hut vom Kopfe hieb, wobei ihm seine Freunde aus dem Klub de la Rue Royale und sogar Damen aus dem Faubourg mit historischen Namen, in geschmackloser Weise Beifall klatschten. Die Folge davon war, daß acht Tage später beim Grand Prix die Arbeiter aus ihrem Viertel in noch nie dagewesenen Massen das Bois de Boulogne besetzten, daß die Champs-Elysées und die Zufahrt zum Rennplatz, von Militär und Polizei bewacht, einem Heerlager glichen. Der Präsident blieb zwar unbelästigt, allein einzelne der eleganten Insassen der von den Rennen zurückkehrenden Wagen wurden von Arbeitern oder Apachen aufgehalten, zum Aussteigen gezwungen und weidlich insultiert. Die Royalisten verlegten ihre

Agitation auf die Straße und es kam vielfach zu Zusammenstößen der „Camelots du Roi" mit der Polizei oder den gegendemonstrierenden Sozialisten. Einer der Emissäre der Royalisten, namens Chabrol, hatte sogar den verrückten Einfall, sich in einem Hause, welches die Verbindung von der Rue de Lafayette zur Gare de l'Est beherrschte, zu verbarrikadieren, nachdem er für sich und einige Kumpane Proviant für Wochen aufgespeichert hatte. Das sogenannte Fort Chabrol wurde von der Polizei zerniert, ein Unikum im Zentrum des dichtesten Verkehrs der Hauptstadt! Chabrol kapitulierte erst, nachdem er seine Mundvorräte aufgezehrt hatte.

Anderseits waren auch die Richter des Kassationshofes leidenschaftlichen Angriffen ausgesetzt und wurden der Bestechung durch das internationale Syndikat offen beschuldigt, als sie sich für die Revision des Dreyfus-Fehlurteils aussprachen. Ja selbst in den Reihen der Kleriker war dieselbe Unbotmäßigkeit der Geister festzustellen. Das von den Assumptionisten in ganz Frankreich herausgegebene katholische Volksblatt „La Croix" griff, gegen die wiederholten Instruktionen des Episkopats, in der heftigsten Weise in den Parteikampf ein und galt allgemein als das Organ der vom Monarchisten Piou geführten „Union liberale". Waldeck-Rousseau machte es sich nun zur Aufgabe, vor allem das Prinzip der Suprematie der Zivilgewalt wieder zu Ehren zu bringen und die republikanische Staatsform gegen den offenen Ansturm ihrer zahlreichen Gegner zu schützen. Da Deroulède unter dem Schutze der Immunität eines Abgeordneten offen zum Staatsstreich aufforderte, ließ ihn Waldeck-Rousseau vor dem Senat als Staatsgerichtshof wegen Hochverates und Versuches der Aufwiegelung des Heeres behufs Umsturzes der Verfassung verfolgen. Während der monatelangen Verhandlungen blieben die Inkulpierten nebst Deroulède, Marcel Habert und einigen Royalisten, wie der Graf Lur-Saluces und Mr. André Buffet, merkwürdigerweise auf freiem Fuße. Man hatte unwillkürlich den

Eindruck, daß die Umsturzbestrebungen nicht so gefährlich waren; allein die polizeiliche Überwachung und Beschlagnahme der Korrespondenz genügte, um die ohnehin sehr schwache Parteiorganisation der Royalisten zu desorganisieren. Man konnte überdies den Mangel an Fonds des Herzogs von Orleans und die zur Sammlung von Geldern angewendeten Mitteln bloßstellen. Die endlich erfolgte Verurteilung Deroulèdes und seiner Konsorten zu langjähriger Verbannung schien so manchem zu streng und durch die Schuldbeweise nicht begründet. Merkwürdigerweise enthüllte aber Deroulède später selbst, bei einer von ihm in Saint Sebastien gehaltenen Bankettrede, den wahren Sachverhalt, der uns bis dahin nur durch eine von der Regierung kolportierte Version bekannt geworden war. Er gestand offen, daß er und seine Gesinnungsgenossen alles für den Staatsstreich anläßlich des feierlichen Begräbnisses des Präsidenten Faure vorbereitet hätten. Er selbst und Marcel Habert hätten den seine Brigade vom Begräbnisse zur Kaserne in Reuil zurückführenden General Roger aufgehalten und aufgefordert, mit ihnen zum Elysée zu marschieren und sich der höchsten Staatsgewalt zu bemächtigen. Infolge Verrates hätte aber die Regierung von dem Umsturzplane gehört und umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen. General Roger, der doch im Dreyfus-Prozeß gegen die Zivilregierung Stellung genommen, hätte sich geweigert, zur Durchführung des Staatsstreiches die Hand zu bieten und Deroulède einfach abgewiesen. Hiermit wäre nun allerdings der Beweis von der subjektiven Schuld Deroulèdes erbracht, vielleicht aber auch gleichzeitig erwiesen, daß ein Versuch mit untauglichen Mitteln vorlag. Daraus erhellt aber wieder, daß die Gefahr für die Existenz der Republik nicht ernst zu nehmen war und daher auch der Konseilpräsident kaum als Retter derselben gefeiert werden konnte.

Immerhin wirkte das Urteil des Staatsgerichtshofes in dem Sinne günstig, als die Autorität der Staatsgewalt in energischer Weise bekräftigt und der ärgste Schreier und Revanchepolitiker

entfernt worden war. Waldeck-Rousseau wies auch mit aller Entschiedenheit das Verlangen der Opposition, die Verbannten des Staatsgerichtshofes in die Amnestie aufzunehmen, zurück. Die eigentlich große, legislative Tat, die aber der Premier im Sinne einer Genugtuung für seine radikale Gefolgschaft setzte, war die Annahme des Assoziationsgesetzes, eines gegen die religiösen Kongregationen gerichteten Gesetzes, worüber die parlamentarischen Debatten in beiden Kammern durch viele Monate hin und her wogten. In einer seiner ersten, großen oratorischen Leistungen im Herbste 1900 führte der Konseilpräsident aus, die religiöse, das heißt katholische Erziehung, welche durch die katholischen Schulen einem großen Teil der heranwachsenden Generation, und zwar gerade in den höheren und mittleren Klassen zuteil werde, pflege und fördere in derselben einen Geist, welcher der Erstarkung der republikanischen Institutionen entgegenwirke. Diese Mentalität stelle die Kirche über den Staat, verzichte auf die Freiheit des Urteils und lehne sich in letzter Linie gegen die Suprematie des Staates als der höchsten Autorität und Quelle aller Gesetze auf. Eine republikanische, pflichtbewußte Regierung müsse vor allem dafür Vorsorge treffen, daß diese Übergriffe der die Staatsautorität gefährdenden Orden in die richtigen Schranken zurückgewiesen würden. Gleichzeitig aber erklärte der Konseilpräsident, er bleibe ein Anhänger der Schulfreiheit, wie sie sich bis dahin in der Praxis ausgebildet habe. Ich selbst hatte Gelegenheit, anläßlich eines Jagdaufenthaltes, vom Munde Waldeck-Rousseaus interessante Aufklärungen über Anlaß und Zweck seines Kongregationsgesetzes zu erhalten. Ganz gegen seine Gewohnheit berührte der sonst so reservierte Ministerpräsident mit mir beim schwarzen Kaffee dieses Thema. Der Zweck desselben wäre, gesetzliche Waffen zu schmieden zum Schutze gegen die politischen Übergriffe der Orden, insbesondere der Jesuiten, deren systematische, der Regierung feindliche Haltung nicht länger geduldet werden könne, ohne das bestehende Regime

selbst zu gefährden. In der Tat sei der Staat jetzt in Anbetracht des Mangels eines modernen Vereinsrechtes selbst direkter Auflehnung gegenüber ohnmächtig. Man habe den Assumptionisten wegen der aufrührerischen Agitation der „Croix", des großen katholischen Volksblattes, den Prozeß gemacht. Das Zentralhaus in Paris wäre aufgelöst worden; allein die schuldigen Führer wären zu lächerlichen Geldstrafen von 16 bis 50 Franken verurteilt worden. Hier müsse Wandel geschaffen werden.

Die Materie des Assoziationsrechtes ist so verwickelt, daß es unmöglich ist, hier auf seine juristische Konstruktion einzugehen. Waldeck-Rousseau, als virtuoser Jurist, setzte einen gewissen Ehrgeiz darein, hier als erfolgreicher Reformator einzugreifen. Seit 1871 waren 33 Entwürfe zu einem Vereinsgesetz der Deputiertenkammer zugegangen, welche jedoch keinen verwirklichte. Die Schwierigkeit war die, daß gewöhnliche, gesellige, wissenschaftliche oder karitative Vereine, also solche, welche nicht Erwerbsgesellschaften waren, einerseits und anderseits die religösen Orden, die doch eine besondere Regelung ihrer rechtlichen Stellung notwendig machten, nun durch ein und dasselbe Gesetz reglementiert wurden. Allen gemeinsam war das Erfordernis einer Declaration préalable an die politische Behörde über Zweck und Natur der Gesellschaft, Statuten, Angabe der leitenden Personen. Zur juristischen Person mit voller Handlungs- und Rechtsfähigkeit wurden aber diese Vereine erst durch ein vom Staatsrat zu erlassendes Dekret „d'Utilité publique". Waldeck-Rousseau wollte trotz vielfach an ihn herantretenden Wünschen kein besonderes Gesetz für die religiösen Kongregationen beschließen lassen. Ja, der Name „Congrégation religieuse" wurde in dem Gesetze peinlich vermieden. Er unterschied aber Assoziationen, deren Mitglieder in Gemeinschaft leben, sowie solche, wovon einzelne Mitglieder Ausländer sind, respektive im Auslande leben oder die von einem im Auslande domizilierenden Vorstande abhängen, von den anderen Laienvereinen. Damit waren die geist-

lichen Männer- und Frauenorden umschrieben. Während nun die anderen Assoziationen mittels Dekretes des Staatsrates als juristische Personen anerkannt wurden, bedurften die geistlichen Orden nach dem neuen Gesetz einer besonderen legislativen Ermächtigung. Aber auch dann sollten sie in ihrer Rechtsfähigkeit beschränkt sein, denn sie sollten nur die Fähigkeit zum Erwerb solcher Vermögensobjekte erhalten, deren Besitz für Erreichung des Ordenszweckes notwendig war. Waldeck-Rousseau führte privatim aus, weit entfernt, die religiösen Orden verfolgen zu wollen, bezwecke sein Entwurf, ihnen erst eine gesetzliche Grundlage zu geben. Bis dahin hätten sie rein in der Luft gehangen und keine Rechts- noch Handelsfähigkeit gehabt. Sie wären de facto stillschweigend toleriert worden; allein jeder Präfekt oder Souspräfekt hätte die Möglichkeit gehabt, die Orden und jedes einzelne Etablissement für aufgelöst und ihre Vermögensrechte für null und nichtig zu erklären. Die Opposition der Katholiken hätte also allen Grund gehabt, ihm für seine Vorschläge dankbar zu sein. Der Konseilpräsident gab ferner auf wiederholtes Befragen die offizielle Auskunft, die Schulen, welche vor dem Inkrafttreten des Assoziationsgesetzes, das heißt vor dem 1. Juli 1901, von autorisierten Orden gegründet worden wären, würden ungestört weiterbestehen. Auch lehnte er mit aller Entschiedenheit die Kündigung des Konkordats ab, welches dem Staat nicht nur Pflichten auferlege, sondern sehr wichtige Rechte dem Kuratklerus und dem Episkopat gegenüber einräume. Er wolle keinen Kulturkampf, allein, da das Konkordat mit keinem Wort die geistlichen Orden erwähne, solle das Assoziationsgesetz eben diese Lücke ausfüllen.

In der Tat, Waldeck-Rousseau bemühte sich angelegentlich hinter den Kulissen darum, den gelehrten Benediktinerorden sowie den Kartäuserorden dazu zu bewegen, während der von ihm wiederholt verlängerten Frist zur Einbringung des Ansuchens um Autorisierung durch das Parlament zu bewegen. Allein die Be-

nediktiner und Kartäuser weigerten sich, das Gesetz anzuerkennen und zogen die Auflösung und Zerstreuung ihrer Mitglieder vor. Der Jesuitenorden, welchen der Konseilpräsident in erster Linie in Schranken halten wollte, glaubte, den Kampf gegen die staatliche Gewalt ruhig aufnehmen zu können. Denn, da er sich während der Affäre am meisten exponiert hatte und von der päpstlichen Kurie keine Unterstützung erwartete, so hatte er sich längst vorgesehen. Alle großen Gebäude, in welchen ihre Schulen und Anstalten untergebracht waren, wurden auf die Namen von Strohmännern, die Laien waren, umgeschrieben. Auch die Lehrer und Direktoren ihrer Schulen waren Laien, und es schien, daß das Assoziationsgesetz auf sie keine Anwendung finden könne. Was endlich die Assumptionisten anbelangte, so war ihr Zentralhaus schon früher durch gerichtliches Urteil gesperrt worden. Die führenden Ordensgeistlichen wurden vom Papst nach Rom zitiert, mußten eine Wallfahrt nach Jerusalem zur Buße unternehmen und kehrten nicht nach Paris zurück. Ihr Organ, die „Croix", erschien aber weiter in ganz Frankreich, von Laien als verantwortlichen Redakteuren mit lokalen Nachrichten herausgegeben, während der politische Leitartikel ihnen allen von Paris zuging, ähnlich wie das in Amerika mit den Hearst-Papers geschieht. Von den Jesuiten aber wußte jedermann, daß sie nur zum Teil Frankreich verließen. Viele kehrten zurück, und nachdem sie Laienkleider angelegt, logierten sie sich allein oder zu zweit in Privatwohnungen ein. Sie wurden nach Erhalt von Indulten seitens der Bischöfe, dann als Kapläne dem Kuratklerus zur Seite gestellt oder wirkten als Prediger und Hilfslehrer in ihren angeblichen Laienschulen, viele wurden Erzieher in adeligen Häusern. Es hatte also den Anschein, daß das Assoziationsgesetz den von Waldeck-Rousseau angegebenen Hauptzweck, den Einfluß der Jesuiten zu brechen, verfehlen würde. Waldeck-Rousseau war übrigens nicht kleinlich genug, um bei besonderen Ausnahmsfällen nicht durch die Finger zu sehen. Mehrere Jesuitenkapellen wur-

den noch im Jahre 1901 in Paris geschlossen, da die drei Ordensprovinziale von Frankreich gegen das die Gewissensfreiheit vergewaltigende Gesetz Verwahrung einlegten und erklärt hatten, sich ihm nicht fügen zu wollen. Nun traf es sich, daß ein katholischer Gesellenverein von Deutschen und Österreichern, die in einem eigenen Heim ihre Lehrzeit in Paris durchmachten, unter dem Protektorat unserer Botschaft stand. Sie unterstanden der Seelsorge eines Jesuiten, welcher in der Chapelle Saint Joseph regelmäßig predigte. Als nun derselbe von einem Ausweisungsbefehl und die Kapelle mit ihrer Schließung bedroht war, wandte er sich an uns um Schutz und ich intervenierte direkt bei Waldeck-Rousseau zu seinen Gunsten. Mein Hauptargument war, daß die katholischen Gesellen nur in deutscher Sprache gehaltenen Predigten und ebenso deutschen Religionsübungen folgen konnten, deren sie eben durch die ins Auge gefaßte Ausweisung beraubt würden. Der Konseilpräsident gab mir sofort mündlich die Versicherung einer günstigen Berücksichtigung meiner Bitte, hütete sich aber wohl, auf mein Promemoria schriftlich zu antworten, da die Begünstigung eines Jesuiten ihn, wenn nachgewiesen, in den Augen seiner radikalen Anhänger erheblich hätte kompromittieren können. Die mündlich versprochene Aufenthaltsbewilligung konnte jeden Augenblick zurückgenommen werden. Ich hörte nach wenigen Monaten, daß dieser Jesuitenpater die Maiandachten mit den Gesellen in französischer Sprache abgehalten hätte und namentlich den Elsässern gegenüber nationalistische Propaganda treibe. Infolgedessen verweigerte ich ihm jede weitere Intervention und weiß auch nicht, ob ihm die Ausübung seiner Seelsorgerfunktionen noch länger gestattet wurde.

Der Ministerpräsident mußte also durch seine antiklerikale Geste die heterogenen Elemente seiner Anhänger zusammenhalten. Allein er blieb doch seinen konservativen Prinzipien in allen ökonomischen Fragen, insbesondere der Arbeiter- und Steuerfrage, treu. Er trat nie mit einem Wort im Parlament für die globale

Einkommensteuer, einen Hauptprogrammpunkt der radikalen Partei, ein, sondern überließ es Herrn Caillaux, ein prinzipielles Votum zu ihren Gunsten zu erwirken, das aber keine praktische Bedeutung hatte. In den zahlreichen Streiks schützte er stets, auch in den ihm übertragenen Schiedssprüchen, das Kapital gegen die Übergriffe der Arbeiter und ließ die zu weit gehenden sozialpolitischen Vorschläge Millerands für Altersversicherung in der Kommission begraben. In all diesen Fragen mußte er sich auf einen Teil des ihn sonst bekämpfenden Zentrums, ja selbst der Rechten stützen, da ihn die Sozialisten im Stich ließen. Man warf ihm vor, daß er dann mit einer zweiten Majorität regiere, die er sich ad hoc zusammenstellte. Schon im März 1902 fanden die Neuwahlen statt, in welche Waldeck-Rousseau noch durch mehrere große Reden eingriff. Seine Stellung war damals eine überragende und seiner hohen staatsmännischen Begabung und Unerschrockenheit entsprechende. Gesteigert wurde sein Ansehen noch durch die Gewißheit, daß er sich nicht nur nicht an das Amt klammere, sondern im Gegenteil amtsmüde sei. Seine Gesundheit war in der Tat durch die dreijährigen heftigen, alle Nerven anspannenden Kämpfe seiner Ministerschaft überaus angegriffen, so daß das Gerücht, er würde sofort nach Durchführung der Neuwahlen zurücktreten, durch den Verlauf der Dinge bestätigt wurde. Er trat aber erst zurück, nachdem das Ergebnis der Wahlen die Fortdauer der antiklerikalen Blockpolitik gesichert hatte. Nachdem Brisson als zu schwacher Politiker nicht in Betracht kam, Bourgeois, der anerkannte Führer der Radikalen, wegen seines leidenden Zustandes die Übernahme der Regierungsbildung abgelehnt hatte, wurde Herr Combes, der früher Präsident der Kommission für die Beratung des Assoziationsgesetzes in der Deputiertenkammer war, ein fanatischer Antiklerikaler, Regierungschef. Dem Einflusse sowohl Loubets als auch des abtretenden Ministerpräsidenten soll die Übertragung des Finanzministeriums an den Konservativen Rouvier, einen Finanzier von hervorragender Bedeu-

tung, zu verdanken sein. Waldeck-Rousseau aber, dem großen Staatsmanne, der alles eher als einen Kulturkampf und die Verletzung der religiösen Überzeugungen einer großen Zahl von Katholiken wünschte, wurde von vielen vorgeworfen, er hätte doch durch Garantien dafür sorgen sollen, daß sein Assoziationsgesetz nicht in einseitiger, gehässiger Weise zu einem Mittel skrupelloser Verfolgung der Orden werde.

Es sollte aber leider der Nachfolger Waldeck-Rousseaus in diesem Ansturme gegen die religiöse Erziehung das Um und Auf seiner Tätigkeit sehen. Sowie früher Waldeck-Rousseau die sozialpolitischen Vorschläge Millerands als gefährlich zurückgedrängt, war es im neuen Ministerium Combes der Finanzminister Rouvier, der von einer globalen, progressiven Einkommensteuer, die die Objekte der direkten Steuern noch einmal treffen würde, nichts hören wollte. Es blieb nichts übrig, als die antiklerikale Waffe zu schwingen, und zwar zunächst gegen die konfessionellen Schulen, welche, obwohl sie nur toleriert waren, einen ungeheuren Aufschwung genommen hatten. Es gab in Frankreich nicht weniger als 21.000 freie, das heißt katholische Volksschulen, mit 1,600.000 Schülern, gegen 3,800.000 Schüler, welche den staatlichen Unterricht genossen. Combes ließ sofort 135 Schulen in Paris schließen, weil sie nicht einmal die Déclaration préalable abgegeben hatten. Nachdem er sich dann beim Conseil d'Etat ein Gutachten bestellt hatte, wonach das Assoziationsgesetz rückwirkende Kraft hätte, was von Waldeck-Rousseau wiederholt offiziell abgeleugnet worden war, ging er an die sofortige Sperrung von 2600 bis 2700 Schulen mit über 200.000 Schülern. Die brutale Art, womit die Schulschwestern buchstäblich auf die Straße gesetzt wurden, da unmöglich für sie Unterkunft im Zentralhause des Ordens gefunden werden konnte, erregte natürlich im höchsten Maße die Entrüstung religiös veranlagter Teile der Bevölkerung und führte zu geharnischten Protesten der Deputierten und Senatoren, der Bischöfe usw. Man hatte ausdrücklich versprochen, die Behörden

würden zunächst die Entscheidung der Gerichte über die Frage des gesetzlichen Bestandes der katholischen Schulen anrufen, bevor man „par voie administrative" gegen sie einschreite. Im Gegenteil, der Conseil d'Etat, dem so viele Ministerialdirektoren usw. angehören, daß er beinahe stets dem Winke der jeweiligen Regierung folgt, gab eine ausdehnende Interpretation der Kongregationsschulen in dem Sinne, daß selbst die in einem gemieteten Privatlokal befindliche Schule durch die Verwendung einer einzigen Schwester als Hilfslehrerin zur Kongregationsschule würde. Der fanatische Konseilpräsident und seine Anhänger waren durch die Tatsache beunruhigt worden, daß trotz der ungeheuren Wahlpression des großen Regierungsapparats der sozialistisch-radikale Block nur 400.000 bis 500.000 Stimmen mehr erhalten hatte als die konservative Opposition. Bedenkt man, daß es in Frankreich zum mindesten ebenso viele Staats-, Departements- und Gemeindeangestellte, kurz, „Budgetivoren", gibt, so ist es klar, daß die Majorität der radikalen Linken nicht auf einer festen Grundlage stand, sondern durch einen Wechsel der Regierung und deren politischer Richtung in Frage gestellt werden konnte. Die Wahlschlacht war in der Tat mit sehr großen Mitteln von der Opposition geführt worden, welche zum Teil durch die reichen Orden der Jesuiten und Kartäuser angeblich zur Verfügung gestellt worden waren. Der Kampf galt nunmehr der religiösen Erziehung überhaupt und ihren Exponenten, den Ordensschulen. Minister Combes ließ sich nicht einmal durch den Mangel an Lehrern und Lokalen für die im Herbst 1902 zu errichtenden Staatsschulen abschrecken. Er mußte doch wissen, daß selbst in den staatlichen Elementarschulen sogar 4000 Schulschwestern aushilfsweise Unterricht erteilten.

Indessen nahm der Widerstand gegen die odiose Vorgangsweise der Regierung verschiedene Formen an, der aber nur in zwei alten Provinzen von Hirten und Fischern, in Savoyen und der Vendée, zu einer gewaltsamen Auflehnung der Bevölkerung führte.

Speziell in der Vendée rotteten sich die fanatisierten Nachkommen der Chouans zusammen, bewachten Tag und Nacht die Klosterschulen und wichen erst militärischem Aufgebote, welches zwar mit aller Schonung vorging, aber doch nicht ganz Verletzungen der ihm den Eintritt in die Schule Wehrenden vermeiden konnte. In manchen Orten waren die Tore vermauert oder so verrammelt worden, daß Mauerteile eingebrochen werden mußten, eine widerliche, stundenlange Prozedur, die von leidenschaftlichen Gegendemonstrationen der erregten Bevölkerung begleitet war. Allein diese Aufruhrszenen waren auf zwei entlegene, der katholischen Religion mit größter Inbrunst anhängende Provinzen beschränkt. In den großen Städten herrschte eher Indifferentismus, wenn nicht rein politische Gegenmanifestationen der roten Regierungsanhänger zu Schlägereien führten, die den Behörden große Schwierigkeiten bereiteten. Im Süden und Südwesten Frankreichs zeigte selbst die durchaus radikalisierte Landbevölkerung eine solche Gleichgültigkeit, daß der Nuntius äußerst niedergeschlagen meinem Botschafter, Grafen Wolkenstein, gegenüber die Äußerung machte, man müßte sich fragen, ob Frankreich noch ein katholisches Land sei. In den anderen Departements nahm denn auch die Schließung der Schulen und Anlegung der Siegel ohne Widerstand ihren Lauf. Deputierte und Senatoren gaben den Schwestern den einzigen richtigen Rat, durch ihre Oberen vor Gericht die Abnahme der Siegel zu verlangen. In vielen Fällen führte dies zum erwünschten Erfolg, da die Richter dem Assoziationsgesetz mit Recht keine rückwirkende Kraft zuerkannten. In einzelnen Fällen erwirkten einflußreiche Politiker durch eine auf den Souspräfekten ausgeübte Pression die Wiedereröffnung der Schulen, worauf die Präfekten dagegen wieder an den Conseil d'Etat gingen. Es herrschte allenthalben die größte Rechtsunsicherheit, Konfusion und Konflikt der Gewalten. Monsieur Combes ging aber viel weiter, denn, um das vermeintliche Übel mit der Wurzel auszurotten, entschloß er sich, durch das

Parlament den sämtlichen Orden, mit ganz geringen Ausnahmen, die von ihnen zeitgerecht, das heißt vor dem 12. Jänner 1903, verlangte Autorisierung verweigern zu lassen. Dies geschah durch eine kaum ganz gesetzliche Zusammenfassung der Gesuche nach drei Kategorien. Die in die erste Kategorie fallenden, Unterricht erteilenden Orden wurden ausnahmslos in Bausch und Bogen mit einer geringen Mehrheit von 50 Stimmen abgewiesen. Dasselbe gilt von den die Predigt pflegenden Orden. Endlich teilte die „Grande Chartreuse", welche als einträgliche Unternehmung aufrechterhalten worden war, das gleiche Schicksal. Frankreich stand also im Laufe des Jahres 1903 mitten im Kulturkampfe, dem Waldeck-Rousseau vorbeugen wollte. Zu spät trat er gegen die religionsfeindliche Stellungnahme seines Nachfolgers und dessen Anstreben eines Staatsmonopols für die Schule im Senat auf. In einer großen Rede resümierte er seinen Standpunkt dahin, er hätte eine „loi de contrôle" geschaffen, aus der Combes eine „loi d'exclusion" gemacht hätte. Letzterer behauptete, seine Maßregeln gegen die Übergriffe der Orden hätten den Zweck, den Einfluß und die Stellung des verdienten Kuratklerus, der Pfarrer und des Episkopats, zu stärken. Wären doch die Pfarrer und Kapläne im Religionsunterricht und der Predigt überall von den Ordensgeistlichen verdrängt oder in den Hintergrund geschoben worden. Die Kurie aber wollte um keinen Preis ihre Neutralität in dem in Frankreich entbrannten Kampfe aufgeben. Alle von Laien und den Bischöfen an den Staatssekretär Rampolla gerichteten Appelle verhallten wirkungslos. Er fürchtete die Kündigung des Konkordats mit allen ihren Folgen. Trotz dieser versöhnlichen Haltung war aber vorauszusehen, daß der Stein, der ins Rollen gekommen war, nicht mehr aufzuhalten war. Monsieur Combes wurde von seiner Partei vorwärtsgeschoben, der Widerstand, dem er begegnete, veranlaßte ihn stets zu neuen Vorstößen, bis er die vollständige Trennung der Kirche vom Staate durchsetzte.

VI. Kapitel

Belgrad, 1903 bis 1905, als Gesandter

I. König Alexander

1.

Schwankende Balkanpolitik Österreich-Ungarns

Zum Gesandten in Belgrad ernannt, traf ich im Februar 1903 auf dem Schauplatz meiner Tätigkeit ein. Es war dies sicher der schwierigste und verantwortungsvollste unserer Gesandtenposten, nicht nur wegen unserer überragenden Interessen im Nahen Osten, sondern auch mit Rücksicht auf die abnormale Persönlichkeit und Lage des Königs Alexander. In ersterer Beziehung mußte ich mir die Frage aufwerfen, wie weit wir, im Geleise des Berliner Vertrages fortschreitend, die Metternichsche konservative Politik der Erhaltung des status quo in der Türkei zugunsten des vom Grafen Kálnoky verkündeten Prinzips „der Balkan den Balkanvölkern" definitiv fallengelassen hatten. Im offenen Widerspruch zu dieser Devise stand doch die Okkupation Bosniens und der Herzogowina, die wir als eine definitive betrachteten. Auch hatten wir schon in wiederholten, geheimen Abkommen mit Rußland dessen allerdings bedingte Zustimmung zur bleibenden Angliederung der besetzten Provinzen an die Donaumonarchie erwirkt. Auch der Gedanke einer Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären auf der Balkanhalbinsel, der schon auf Kaiser Josef und die Kaiserin Katharina zurückgeht, war nicht ganz im

Einklang mit dem Kálnokyschen Prinzip „der Balkan den Balkanvölkern" zu bringen. Aus der geographischen Lage folgte mit Zwangläufigkeit, daß das Königreich Serbien und Albanien in unsere Interessensphäre fielen, während die Donaufürstentümer sowie Bulgarien von den Russen, als ihrem Einfluß unterliegend, in Anspruch genommen wurden. Sollte Interessensphäre gleichbedeutend sein mit ausschließlicher Einflußsphäre oder gar Protektorat? Bezüglich Bulgariens gingen allerdings die Prätensionen des Zarenreiches auf die Ausübung der ausschließlichen Vorherrschaft über das Balkanland, welches den russischen Waffen seine Existenz verdankte. Gegen diese Forderung wehrten sich jedoch nicht nur die Bulgaren, selbst nach der Entfernung des Fürsten Alexander durch den russischen Druck, sondern nahm auch Graf Kálnoky eine so entschiedene Stellung ein, daß sie im Herbst 1887 beinahe zum Bruche mit unserem nordischen Nachbarn geführt hätte. De facto hatte sich ferner König Milan so eng und ausschließlich an uns angelehnt, daß bis zu seiner Abdankung im Jahre 1889 Serbien wirklich als unter österreichischem Protektorate stehend betrachtet wurde. Gerade dieser Umstand trug nun dazu bei, daß die russische Regierung, abgesehen von allen Prestigerücksichten der stammesverwandten, orthodoxen Vormacht, in Bulgarien eine ähnliche Vormachtstellung als Gegengewicht anstrebte.

Unsere Orientpolitik krankte an dem Mangel einer klaren Zielstellung. Die unglückliche Klausel des Berliner Vertrages, die uns zur militärischen Besetzung des Sandschaks von Novi-Bazar bis und „au delà de Mitrovitsa" berechtigte, hatte allgemein den Eindruck hervorgebracht, Andrássy hätte auf diese Weise Österreich-Ungarn den Weg zu einer Expansionspolitik mit dem Ziele der Festsetzung in Saloniki sichern wollen. In den europäischen Zentren, wo man vielleicht über bessere Informationsquellen verfügte wie in London, Paris und Berlin, konnten die führenden Politiker sich allerdings allmählich zur Anschauung bekehren lassen,

daß unsere Doppelmonarchie, selbst wenn sie es gewollt hätte, aus rein inneren, nationalen Gründen und des Widerstandes der Magyaren wegen nicht imstande wäre, eine so ehrgeizige Expansionspolitik durchzuführen. In der Tat, die immer wiederkehrenden Erklärungen aller unserer Minister des Äußern, daß ihnen jeder Gedanke aktiver Expansion oder Gebietserweiterung in der Balkanhalbinsel fernstände, waren ernst gemeint und vollkommen aufrichtig. Trotzdem fanden sie in Rom und in St. Petersburg nur geringen Glauben, während sowohl die Serben als auch die Bulgaren von unserem Drang nach Saloniki überzeugt waren. In Wahrheit hatte schon Graf Kálnoky, in noch höheren Maßen Graf Gołuchowski den meines Erachtens richtigen Standpunkt eingenommen, daß wir jede Aktion vermeiden sollten, die zu einer gewaltsamen Lösung der Orientfrage und voraussichtlich zum allgemeinen europäischen Krieg führen könnte. Dieses Ziel schien am ehesten durch die Erhaltung des äußeren Besitzstandes der Türkei in Mazedonien unter Anbahnung einer Besserung der Zustände daselbst erreichbar, da die widerstreitenden Ansprüche und Forderungen der Bulgaren, Serben und Griechen in Mazedonien eine befriedigende Lösung selbst nach Überwindung des türkischen Widerstandes unmöglich machten. Diese konservative Politik unserseits ging aber Hand in Hand mit dem Bestreben, in den allmählich erstarkenden Balkanländern einen steigenden, gesicherten Absatz unserer Industrieprodukte zu finden. Mit anderen Worten, wir verfolgten auf der Balkanhalbinsel in erster Linie handelspolitische Ziele, die Sicherung und Erweiterung unseres Absatzmarktes. Unsere Politik mußte allerdings, eben um den Austausch der Güter zu fördern, um gute Handelsverträge und wohlwollende Anwendung derselben zu ermöglichen, doch auch politischen Einfluß, eine gefestigte und geachtete Stellung im Nahen Orient anstreben. Hier arbeiteten uns aber systematisch die russischen Diplomaten, Konsuln und Agenten jeder Art entgegen, welche, einer traditionellen Prestigepolitik folgend, in Österreich-

Ungarn die katholische, angeblich slawenfeindliche Macht bekämpften und einen auf Stammesverwandtschaft und Religionsgemeinschaft fußenden, großen Einfluß ausübten. Durch die Friedensverträge hatte Rußland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das religiöse Protektorat über alle christlichen Rajas in den europäischen Provinzen der Türkei erhalten. Seine Vertreter bauten hierauf de facto eine Art politischer Vormundschaft auf und wachten in eifersüchtiger Weise darüber, daß Österreich-Ungarn nicht durch die Pflege reger Handelsbeziehungen und durch Förderung des Wohlstandes der Bevölkerung etwa Ansehen und Einfluß bei seinen Klienten mehre. Dieser Gegensatz machte sich aus rein psychologischen Gründen selbst dann bemerkbar, wenn die russische und unsere Regierung über eine Aktion und deren gemeinsame Durchführung vollkommen einig waren.

Als charakteristisch möchte ich hier folgenden Zwischenfall erwähnen. Zur Zeit, als ich dem Auswärtigen Amte zugeteilt war, fand ich mich zufällig eines Abends im Jockey-Club angesichts dreier diplomatischer Kollegen, die alle, wie ich, österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad gewesen waren. Es waren dies: Graf Rudolf Khevenhüller, damals Botschafter in Paris, Baron Schießl, der langjährige Kabinettsdirektor unseres Kaisers, und Baron Hengelmüller, den ich als Botschafter in Washington ablöste. Der Letztgenannte konstatierte den Zufall, der uns zusammengebracht hatte, und meinte, es wäre doch interessant zu erfahren, ob einer von uns je Instruktionen bezüglich der Ziele unserer Balkanpolitik erhalten hätte. Wir mußten alle vier die Frage verneinen. Ich hatte auf Erteilung schriftlicher oder mündlicher Weisungen vergeblich gedrängt. Die einzige positive Äußerung meines Chefs am Ballhausplatze lautete: „Wir können auf keinen Fall die Vereinigung des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro dulden; wir würden sie selbst um den Preis eines Krieges verhindern." Hingegen konnten mir, als eine formale Richtschnur, die im Jahre 1897 anläßlich des Besuches unseres Kaisers Franz Jo-

seph in St. Petersburg getroffenen Vereinbarungen vorschweben. Graf Gołuchowski hatte zwar damals eine Abgrenzung der beiderseitigen Einflußsphären für den eventuellen Zusammenbruch der Türkei angeregt, war aber damit nicht durchgedrungen. Hingegen versprachen sich die beiden Kaiser persönlich, solange als nur möglich den Besitzstand der Türkei zu erhalten. Sollte dies nicht mehr möglich sein, so kamen sie überein, keine einseitigen Aktionen einzuleiten, sondern sich vorerst über die zu treffenden Maßnahmen zu verständigen. Über die Natur dieser Maßnahmen sprach man sich aber nicht aus und es verhielten sich damals sowohl Kaiser Nikolaus als Graf Murawieff während der ganzen Zusammenkunft eher rezeptiv und reserviert. Es war also der eigentliche Gedanke des Dreikaiserbündnisses, die möglichste Erhaltung des status quo in der Türkei und im entgegengesetzten Falle einvernehmliches Vorgehen auf dem Balkan, im Jahre 1897 neuerlich bekräftigt worden. Dieser Abmachung blieb Kaiser Franz Joseph auch während des Russisch-Japanischen Krieges treu, denn er widerstand der Versuchung, die Lahmlegung Rußlands zur Durchführung der Annexion Bosniens zu benützen.

Ferner hatte ich während meines Sommerurlaubes durch Baron Aehrenthal, der damals Botschafter in St. Petersburg war, von der bevorstehenden Begegnung der beiden Kaiser im Jagdschlosse Mürzsteg gehört, bei welcher Gelegenheit ein von den beiderseitigen Botschaftern in Konstantinopel ausgearbeitetes Reformprogramm für Mazedonien genehmigt werden würde. Die Anarchie in dieser unglücklichen Provinz hatte in der Tat in höchst bedenklicher Weise zugenommen und erheischte dringend eine Remedur. Sie war der Schauplatz eines blutigen, mit ausnehmender Grausamkeit, zunächst von bulgarischen Freischaren geführten Kleinkrieges, denen sich bald griechische und serbische Banden entgegenstellten. Es handelte sich um den nationalen Besitzstand an Schulen und Kirchen, um den durch gewaltsame Bekehrungsmethoden manchmal mit Feuer und Schwert ge-

kämpft wurde. Die Serben waren in der Tat in Mazedonien in der Defensive gegen die dortigen bulgarischen Banden. In Serbien konnte man nicht umhin, die bedrängten Konnationalen mit Waffen auszurüsten, manchmal auch bewaffnete Banden zu ihrem Schutze über die Grenze zu senden. Von manchen Gelehrten wird übrigens der Standpunkt vertreten, die Bewohner gewisser mazedonischer Distrikte seien weder Serben noch Bulgaren, sondern Slawen Macedonici generis, welche sich eines zwischen den beiden Sprachen liegenden Idioms bedienen. Gerade diese Gebiete waren am meisten umstritten und den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt. Dazu kam noch die den Serben feindselige Gesinnung der mohammedanischen Albaner, welche in Altserbien zu blutigen Zusammenstößen führten.

Das Mürzsteger Programm, welches im Monat Oktober 1903 das Licht der Welt erblickte, gipfelte in folgenden Punkten:

Der Sultan ernannte auf einen längeren Zeitabschnitt für Mazedonien, das heißt die drei Vilajets von Saloniki, Kossovo und Monastir, einen mit außerordentlichen Vollmachten versehenen, ohne die Zustimmung der Mächte nicht absetzbaren Generalinspektor in der Person des sehr geschmeidigen Hilmi-Pascha. Die Walis der drei Vilajets wurden demselben untergeordnet, und er hatte das Recht, die Truppen, ohne vorherige Anfrage beim Sultan, zur Erstickung der Aufstände oder Unruhen zu verwenden. Es wurden ihm ein österreichisch-ungarischer und ein russischer Zivilagent zur Seite gestellt, welche ihn auf seinen Inspektionsreisen zu begleiten und die Ausführung der Gendarmerie- und Finanzreform selbst oder durch ihre Sekretäre zu überwachen hatten. Die einheimische, im Verhältnis zur Bevölkerung aus Christen und Mohammedanern zu bildende Gendarmerie sollte von fremden Offizieren und Unteroffizieren geführt werden. Unsere Offiziere erhielten das Vilajet von Kossovo als ihrer Kompetenz unterworfen. Es wurde ferner bestimmt, daß die Zehnten in einer weniger drückenden Form zu erheben wären und daß das schäd-

liche System der Generalverpachtung der Steuern aufhören sollte. Wichtig war auch die Bestimmung, daß aus den Einkünften der Vilajets zunächst die gesamten Ausgaben für Zivil- und Militärverwaltung zu bestreiten waren und nur der Überschuß an die Zentralregierung abzuführen war. Ferner war die Pforte verpflichtet, größere Summen für den Wiederaufbau der im Bandenkrieg verbrannten Dörfer, Kirchen und Schulen und für die Wiederansiedlung der Flüchtlinge auszusetzen.

2.

König Alexander und Königin Draga – Ihre Herrschsucht und ihr Geiz

Aus den vorausgegangenen Ausführungen erhellt zur Genüge, wie schwierig die Lage in Mazedonien war, wo jeden Augenblick ein lokaler Zusammenstoß zum Anlaß internationaler Konflikte der gefährlichsten Art werden konnte. Kompliziert wurde aber noch die Situation durch die Persönlichkeit des Königs Alexander, die nicht leicht zu beschreiben ist. Ganz falsch wäre der Eindruck, er sei ein physisch und geistig minderwertiges, anormales Wesen gewesen, das aus pathologischen Gründen dem unheilvollen Banne der Königin Draga verfallen wäre. Sein Äußeres allerdings war nicht einnehmend. Namentlich das dichte, tief in die Stirne herunterwachsende, schwarze Haar gab ihm einen finsteren, wirren Ausdruck; dazu kam eine sehr große Kurzsichtigkeit, ein plumper, aufgedunsener Körper, schwerfällige Bewegungen, denen man den Mangel physischer Übungen und jedweden Sports anmerkte. Allein König Alexander war von Natur aus eher begabt, hatte schnelle Auffassung, gutes Gedächtnis, reges Interesse für Literatur und verschlang viele Bücher, ohne allerdings deren Inhalt immer verdaut zu haben. Man sagte ihm ferner eine natür-

liche Rednergabe nach, allerdings in geringerem Maße als dem König Milan. Er soll durch populäre Ansprachen Bauern und Soldaten manchmal für sich gewonnen haben. Was ihm leider fehlte, das war jede häusliche Erziehung, der Einfluß der Mutter und eines anständigen Milieus in den Kinderjahren. Die Ehe seiner Eltern war die denkbar schlechteste und ging bald in Trümmer. Königin Natalie floh mit ihm als Kind ins Ausland. Doch König Milan reiste ihr nach Wiesbaden nach und erzwang durch polizeiliche Intervention die Herausgabe des Kindes. Es wuchs dann ohne irgendwelche Aufsicht, von unterwürfigen, wenig gebildeten Adjutanten umgeben, auf. Offenbar hatte König Alexander schon früh vor den Eltern oder der Regentschaft das Mittel der Verstellung geübt. Sie wurde ihm zur zweiten Natur, die Lüge zum täglichen Hausmittel, Verschlagenheit und Unaufrichtigkeit schienen ihm synonym mit politischer Begabung. Man konnte ihn als amoralisch bezeichnen, da seinem Bewußtsein Moralbegriffe ferngeblieben waren. König Milan war sicherlich nicht von einem Ballast von vielen Prinzipien beschwert, in seinem Privatleben äußerst leichtsinnig, sittenlos, als König kaum sehr mutig, unbeständig und Anfällen beinahe weiblicher Hysterie unterworfen; aber er war geistreich, unterhaltend, ein Weltmann, der zwar seinen Königsposten charakterlos verlassen, aber solange er ihn innehatte, sein uns gegebenes Wort stets hielt. König Alexander dagegen machte den Eindruck eines unwirschen, verlegenen Menschen, der kaum in einen Salon paßte. Das Unfreie in seiner Haltung war sicher auf seine vollständige Abhängigkeit von der Königin Draga zurückzuführen, in deren Abwesenheit er sich unsicher fühlte und eine ihn bindende Stellungnahme vermied.

Königin Draga endlich, die ihrem Manne zum Verhängnis wurde, war, als ich sie kennenlernte, eine eher kleine, unscheinbar aussehende Frau von 40 Jahren, die keine Spur von Schönheit mehr aufwies, nur große, dunkle Augen hatte. Allein ihre viel jüngeren Schwestern, die ihr doch ähnlich sahen, zeigten einen

hübschen Typus orientalischer Art, üppige Formen, große, schöne Augen. Die Königin, die ganz einfach, beinahe ärmlich gekleidet war, bekundete während meiner Antrittsaudienz viel Takt und Geschick in der Vermeidung heikler Themen, sprach kein Wort von unserem Hof, Erzherzogen usw., sondern erkundigte sich nach mondänen Vorgängen in Paris. Nur machte sie eine zarte Anspielung auf die Klatschsucht im kleinen diplomatischen Korps Belgrads, die ich aber selbst bis zu einem gewissen Grade durch die Bemerkung provoziert hatte, man müsse sich unter Diplomaten förmlich einen freien Abend erkämpfen, so gesellig sei unser Korps. Über die Vergangenheit der unglücklichen Königin wurde mir von einer serbischen Dame folgendes erzählt: Dragas erster Mann war ein Säufer gewesen und an Delirium tremens gestorben. Sie wäre in äußerster Not und so arm zurückgeblieben, daß sie mangels an Strümpfen und Schuhen nicht ausgehen konnte, bis ihr eben die serbische Dame solche geschenkt hätte. Später wurde sie Hofdame der Königin Natalie und betörte den jungen König. Statt nun nach ihrer, wie durch ein Wunder bewirkten Standeserhöhung durch Wohlwollen und Liebenswürdigkeit die Menschen zu gewinnen, zeigte sie sich herrschsüchtig, geldgierig, geizig und verfolgte mit unbarmherziger Rachsucht alle die, welche nicht sofort zu Hofe geeilt, um ihr zu huldigen oder an ihre Schwangerschaft nicht geglaubt hatten. Offiziere, welche sich nicht sofort gebeugt, wurden rücksichtslos aus der Armee ausgestoßen; deren Schwestern, selbst wenn sie mit königstreuen Offizieren oder Beamten verlobt waren, wurden gezwungen, sich zu entloben, die ganze mißliebige Familie ihrer bürgerlichen Existenz, der Mittel zum Leben beraubt und förmlich gewaltsam in das feindliche Lager getrieben, ja zu verzweifelten Taten herausgefordert. Der Hauptfehler der Königin Draga war aber Geiz. Man könnte es auch Sparsinn nennen, da sie vielleicht die kurze Spanne Zeit, in welcher ihr die Rolle der Königin beschieden war, dazu benützen wollte, für die Zukunft Vorsorge zu tref-

fen und auch ihre Schwestern zu bedenken. Tatsache ist jedenfalls, daß sie in den wenigen Jahren ihrer Glanzexistenz aus der Zivilliste zum mindesten ein Drittel beiseitelegte, denn, soweit ich mich erinnere, belief sich die liquide Erbschaft der Schwestern auf 300.000 bis 400.000 Dinar, für deren anstandslose Ausfolgung ich und mein russischer Kollege uns erfolgreich einsetzten. Bei der Armut der serbischen Offiziere und Beamten war aber das Zurücklegen und Nichtausgeben eines Teiles der Zivilliste ein großer, ja nicht wiedergutzumachender Fehler. König Milan, der nach seiner Abdankung und Übernahme der Regierung durch seinen Sohn als Armeeinspektor einige Zeit in Serbien weilte, verwendete seine gesamten Bezüge von mehreren 100.000 Franken auf Subventionierung oder Entschuldung der Offiziere. Dadurch soll er sich trotz seiner unmilitärischen Haltung und Anlage, die sich ja auch im unrühmlichen Kriege mit Alexander von Bulgarien gezeigt hatte, in der Armee einen großen Anhang geschaffen haben. König Alexander hätte dem Beispiel seines Vaters folgen und vor allem durch Geldzuwendungen, Pensionsversprechen usw. eine möglichst große Zahl von Familien an sich fesseln und auch materiell an dem Fortbestand der Dynastie interessieren müssen. Statt dessen überließ er die ganze Geldgebarung und Verwendung der Zivilliste seiner Gemahlin, welche in der eigenmächtigsten Weise vorging und erbitterte Feindschaften schuf, die ihre Stellung im Lande immer mehr erschwerten. Als ich nach Belgrad kam, hörte ich, daß das Spitzeln und ein System von Denunziationen das Leben in Belgrad nahezu unleidlich machte. Die Polizei war in ihrer Willkür, in ihren brutalen Eingriffen in das Familienleben sicher nicht hinter der russischen zurückgeblieben. Was aber das Regime Alexanders besonders drükkend und unerträglich machte, war das Bewußtsein, daß die Ernennung des kleinsten Angestellten in irgendeinem Zweig der Zivil- oder Militärverwaltung, jedwede Entscheidung der Zentralstellen, jede Beförderung nicht von sachlichen Erwägungen, son-

dern einzig und allein von der Willkür und den Sympathien oder der Abneigung der Königin abhing.

Was die Parteien im Lande selbst anbelangt, so waren die Radikalen, welche alles Heil und jeden Fortschritt nur von Rußland erwarteten, auf dem Fuße offener Feindschaft mit König Milan gestanden. Infolge eines wirklichen oder fingierten Komplotts hatte letzterer den Führern der Radikalen den Prozeß gemacht, mit der festen Absicht, sich ihrer endgültig zu entledigen. Er hätte sich auch nicht durch eine Kollektivdemarche des diplomatischen Korps zur Begnadigung des bereits zum Tode verurteilten Pašić und Konsorten bewegen lassen, wenn nicht unser ausgezeichneter Vertreter Baron Schießl, der auf König Milan maßgebenden Einfluß ausübte, ihm die Begnadigung abgerungen hätte. Die Radikalen waren beinahe Republikaner, jedenfalls Anhänger sehr weitgehender Volksrechte, wie sie nur in einer hochentwickelten Demokratie am Platze sind. Sie hatten durch ihre Opposition gegen die autokratische und austrophile Politik König Milans, letzteren zur Abdankung gezwungen. Sie verhielten sich ebenso abweisend gegen König Alexander. Die ursprüngliche, Österreich günstige Fortschrittspartei unter Novaković existierte im Jahre 1903 kaum mehr als organisierte, parlamentarische Partei, während die Liberalen unter Avakumović, die am flachen Land nur geringen Anhang hatten, auch gegen die Willkürregierung des übelberatenen Königs Verwahrung einlegten. Letzterer regierte mit einer unparlamentarischen Regierung unter dem General Zinzar Marković, der sich als erster, im Namen des ganzen Offizierskorps, gegen dessen Willen für die Heirat mit Draga Mašin erklärt hatte. Das Ministerium des Äußern bekleidete ein distinguierter Chemiker, Herr Lozanić, ein gebildeter, gemäßigter Mann, das beste Element im damals zusammengestoppelten Verlegenheitsministerium. König Alexander mußte ohne oder gegen die Skupschtina regieren, deren Mehrheit der Regierung opponierte.

3.

Serbische Expansionsbestrebungen – Wunsch nach geheimen Abmachungen bezüglich Altserbiens – Nepoten-Wirtschaft

Ich hatte bald Gelegenheit, mit dem König sowohl als mit dem Minister des Äußern die Lage in Mazedonien und die Haltung Serbiens in dieser Frage zu besprechen. Er äußerte vor allem das regste Mißtrauen gegen den Fürsten Ferdinand von Bulgarien, der insgeheim die Bandenkriege begünstigte und mit dem nur zum Scheine aufgelösten, mazedonischen Komitee in enger Fühlung stehe. Danach wäre König Alexander gezwungen, die bulgarischen Bandenbewegungen aufs genaueste zu beobachten und auch militärische Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, um nicht durch die Ereignisse überrascht zu werden. Schon im Dezember 1902 hatte Graf Lamsdorff anläßlich seiner Balkanreise in Nisch dem König, der eben vor den Offizieren eine kriegerische Rede gehalten, eine kalte Dusche appliziert und ihm eingeschärft, eine durchaus friedliche Politik zu befolgen. Nun aber wollte König Alexander die Eventualität erwogen wissen, daß Bulgarien plötzlich 200.000 Mann mobilisiere und die östlichen, gebirgigen Teile Mazedoniens besetze. Da müsse Serbien in der Lage sein, auch seinerseits in Altserbien einzurücken, um seine Besitztitel auf territoriale Ausdehnung geltend zu machen. Denn nur der Satz „Beati possidentes" gelte bei einer solchen Auseinandersetzung. Mein Argument, daß die Aufteilung der Türkei, respektive Mazedoniens im Rate der Großmächte beschlossen und nicht durch einseitige, überfallsartige Okkupation entschieden würde, wollten meine Mitredner — vielleicht mit Recht — nicht gelten lassen. Der König zog die Analogie der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien heran und bewies, daß vollzogene Tatsachen, so unangenehm sie manchmal wären, doch im Leben und in der Entwicklung der Völker von entscheidender Bedeutung sein könn-

ten. Trotz meiner Warnungen hatte die von der Regierung inspirierte Presse durch ihre kriegerische Sprache die ganze Bevölkerung alarmiert. Der König hatte stundenlangen Ministersitzungen präsidiert; man sprach von der Ausarbeitung eines Kriegsplanes gegen die Türkei. Der Hauptanlaß der serbischen Beunruhigung lag übrigens in der Mobilisierung zahlreicher türkischer Truppen in Altserbien, angeblich von 60.000 Mann, welche zur Niederwerfung eines im Frühjahr ausgebrochenen Aufstandes der Albaner bestimmt waren. Da diese Truppen ziemlich nahe der serbischen Grenze disloziert wurden, befürchtete der sehr nervöse König eine plötzliche, gewaltsame Überschreitung derselben. Diese Furcht steigerte sich zur fixen Idee, obgleich Tscharykoff, mein russischer Kollege, und ich ihm mitteilten, die Konzentrierung der ansehnlichen Truppen im Vilajet Kossovo wäre eben auf den Rat unserer beiderseitigen Botschafter in Konstantinopel seitens der Pforte veranlaßt worden, um durch diesen Druck, ohne Blutvergießen, die Albaner zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Der König erklärte, trotzdem die Mobilisierung anordnen zu müssen, falls ihm nicht offiziell seitens Rußlands und Österreich-Ungarns die Versicherung erteilt würde, daß die Türkei nicht eingreifen werde. Graf Lamsdorff ließ sogar in Belgrad warnen, die Mobilisierung könne den Bestand der Dynastie gefährden. Dem König Alexander wurde dann schließlich unsere Garantie gegen einen plötzlichen Angriff der Türkei gegeben.

Das Mürzsteger Reformprogramm fand natürlich in Serbien keine gute Aufnahme. Die Presse sowohl als der Minister des Äußern bezeichneten es als reines Palliativmittel, bestimmt, die Lösung der mazedonischen Frage um eine kurze Frist aufzuschieben. Eben diese Frist wollte aber der König benützen, um von uns irgendwelche Versprechungen bezüglich eines Gebietszuwachses im Süden zu erwirken, nachdem solche gegen Westen zu durch die Besetzung Bosniens und der Herzegowina ein für allemal aus-

geschlossen wären. In dieser Richtung machten mir sowohl der König als der Minister des Äußern Anwürfe, anläßlich einer langen Konversation à trois während des ersten Hofkonzerts. Ich verhielt mich zunächst rein rezeptiv, bemerkte bloß, wir strebten die Erhaltung des türkischen Besitzstandes und die Herstellung menschenwürdiger Zustände für die Christen in den mazedonischen Vilajets und nicht die Aufteilung derselben an. Meine Antwort wurde vom Grafen Gołuchowski vollkommen gebilligt.

In Altserbien machten uns indessen die häufigen Überfälle der bewaffneten Albaner auf serbische Christen auch Schwierigkeiten. Da unser Kaiser im eigentlichen Albanien das Protektorat über die Katholiken nach immemorialem Gebrauch innehatte und wir durch Erhaltung vieler Kirchen und Schulen sowie durch Drucklegung von Schulbüchern in albanischer Sprache für Pflege der albanischen Kultur eintraten, behaupteten die Serben, die in Altserbien einfallenden Banden wären in unserem Solde, sie sollten in den Distrikten mit gemischter Bevölkerung die Serben zurückdrängen. Die Hauptagitation und Inspirierung der Presse ging vom serbischen Generalkonsul in Üsküb, Herrn Kurtović, aus, der solche Gerüchte im Verein mit dem ihm eng befreundeten russischen Konsul lancierte. Ich wurde daher beauftragt, dessen Abberufung zu erwirken. Ich mußte zu diesem Zweck eine Audienz beim König nehmen, die eine und eine halbe Stunde dauerte, bis ich ihm das Zugeständnis abrang. Ich konnte mich bei dieser Gelegenheit überzeugen, wie sehr der arme König im Banne der Königin stand, die sich, wie sie glaubte, von mir unbemerkt in einem kleinen, vom Audienzsaal durch eine Portiere getrennten Nebenraum aufhielt. Der König wollte während der Audienz mehrmals hinter die Portiere eilen, um seine Egeria um Rat zu fragen. Ich war aber gleichzeitig mit ihm aufgestanden und manövrierte so, daß ich vor der bedeutungsvollen Portiere sozusagen Schildwache stand. Da ich auf meiner Forderung beharrte, gab schließlich der König nach, ersuchte mich aber, ihm etwas Zeit

zu lassen, um für Kurtović eine andere Verwendung zu finden. Ich hörte nachträglich vom Kabinettssekretär, daß es eine wahre Kraftprobe gewesen wäre, die ich siegreich bestanden, denn Kurtović, ein ehemaliger, fescher Husarenoffizier, sei der Liebhaber einer Großtante des Königs, Madame Nicolić, geborene Obrenović, welche die erste gewesen, die Draga als Königin in der Familie aufgenommen; hierfür sei ihr die Königin sehr dankbar und halte unbedingt Kurtović, dessen Abberufung das radikale Ministerium Vuić nicht hatte erreichen können. Ihr Einfluß war auch stark genug, um einen Aufschub in der Erfüllung der königlichen Zusage zu bewirken, worüber sich sogar Kaiser Franz Joseph auf dem Hofball in Budapest mir gegenüber unwillig äußerte. Nach Belgrad zurückgekehrt, mußte ich dann mit Hochdruck die wirkliche Entfernung des Frauenlieblings aus Üsküb betreiben, welche unter verschiedenen Vorwänden immer wieder hinausgeschoben wurde. Da der König sich endlich des damals gerade auf Urlaub in Belgrad weilenden serbischen Gesandten in Wien, Christić, als Mittelsmann bediente, so verfiel ich auf folgende List: Ich bedeutete letzterem im strengsten Vertrauen, ich sei durch die Ausflüchte des Königs und meine Unfähigkeit, die Erfüllung des königlichen Versprechens zu erreichen, in den Augen meines Kaisers rettungslos kompromittiert, müsse daher von meinem Posten zurücktreten. Ich könne ihm nur freundschaftlich raten, seine Wohnung in Wien sofort zu kündigen, denn seines Bleibens wäre dann in Wien auch nicht. Es würden dann wohl längere Zeit nur Geschäftsträger in Wien und Belgrad fungieren. Der Schreckschuß wirkte so, daß Herr Kurtović wirklich in wenigen Tagen von Üsküb abging. Ich hätte bei diesem etwas lächerlichen Zwischenfall nicht so lange verweilt, wenn er nicht ein typisches Beispiel für die Beeinflussung aller Personalfragen durch die Königin und der dadurch hervorgerufenen Erschwerung der Geschäfte wäre.

4.

Operettenstaatsstreich behufs Abänderung der Verfassung – Demonstration und Unverläßlichkeit der Truppen

Am 6. April 1903, gerade zehn Jahre nach dem Operettenstaatsstreich, als der siebzehnjährige König Alexander nach Verhaftung der Regenten die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm, glaubte er, durch ein kleines Taschenspielerkunststück die Macht der radikalen Partei brechen zu können. Er suspendierte zu diesem Zweck mittels königlichen Dekretes die Zwei-Kammer-Verfassung auf 24 Stunden. In dem Intervall wurde mittels Dekretes der ganze Staatsrat und der halbe Senat durch die Ernennung von liberalen und fortschrittlichen Mitgliedern reformiert. Ein neues Preßgesetz gab der Regierung die Möglichkeit, der Zügellosigkeit der Presse Einhalt zu tun und das wieder in Kraft gesetzte Wahlgesetz vom Jahre 1869 schaffte die Öffentlichkeit der Wahlen ab, während gleichzeitig an Stelle der gewählten Gemeinderäte ernannte Regierungskommissäre traten. Dann wurde die alte Verfassung wieder reaktiviert, denn König Alexander war sicher, die radikale Mehrheit bei den nächsten Wahlen zu eliminieren.

So geheim übrigens dieser Theatercoup auch vorbereitet worden war — mir hatte allerdings der Kabinettssekretär des Königs einige Tage voraus hiervon Kenntnis gegeben — verbreiteten sich doch verschiedene Gerüchte hierüber in der Stadt. Am 5. April fanden Straßendemonstrationen statt, bei denen der Verein der kaufmännischen Jugend zunächst nur gegen rein fiskalische Maßregeln protestierte. Allein die Studenten hatten eine Versammlung einberufen, um gegen den drohenden Staatsstreich, insbesondere die angeblich bevorstehende Einsetzung des Bruders der Königin, Leutnants Ljunewitza, zum Thronerben, Verwahrung einzulegen. Diese turbulenten Elemente vereinigten sich mit den

Kommis, demolierten die Redaktion einer königstreuen Zeitung und setzten sich in der Richtung gegen das Palais in Bewegung. Der Kriegsminister telephonierte vom Konak aus, in Anwesenheit des Königs, an den Obersten Ilić, Kommandanten des 6. Infanterieregiments, er möge auf königlichen Befehl sofort zum Schutze des Konaks ausrücken. Oberst Ilić antwortete, er erkenne die Stimme nicht und bitte um einen schriftlichen Befehl. Derselbe an zwei Majore des 6. Regiments ergangene Auftrag ergab, daß letztere nach langem Parlamentieren erklärten, nur mit blinden Patronen ausrücken zu wollen. Von zwei Schwadronen des Königin-Draga-Regiments, welche dann aufgeboten werden sollten, waren trotz Konsignierung die Offiziere nicht zu finden, so daß die Ausrückung unterbleiben mußte. Die Gendarmerie und Polizei hatte indessen geschossen; es gab Tote und Verwundete und die Demonstrierenden wurden zerstreut. Hier kam ein neuer wichtiger Faktor zum erstenmal in die Erscheinung, die Unsicherheit bezüglich der Haltung der Truppen. Jedenfalls hatten sich die Offiziere der gröbsten Gehorsamsverweigerung schuldig gemacht. Der König wagte es aber nicht, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen. Verschiedene Anzeichen deuteten übrigens auf die zunehmende Schwäche des absoluten Regimes hin, das der unglückliche König ganz allein, ohne irgendwelche Unterstützung seitens angesehener Politiker oder Militärs, in seiner Person verkörperte. Minister Lozanić wollte die Komödie des kleinen Staatsstreiches am 6. April nicht mitmachen, sondern gab seine Demission. Man hatte den Eindruck, die Ratten verließen das Schiff. Die Staatsfinanzen waren in der Tat desorganisiert, die Löhnung der Soldaten viele Monate rückständig, auch die Offiziere nur teilweise ausbezahlt. In Wirklichkeit waren die Eingänge der Monopolverwaltung nicht ungünstig, ergaben Überschüsse, aber die Unordnung, Korruption und Systemlosigkeit in der Verwaltung waren unsagbar. In manchen Ministerien gab es keine Buchhaltung und niemanden, der eine solche hätte führen können.

Der König ließ auf Grund des reaktivierten Wahlgesetzes von 1869 Neuwahlen vornehmen, die mit einem Pyrrhussieg endeten, da alle Regierungskandidaten und kein einziges Mitglied der Opposition gewählt erschien. Bezüglich seines Verhältnisses zu Königin Draga tauchten damals merkwürdige Gerüchte auf. Er hätte eingesehen, daß ihre Stellung unhaltbar wäre und sich mit Scheidungsgedanken getragen, um so mehr, als ihn der unbedingt ergebene Ministerpräsident Zinzar Marković um die Einwilligung zur Scheidung, als dem einzigen Rettungsmittel, beschworen hätte. Gegen Ende des Monats Mai bat in seinem Auftrag der Kriegsminister unseren Militärattaché Major Pomiankowski, er möge bei unserem Generalstabschef, Feldzeugmeister Grafen Beck, streng vertraulich anfragen, ob König Alexander nicht anläßlich der Kaisermanöver in Temesvar, also nahe der serbischen Grenze, von Seiner Majestät empfangen werden könnte. Schon am nächsten Tag ergänzte er diese Bitte durch das weitere Anliegen, es möchte bei dieser Gelegenheit auch sondiert werden, ob bei irgendeinem Anlasse nicht auch die Königin, und zwar offiziell, in Wien oder Budapest empfangen werden könnte. Nach der ersten Demarche konnte man glauben, der Stern Dragas wäre im Erbleichen. Allein schon nach 24 Stunden hatte der Einfluß der ehrgeizigen Frau gesiegt und den König zu einem Schritt verleitet, der auch den möglichen Erfolg des ersten Ansuchens ausschloß.

In der zweiten Hälfte des Monates Mai waren mehrere Kilogramm Dynamit in Nisch verschwunden. Der Verdacht und die Sorge des Königspaares vor einem Attentat wurde dadurch noch gesteigert und es sagte in den letzten drei Wochen stets seine Ausfahrten oder öffentliches Erscheinen ab. Fast jeden Tag saß er stundenlangen Ministerratssitzungen vor und arbeitete jede Nacht bis zum Morgengrauen an seinem Schreibtisch. Der König war furchtbar aufgeregt, denn er erhielt wiederholt Anzeigen von Komplotten, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Auch soll er eine Liste von 55 oder 62 Verschwörern gehabt haben, auf der

die meisten später meuterischen Offiziere standen. Noch am 10. Juni hatte er den Ministerpräsidenten beauftragt, den Belagerungszustand über die Hauptstadt zu verhängen, wozu er die Proklamation an das Volk schon verfaßt hatte, und die Verdächtigen verhaften zu lassen. Aber General Zinzar Marković glaubte nicht an die Gefahr und weigerte sich, unter Anbietung seiner Entlassung, die Gewaltmaßregeln durchzuführen.

5.

Das Komplott gegen das Königspaar – Doppelmord

Die unleidlichen Zustände unter Königin Draga führten schon im Frühjahr 1902 zu einem Offizierskomplott und, nach einer Version, auch schon 1902 ganz getrennt von der Offiziersverschwörung zum Zusammenschluß von unzufriedenen Zivilisten, größtenteils Kaufleuten, die durch persönliche Vexationen über das willkürliche Vorgehen der Behörden entrüstet waren. Die Offiziere bildeten zunächst einen Hauptausschuß in Belgrad, der sich aus zehn Mitgliedern zusammensetzte. Jeder von ihnen versprach, wieder zehn Anhänger als Unterausschuß, sei es in der Hauptstadt, sei es in der Provinz, zu werben, und zwar nach dem Zellensystem, wonach nur er diesen Neugeworbenen bekannt war. Da die Verschworenen sehr vorsichtig vorgingen, zog sich die Sache sehr in die Länge. Über das vorschwebende Ziel herrschte nur soweit Einigkeit, als alle, ohne Ausnahme, sich der verhaßten Königin entledigen wollten, während die überwiegende Mehrheit zunächst den König schonen und ihn nur von Draga trennen wollte. Nach einer Version sollen die Offiziere schon im Herbst 1902 auch Politiker herangezogen haben, da sie ja im Falle des Gelingens ihres Planes eine Revolutionsregierung sofort bilden wollten. Man wendete sich also an die liberalen Führer Avakumo-

vić und Genčić, welche vom Herbst 1902 an allen sehr zahlreichen Sitzungen des Hauptausschusses beigewohnt hatten. Nach einer anderen Version waren die Politiker und unzufriedenen Zivilisten erst im letzten Augenblick vom Bestehen des Offizierskomplotts verständigt worden, aber ohne Details zu erfahren und in Unkenntnis des Datums des Losschlagens. Die Version kommt mir eher unwahrscheinlich vor, da ein reicher Kaufmann namens Hadji Toma bekanntlich das Unternehmen finanziert hatte, also sicher schon früh zu den Eingeweihten gehörte. Viel plausibler klingt die Darstellung, daß Avakumović, der vom Herbst 1902 an des öfteren nach Wien und auch nach Genf fuhr, damals mit Nenadović, dem energischen Vetter des Peter Karageorgević, der in Wien sein Hauptquartier aufschlug und alle Fäden des Komplotts in seiner Hand hatte, das Einvernehmen pflog. Die Offiziere wollten bei einer Fahrt des Königspaares in den Topschiderpark anläßlich einer Feier ein Attentat auf den König fingieren, bei dieser Gelegenheit den König, angeblich zu seinem Schutz, umringen, die Königin von ihm trennen und entführen. Nach einem Gewährsmann sollte sie aus einem Nachen in der Nacht in die Save geworfen werden. Andere wollten das Königspaar unbeschädigt außer Landes bringen; aber die Gefahr eines Bürgerkrieges bei den unfehlbaren Restaurationsversuchen des Königs ließ diesen Plan scheitern. Für die Ermordung des Paares soll am ehesten Genčić eingetreten sein, während die Obersten Mašin und Mišić längere Zeit nicht dazu zu bewegen waren. Erst nach der Rückkehr des Avakumović von einer seiner geheimnisvollen Privatreisen nach Wien hätte er auch die Beseitigung (alias Ermordung) des Königs und der Königin im Interesse der Vermeidung eines blutigen, inneren Krieges als unvermeidlich bezeichnet und den Beschluß durchgesetzt. Nach demselben Gewährsmann hätte Peter Karageorgević ausdrücklich zugestimmt, aber natürlich läßt sich diese Behauptung nicht beweisen. Jedenfalls blieb er ruhig in Genf, die Ereignisse abwartend. Nenadović gab mir

gegenüber ohne das geringste Bedenken späterhin zu, daß er einer der Hauptverschworenen gewesen. Einer seiner Ahnen hatte an dem Attentate auf den Fürsten Michael Obrenović im Jahre 1867 teilgenommen und war hingerichtet worden. Man könnte hier beinahe an eine Art Blutrache zwischen den beiden in Serbien abwechselnden Herrscherfamilien und deren nächsten Anhänger denken. Nenadović meinte, es wäre zu bedauern, daß kein Widerstand zu überwinden gewesen und es nicht zu einem Kampfe gekommen wäre, bei dem mehr Opfer gefallen wären. Dann würde man von Revolution und nicht von Königsmord sprechen.

Für das Gelingen der Tat war die Mitwirkung des Oberstleutnants Naumović, Adjutanten des Königs und Vorstandes des Personaldepartements im Kriegsministerium, wichtig. Nur dadurch war es möglich, zu einem Gesangsfest während der Pfingstfeiertage den Verschwörern in der Provinz Urlaub zu geben und sie unauffällig in der Hauptstadt zu versammeln. Naumović übernahm auch die Aufgabe, da er im Konak nächtigte, auf ein Zeichen eine mächtige, eichene Tür von innen zu öffnen. Er versäumte aber, dies rechtzeitig zu tun, die Türe wurde mit Dynamit gesprengt und er kam dabei um. Nach einer anderen Version hätte er eine Handgranate infolge übermäßigen Weingenusses in unvorsichtiger Weise gegen die schwere Eichentüre geschleudert und sich selbst getötet. Entscheidend war aber der Verrat des Hauptmanns Kostić, Kommandanten der Leibgarde, der die Offiziere in den Schloßhof hineinließ, seine Leute ohne Gewehr antreten ließ, die dann durch 60 Offiziere mit vorgehaltenen Revolvern zur Übergabe gezwungen wurden. Die technischen Details waren in meisterhafter Weise vom Obersten Mašin, dem Schwager der Königin Draga, der aus der Armee entlassen worden war, vorbereitet. Vor allem war es das 6. Infanterieregiment, dessen Insubordination schon am 5. April aufgefallen war, welches in kleinen Partien, angefangen von 1 Uhr nachts an, zum Konak geführt

wurde. Da wiederholt von Naumović kleine Nachtmanöver angeordnet worden waren, konnten diese geringen Truppenbewegungen nicht auffallen. Das Außerordentliche dabei war, daß die Mannschaft für den König Alexander war und selbst einige Unteroffiziere zu ihm standen. Die Truppe wurde daher unter dem Vorwand zum Konak geführt, es gelte, den König gegen die Königin Draga und deren verhaßte Brüder zu schützen, welche sich selbst des Thrones bemächtigen wollten. Als geistiger Führer der Verschwörung galt neben General Athanasković vor allem Oberstleutnant Mišić. Etwa 25 junge Offiziere der Kriegsschule waren von ihm gewonnen worden; die Verschwörer waren im Offiziersklub bis gegen 1 Uhr nachts bei einem Bankett versammelt, und dürften die jüngeren alle stark bezecht zur Ausführung der Tat geschritten sein. Die Verschworenen hatten indessen den Obersten des 7. Infanterieregiments in seiner Privatwohnung überwältigt und brachten auch diese Truppen zum Konak. Letzterer wurde von ihnen umringt, in der Weise, daß sie merkwürdigerweise mit dem Rücken gegen dasselbe, mit der Front gegen die Straße Terasia aufgestellt waren. Nur Offiziere drangen in den Konak ein. Zunächst mußte ein Ordonanzoffizier, Schwiegersohn des Ministerpräsidenten, der sich vom Bett aus zur Wehr setzte, erschossen werden. Zwei schwere, eichene Türen, wovon eine zum Privatappartement des Königspaares führte, wurden mit Dynamit gesprengt. Dabei wurde die elektrische Leitung zerstört und die Verschwörer tappten in der Finsternis in der größten Verwirrung herum, bis endlich Stallaternen und eine Anzahl Kerzen herbeigeschafft wurden. Dann gingen die Offiziere daran, das ganze Gebäude nach dem Königspaar zu durchsuchen, durchliefen zweimal sämtliche Zimmer, alles umstoßend, die Betten und Kasten mit Bajonetten durchstechend, ohne etwas zu finden. (Meine Frau hat einen solchen, von Bajonetten zerstochenen, Kasten bei der Versteigerung des Nachlasses der Königin in Belgrad erstanden.) Die Verschwörer waren bereits in einer panikartigen Stimmung, denn

es begann schon zu dämmern. Man fürchtete, die Gesuchten hätten einen unterirdischen Gang benützt, um ihre Flucht zu bewerkstelligen. Auf einen Schuß hin sollen die meisten aus dem Konak geflohen sein. Einige schlugen vor, durch die bereitstehende Batterie Kanonenfeuer auf den Konak zu eröffnen. Andere kamen auf den Gedanken, den in einem Nebengebäude gefangenen Generaladjutanten Lazar Petrović heraufzuholen und ihn zu zwingen, das Versteck des Königspaares anzugeben. Das soll er nun allerdings nicht getan haben. Das unglückliche Paar war in einem kleinen, durch Vorhänge verdeckten Garderobezimmer, das aber auch ein Fenster hatte, die ganze Zeit versteckt gewesen und muß entsetzliche Todesangst gelitten haben. Auf die Stimme des Generalleutnants Petrović hin hätte der König selbst sein Versteck verlassen. Sein getreuer Generaladjutant habe beide, von ihm versteckten Revolver auf die Verschwörer abgeschossen, hätte auch welche verwundet, sei aber, selbst tödlich getroffen, zusammengefallen. Der König hätte sich sehr unerschrocken und tapfer benommen, wäre, die Königin deckend, den Verschwörern entgegengetreten, sie an ihren Eid erinnernd. Nach einer Version, die ich für unwahrscheinlich halte, hätte der einzige Mašin auf ihn geschossen und ihn schwer verwundet. Der König wäre, die schwersten Flüche auf die Mörder häufend, zusammengebrochen, worauf sofort nicht weniger denn 16 Kugeln die unglückliche Draga getroffen hätten, deren Körper von Bajonettstichen und Säbelhieben ganz zerfetzt wurde. Auf den armen König hätte sich während einer furchtbaren Pause niemand zu schießen getraut, bis endlich 20 Schüsse beinahe gleichzeitig wie auf Kommando auf ihn abgegeben wurden. Draga soll schon an der linken Schulter verwundet gewesen sein, als sie die Offiziere endlich fanden. Sie hätte das Fenster der Garderobe geöffnet und zu den Soldaten um Hilfe geschrien, worauf ein Offizier einem Infanteristen das Gewehr weggenommen und vom Vorgarten aus auf die Königin geschossen hätte. Die Soldaten und Unteroffiziere, die indessen stundenlang

vor dem Konak warteten, begannen ungeduldig zu werden und zu murren. Da kam einer der führenden Verschwörer auf den empörenden Gedanken, die beiden Leichen in den Vorgarten zu den Truppen herunterwerfen zu lassen, um ihnen zu bedeuten, daß alles vorüber sei, daß die Dynastie Obrenović nicht mehr existiere. Gleichzeitig war das Präfekturgebäude und die einzelnen Gendarmeriewachen von Infanteriedetachements nach tapferer Gegenwehr, wobei die meisten Gendarmen nur über Revolver verfügten, überwältigt. Die zahlreichen Kugelspuren an der Fassade des Präfekturgebäudes zeigten noch ein ganzes Jahr hindurch die Spuren des Kampfes. Jeder Widerstand war gleich nach vier Uhr vorüber. Zwischen zwei und vier Uhr waren auch einzelne, von Offizieren geführte Züge zu dem Ministerpräsidenten General Zinzar Marković, dem Kriegsminister und dem Minister des Innern geeilt. Die beiden ersten wurden von den Infanteristen in ihrer eigenen Wohnung auf Kommando an die Wand gestellt und erschossen. Der Minister des Innern wurde zunächst von Kavalleristen bewacht; allein ein Infanterieoffizier erbat sich Einlaß und verwundete ihn schwer, weil er angeblich selbst einen Revolver gezogen. In Wahrheit soll es ein Privatracheakt gewesen sein. Auch die Ermordung der beiden anderen Minister wurde von den Verschworenen auf Rechnung von Privatfeindschaften geschoben. Die beiden Brüder der Königin Draga, Ljunewitsa, welche sich durch anmaßendes Benehmen besonders verhaßt gemacht hatten, wurden aus ihren Betten herausgerissen, auf die Polizeiwache beim Konak gebracht und nach kurzer Beratung erschossen. Man gab ihnen wenige Minuten Zeit zur Vorbereitung. Beide sollen sich ungeheuer mutig und standhaft bewiesen, der eine eine Zigarette, der andere ein Glas Wasser verlangt haben. Im ganzen sollen in der Blutnacht 14 Personen umgekommen sein, darunter einige Gendarmen. Der Anschlag war mit großer Geschicklichkeit und Voraussicht durchgeführt worden. Sein Gelingen war durchaus nicht sicher, denn abgesehen davon, daß die Truppe eher für

die Obrenoviće war, mußte man auch mit zwei Infanterieregimentern rechnen, die nicht für den Gewaltstreich gewonnen waren und im Lager einige Kilometer von Belgrad kampierten. Zur Deckung gegen sie hatte der ältere Sohn des Generals Gruic, Oberleutnant im Königin-Draga-Regiment, mehrere Schwadronen herausgeführt und patroullierte die Hauptstraße ab, welche zum Lager führte. Am 12. Juni wurde nun der Lagerkommandant von den Verschwörern telephonisch angerufen und um Anschluß an die Verschwörer ersucht. Es lebe kein Obrenović mehr und daher wäre bewaffneter Widerstand und Bürgerkrieg sinnlos. Der königstreue Brigadier antwortete, er glaube nicht an das Schauermärchen. Man möge ihm einen ihm befreundeten Generalstabsoffizier zu Unterhandlungen hinausschicken. Es geschah dies nach Wunsch; allein der Parlamentär war von zwei jungen, exaltierten Verschwörern begleitet. Der Lagerkommandant Oberst D. Nicolič ritt der Deputation unvorsichtigerweise ziemlich weit von seiner Truppe entgegen. Als die beiden jungen Offiziere nicht salutierten, sondern ihre Hände bei den Revolvern hielten, schrie sie der Oberst an: „Warum salutiert Ihr nicht!" Im selben Augenblick erhielt er einen schweren Lungenschuß; er hatte aber noch die Kraft, auf beide Verschwörer selbst zu schießen, von denen einer sofort tot blieb, während der andere seiner Wunde erlag. Er selbst aber kam mit dem Leben davon. Die beiden Regimenter im Lager fügten sich dann der Aufforderung, die bereits konstitutierte, provisorische Regierung anzuerkennen. Das zwingende Motiv war, daß es ja keinen Obrenović gab, für den man hätte kämpfen können, und daß die Verschwörer in der Hauptstadt und auch in den Provinzgarnisonen keinem Widerstand begegneten.

Ich wurde vom Attaché Grafen Brandis um 4 Uhr früh mit dem Schreckensruf geweckt: „Der König und die Königin sind ermordet." Schon um 5 Uhr früh gelang es mir mit Hilfe des der Sprache kundigen Militärattachés Major Pomiankowski, den Kordon um den Konak zu durchbrechen und in dem anstoßenden

Ministerium des Äußern mit Oberst Mašin zu sprechen. Seine Ruhe und Selbstbeherrschung imponierten mir. Er war in einer funkelnagelneuen Uniform und so korrekt und elegant, als ob er sich eben anschickte, zu einem Hoffest zu gehen. Kein Stäubchen auf seiner Uniform und nichts in seinem Gesicht verriet die Aufregung oder Ermüdung. In tadellosem Französisch, er war Militärattaché in Cettinje und, wenn ich mich nicht irre, auch in Paris gewesen, entschuldigte er sich zunächst, daß er mich nicht im Empfangssalon empfangen könne, denn er und seine Freunde wären eben im Begriffe, eine Regierung zu bilden. Er könne mir aber versichern, daß sie absolut Herren der Situation wären. Die Hauptstadt hätte die neue Ordnung der Dinge angenommen, nirgends werde mehr geschossen, es werde kein Tropfen Blut mehr vergossen werden. Ich könnte in ganz Belgrad unbewaffnet spazierengehen, ohne behelligt zu werden. Die Offiziere wären ihrer Sache so sicher gewesen, daß sie nicht einmal den um $5^1/_2$ Uhr früh von Belgrad nach Budapest—Wien abgehenden Konventionalschnellzug aufgehalten hätten, auch gingen die Lokaldampfer wie gewöhnlich jede Stunde nach Semlin ab. Ich dankte Oberst Mašin, der für den Augenblick das oberste Kommando in der Hauptstadt führte, ersuchte ihn, mir die Namen der Minister, sobald die Regierung konstituiert wäre, und eine genaue Liste der Opfer in die gegenüberliegende russische Gesandtschaft zu schikken, wohin ich mich begeben würde. Auch würde ich Gewicht darauf legen, sobald als möglich mit meinen Konsuln im Lande Chiffrentelegramme zu wechseln, um feststellen zu können, wie sich die Provinzgarnisonen zum Pronunziamento verhielten. Oberst Mašin stellte mir diese Möglichkeit schon für den Nachmittag selbst in Aussicht und pflichtete meiner Ansicht bei, daß er selbst das größte Interesse an einer richtigen und prompten Informierung meiner Regierung hätte. Ich suchte dann meinen Kollegen Tscharykoff auf und fand den sonst so gesetzten Mann in einem Zustande seelischer Depression, die ihn sozusagen für

den Augenblick geistig paralysierte. Ich erfuhr, daß eine verlorene Flintenkugel vom gegenüberliegenden Konakvorgarten durch das Fenster des Kinderzimmers ziemlich nahe dem Bette des kleinen Kindes des Gesandten eingedrungen war, so daß der Säugling in offenbarer Todesgefahr gewesen. Dieser glücklich vorübergegangene Zwischenfall sowie die Eindrücke der Nacht hatten den tapferen Mann, der den Russisch-Türkischen Krieg als blutjunger Freiwilliger mitgemacht und das Georgskreuz erworben hatte, aufs tiefste erschüttert. Mit seiner Zustimmung schrieb ich auf seinem Schreibtisch nicht nur mein eigenes erstes, sondern auch für ihn ein Telegramm, welche ich durch den Grafen Brandis von Semlin aus in claris expedieren ließ. Ich gehe in diese Details hier nur deswegen ein, weil ich die absolute Irrigkeit der von manchen Publizisten vertretenen Ansicht hervorheben möchte, der Königsmord wäre mit Wissen, ja sogar unter Patronanz der russischen Gesandtschaft ausgeführt worden. Ich kann für die Unstichhaltigkeit dieses Gerüchtes einstehen. Graf Lamsdorff hatte gar keinen Anlaß, sich an diesen inneren, blutigen Wirren zu beteiligen. Er wollte die Stabilisierung der Verhältnisse, Ruhe und Frieden. Der Königsmord hätte auch zum Bürgerkrieg, zur Anarchie und zu der von uns und den Russen gefürchteten Notwendigkeit militärischen Einschreitens führen können. Auch war Tscharykoff trotz seiner Sucht zu Intrigen, seines fanatischen Orthodoxismus und Neigung zu eigenmächtigem Vorgehen ein Gentleman. Er hätte sich nie dazu hergegeben, an einem Mordanschlage — wenn auch nur als Mitwisser — mitschuldig zu sein.

Die Nachrichten aus der Provinz auf den mir freigegebenen Drähten lauteten indessen für das neue Regime günstig. Alle Garnisonen hatten die vollzogene Tatsache anerkannt. Ich konnte dies schon am 13. Juni nach Wien melden und um die Ermächtigung bitten, mit der neuen Regierung unter dem liberalen Führer Avakumović, der zwei Verschwörer, darunter Mašin als Bautenminister, angehörten, als einer De-facto-Regierung ohne Anerkennung

de jure in Verkehr zu treten. Moralische Bedenken mußten angesichts der großen Interessen, das unser Nachbarreich in Serbien hatte, zurücktreten. Der englische und der holländische Gesandte wurden abberufen. Wir mußten aber dem Lauf der Dinge an Ort und Stelle mit größter Aufmerksamkeit folgen und vor allem jene Lösung der Krisis begünstigen, welche die größten Aussichten auf Stabilisierung der politischen Lage bot. Es ist nicht richtig, daß die meuterischen Offiziere durch die Truppen noch in der Mordnacht Peter Karageorgević zum König ausrufen ließen. Es wurde nur ein „Zivio" auf ihn ausgebracht, allein es war doch klar, daß der ganze Umsturz im Hinblicke auf die Rückberufung des Hauses Karageorgević in Szene gesetzt worden war. Eine konstituierende Versammlung wurde einberufen, welche über die Verfassung frei beraten sollte. Die Studenten und Extremradikalen waren alle für die Republik. Man sprach auch von Anhängern des Prinzen Mirko von Montenegro, allein man konnte voraussehen, daß die Verschwörer die Lage beherrschten und daß König Peter den Thron besteigen würde. Frägt man sich, wie es möglich war, daß das ganze Land sich vor der grausamen Bluttat beugte, keine entrüsteten Proteste, kein Widerstand laut wurde, so ist doch mit der Psyche des serbischen Volkes zu rechnen, welches durch jahrhundertelange Türkenherrschaft zur Unterwerfung und fatalistischer Indolenz erzogen worden war. In der Hauptstadt, im Volke, war das Königspaar nicht unpopulär, da der Hof doch viel zu verdienen gab und die Dynastie Karageorgević, seit 45 Jahren verbannt, dem Volke fremd geworden war. Allein die moralische Reaktion gegen die grauenhafte Ermordung der Souveräne und ihrer nächsten Anhänger unterblieb in Belgrad ganz. Die Hauseigentümer und Parteien waren schon um 9 Uhr früh durch die Polizei aufgefordert worden, zu beflaggen. Manche antworteten, sie hätten keine Trauerfahnen, und mußten erst darüber aufgeklärt werden, daß es sich um einen nationalen Feiertag, die Erlösung von dem Tyrannen, handle, zu dessen Ehren man mit der

Trikolore beflaggen müsse. In Belgrad sah man am 12. Juni gegen Nachmittag einen förmlichen Korso wie an Sonntagen sich entwickeln. Angeheiterte Offiziere fuhren schreiend durch die Stadt, ihre Freunde beglückwünschten sie, überall eine Art Festtaumel. Es war wie ein böser Traum, wenn man an die gräßliche Tragödie dachte, die sich vor wenigen Stunden im Palais abgespielt hatte. Nur die vor demselben aufgestellten, müden Truppen und reitende Patrouillen erinnerten an die traurige Wirklichkeit.

Das Gelingen des Überfalls und der vollständige Sieg der Meuterer enthob mich der Notwendigkeit, mich etwa direkt mit telegraphischen Meldungen an die Armeekorpskommandanten in Agram und Temesvar zu wenden. Übrigens wäre ja die Bitte um militärisches Einschreiten, abgesehen davon, daß ich gar nicht dazu kompetent war, eine ganz vergebliche gewesen. Wir verfügten in Semlin kaum über 500 Feuerwaffen. Demgegenüber standen in Belgrad fünf bis sechs Regimenter mit einem Stand von mehreren tausend Mann. Wäre König Alexander und Königin Draga aus dem Palais geflohen, um bei Tscharykoff oder bei mir, dessen Gesandtschaft kaum mehr als 500 Schritte vom Konak entfernt war, ein Asyl zu suchen, dann wäre die Frage der Inanspruchnahme militärischen Schutzes wohl aktuell geworden. In der Tat aber waren die Nachrichten der Wiener Blätter über meine kaltblütig getroffenen Maßnahmen zum eventuellen Schutze der Gesandtschaft und der eigenen Staatsangehörigen rein aus der Luft gegriffen. Im Gegenteil, am 12. erschien der zweite Sohn, Gruić, mit einem Zuge seiner Dragoner und sperrte zum Schutze der Gesandtschaft die Gasse ab. Ich lud ihn zum schwarzen Kaffee zu mir ein und ließ mir die Details der Mordnacht, soweit er sie von den Kameraden gehört hatte, erzählen. An diesem Tage waren die jungen Offiziere noch redselig und eher in gehobener Stimmung. Als aber aus dem Ausland etwa 200 Journalisten erschienen und die Atmosphäre moralischen Abscheues über die Bluttat allmählich nach Belgrad drang, folgte bald die Ernüchte-

rung und ein Umschwung in der Stimmung. Am 12. Juni hatte sich noch ein Leutnant gerühmt, den Ring, den er trage, hätte er als Andenken an Königin Draga mitgenommen. In einigen Tagen wollte hingegen keiner der jungen Offiziere in der Mordnacht im Palais gewesen sein, und es war unmöglich, ihnen irgendwelche genaue Schilderungen der Tragödie zu entlocken. Ich muß ferner der Wahrheit die Ehre geben, daß wohl die Mehrheit im Offizierskorps und Volke die Bluttat verurteilte, allein dem gut organisierten neuen Regime gegenüber, welches von tatkräftigen Desperados geführt wurde, ohnmächtig war. Die Gegner der Verschwörer im Offizierskorps rafften sich ja später des öfteren zu Einzelaktionen und individuellen Vorstößen auf, allein sie blieben isoliert und es fehlte die energische, zusammenfassende Führung. Soweit die Bauernbevölkerung in Betracht kommt, so ist zu bedenken, daß das Menschenleben bei den in Serbien vorwaltenden, gewalttätigen Sitten nicht sehr hoch eingeschätzt wurde. Bei den Gemeinde- und noch mehr bei den Skupschtinawahlen gab es immer zahlreiche Tote und Verwundete. Auch erinnere ich mich an eine Statistik, wonach in Serbien, mit einer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen, jährlich über 200 Morde registriert wurden. Die Offiziere waren ja vielfach die Söhne oder Enkel von Bauern und ihre ethischen Begriffe nicht so gefestigt wie in den westlichen Kulturstaaten. Nach dem furchtbaren, demoralisierenden, langen Weltkrieg ist übrigens auch in zivilisierten Ländern der moralische Maßstab auf ein so tiefes Niveau gesunken, die Anerkennung der vollzogenen Tatsache feierte auch hier so offenbare Triumphe, daß wir nicht als zu strenge Richter eines kaum der Gesittung eröffneten Landes auftreten dürfen.

Fragen wir uns nun, welche Tatsache in erster Linie dem unglücklichen König zum Verhängnis wurde, so ist es die Ehe mit Draga, die er gegen den ausgesprochenen Willen des Volkes, der Armee und aller maßgebenden Ratgeber schloß. Der teilweise auch auf pathologisch-sinnliche Umstände zurückzuführende

Bann, in dem ihn die Frau hielt, machte ihn gegen ihre großen Charakterfehler blind und lieferte ihn wehrlos ihren Launen und ihrer ehrgeizigen Machtbegierde aus. In letzter Linie ist aber doch König Milan an dem Untergange seines Hauses schuld. Ihn trifft der Vorwurf, daß er, nachdem er den Staatskarren hoffnungslos verfahren hatte, in moralisch feiger Weise von seinem Posten desertierte, um als Pensionist unseres Kaisers in Paris die leichtsinnige Schlemmerexistenz eines Boulevardiers zu führen. Dem noch im Knabenalter stehenden Sohne hinterließ er ein mit dem Hasse der großen radikalen Partei belastetes Erbe und die Tradition der Anlehnung an unsere Monarchie, welche in vollem Gegensatze zur vorwiegenden Ideologie der slawisch-orthodoxen Solidarität mit Rußland stand. Selbst ein gereifter, gewiegter Politiker wäre den ungeheuren Schwierigkeiten der Lage kaum gewachsen gewesen. Von moralisch minderwertigen Menschen umgeben, das Beispiel der hadernden Eltern, des leichtsinnigen, unbeständigen Vaters vor Augen, wuchs der sich selbst überlassene, frühreife junge Mann zu einer Art amoralischen Autokraten heran, der allenfalls zu Machiavellis Zeiten am Platze gewesen sein mag. Dadurch aber entfremdete er sich alle besseren Elemente, die ihm vielleicht sonst schon aus dynastischer Gewohnheit treu geblieben wären. Eine Quelle besonderer Schwierigkeit war auch der Umstand, daß die Balkanstaaten trotz ihrer politischen Unreife mit ultrademokratischen Verfassungen beglückt worden waren, welche, schon wegen des Mangels an notwendigem Menschenmaterial, toter Buchstabe bleiben mußten. Es ist auch sehr fraglich, ob die slawische Rasse überhaupt die Eigenschaften und Fähigkeiten besitzt, um parlamentarische Formen mit wirklichem Leben auszufüllen. In Serbien nährte sich ein geistiges Proletariat von etwa 1500 Berufspolitikern abwechselnd an der Staatskrippe. Es waren die in Belgrad und einigen anderen Städten wohnenden Intellektuellen, Juristen, Ärzte, Ingenieure, Kaufleute, welche oft vom Ausland ihre politisch-radikalen Anschauungen importierten.

Es gab weder größeren noch mittleren Grundbesitz, der ganz in den Händen der vielfach des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern war, des eigentlichen Stimmviehes. Die an der Regierung befindliche Partei besetzte die Gemeinderäte mit ihren Anhängern und befestigte ihre Stellung durch Steuerbegünstigung ihrer Parteileute und fiskalische Bedrückung der Opposition. Jeder Minister und Deputierte brachte seine Sippschaft im weitesten Sinne, Verwandte, Freunde und Anhänger, in lukrativen Staats- oder Gemeindestellen unter. Politik war also eine Brotfrage, daher auch die Heftigkeit der Wahlkämpfe. Der Souverän konnte sich gegenüber der übermächtigen Stellung der radikalen Partei nur auf die Armee stützen. Dies hatte König Milan erkannt und für einen verläßlichen Anhang unter den Offizieren gesorgt. König Alexander aber wäre wahrscheinlich seinen Fußstapfen gefolgt, wenn nicht die persönliche Rachsucht und Geldgier der Königin Draga ein unübersteigbares Hindernis gebildet hätte. Ihre wiederholten Versuche, dem Bruder Ljunewitsa die Erbfolge zu sichern, mögen dem Faß den Boden ausgeschlagen haben. Das soll uns aber nicht hindern, des tragischen Todes des durch eine Verkettung verhängnisvoller Umstände dem Untergange geweihten Königs mit rein menschlicher Teilnahme zu gedenken.

Im Jahre 1903 brach auf den ungarischen Staatsbahnen ein allgemeiner Ausstand aus, der den ganzen Eisenbahnverkehr in Ungarn und namentlich auch den Transitverkehr nach dem Balkan lahmlegte. Ganz Serbien, Rumänien, Bulgarien und die Türkei waren von Westeuropa wie abgeschnitten. Wir blieben in Belgrad beinahe eine Woche ohne jede Post. Die serbische Presse bemächtigte sich des bedauerlichen Zwischenfalles und machte hämische, von Schadenfreude eingegebene Bemerkungen über die chaotischen Zustände im Nachbarland, welche im Ernstfalle eine Mobilisierung unmöglich machen würden. Ich telegraphierte nach Wien, um den schlechten Eindruck zu melden, den die Insubordination unserer Eisenbahner im ganzen Nahen Orient gemacht

hätte, wo wir das Prestige einzubüßen riskierten, das wir noch genossen. Ich gebrauchte ziemlich starke Ausdrücke über die Kopflosigkeit der ungarischen Regierungsmänner, welche es unterlassen hätten, die Post nach den Balkanländern durch die Donaudampfschiffahrt befördern zu lassen. Der Kaiser ordnete an, daß mein Telegramm dem ungarischen Premier, Grafen Tisza, in seinem Wortlaute mitgeteilt werde. Der Ausstand wurde endlich durch die militärische Einberufung der Eisenbahner überwunden. Der Zufall wollte, daß ich in der nächsten Woche, in Budapest angelangt, spät abends ganz allein im Kasino soupierte, als Graf Tisza sich zu meinem Tisch setzte und das Souper mit mir ganz ungezwungen einnahm. Plötzlich sagte er mir: „Sie waren ziemlich streng in ihrer Kritik unserer Haltung anläßlich des Eisenbahnerstreiks. Aber ich nehme sie ihnen nicht übel. Sie haben recht, wir wurden überrascht und hatten momentan den Kopf verloren." Nur ein bedeutender Mann in führender Stellung konnte so freimütig seinen Mißgriff zugeben.

II. König Peter

1.

Einstimmige Wahl des Königs Peter durch die konstituierende Skupschtina — Anerkennung durch Kaiser Franz Joseph und Kaiser Nikolaus, aber Aufforderung, den Mord zu sühnen

Die Skupschtina war indessen schon für den 15. Juni zur Königswahl einberufen worden. Die beiden radikalen Parteien verlangten als Gegenkonzession für die ihnen von den Offizieren aufgedrungene Wahl des Peter Karageorgević nicht nur die Wieder-

aktivierung der radikalen Ein-Kammer-Verfassung von 1881, sondern wollten noch vier Vorbehalte machen, welche die Souveränität des Königs praktisch aufgehoben und die Volkskammer zu einem Konvent gemacht hätten. Aber bei den entscheidenden Beratungen, denen Oberstleutnant Mišić und Konsorten beiwohnten, mußten diese Bedingungen zurückgezogen werden. So erfolgte die Wahl des Peter Karageorgević per Akklamation. Nur geringe Truppenmassen waren „zum Schutze des Konaks", wo die beiden vereinigten Häuser tagten, ausgerückt. Allein die ganze Garnison war konsigniert und die Deputierten wußten sehr wohl, daß sie nicht die Freiheit der Wahl hatten. Auf Antrag eines Ultraradikalen votierte sodann die Versammlung der Armee, mit welcher das Volk solidarisch sei, den Dank und die Anerkennung für ihre „befreiende Tat". Es wurde eine zahlreiche Deputation nach Genf geschickt, um den König abzuholen und in sein Land zu geleiten. Schon am 12. Juni hatte sich Graf Gołuchowski mit dem Grafen Lamsdorff in Verbindung gesetzt, um eine gleiche Vorgangsweise in Belgrad zu vereinbaren. Beide Minister legten das Hauptgewicht auf eine möglichst rasche Beendigung des königslosen Provisoriums und sahen daher in der schleunigen Wahl des Peter Karageorgević das relativ geringste Übel. Allein sie gingen von der Voraussetzung aus, daß er imstande sein würde, die Missetat, der die Dynastie Obrenović zum Opfer gefallen war, zu sühnen. Als daher König Peter telegraphisch von Genf aus die erfolgte Wahl den beiden Kaisern notifizierte und sie um Anerkennung und Unterstützung bat, erfolgten die telegraphischen Zusagen von Wien und St. Petersburg mit verblüffender Schnelligkeit. Ich muß gestehen, ich war auf eine so rasche, bedingungslose Anerkennung nicht gefaßt und auch Baron Aehrenthal, damals unser Botschafter in St. Petersburg, fand die von uns befolgte Taktik des Zudrückens mehr als eines Auges übereilt. Graf Lamsdorff meinte letzterem gegenüber, es sei zu hoffen, daß der neue Souverän an

dem blutigen Attentat nicht mitschuldig sei und daher gegen die Mörder in nicht langer Zeit strenge vorgehen werde. Graf Gołuchowski anderseits machte geltend, daß w i r vor allem das größte Interesse hätten, in Serbien, unserem Grenzlande, Ruhe, Frieden und stabile Zustände wiederhergestellt zu sehen. Die meisten Aussichten biete in dieser Beziehung ein Regime Karageorgević, also der Dynastie, die schon im Lande abwechselnd mit dem verschwundenen Geschlecht geherrscht hatte. Wir müßten daher trachten, dieses Regime möglichst zu festigen, die Lage zu stabilisieren. Wäre dasselbe erstarkt, so könnte man vom König die Sühne der Bluttat erheischen. Jetzt, für den Augenblick, sei ja der König sicher nicht in der Lage, habe sicher nicht die Macht, die Verschwörer, denen er seinen Thron verdanke, mit der angemessenen Strenge zur Verantwortung zu ziehen. Eine nur bedingte Anerkennung oder das kategorische Gebot der Bestrafung der augenblicklichen Machthaber könnte höchstens den Thron König Peters erschüttern, den Bürgerkrieg entfachen und zu internationalen Verwicklungen führen, die wir um jeden Preis vermeiden müßten. Eine gesunde Realpolitik, wie die von uns eingeschlagene, wäre in ihren Resultaten sogar die moralischere, weil sie eher zur Eliminierung und Aburteilung der Verschwörer führen könne. Von solchen Gesichtspunkten geleitet, redigierte Graf Gołuchowski das Antworttelegramm unseres Kaisers, welcher König Peter seiner Sympathie und Freundschaft versicherte. Der Schlußsatz aber lautete: „Puisse-t-elle réussir dans la noble mission qui lui est échue de rendre la paix, la tranquillité et l'é s t i m e à un pays si cruellement eprouvé par une série de tourmentes intérieures et de le r e l e v e r de l'é t a t de p r o f o n d e d é c h é a n c e, dans laquelle l'a récemment précipité u n c r i m e i n i q u e e t m a u d i t e n t r e t o u s." Die Verurteilung der Bluttat könnte kaum in klarerer, eindeutigerer Weise ausgedrückt werden. Das russische Kaisertelegramm war viel kürzer und um eine Nuance kühler. Hingegen erschien im

offiziellen Regierungsboten eine Verlautbarung, worin ohne Umschweife die Erwartung der strengen Bestrafung der Verschwörer ausgesprochen wurde.

Tscharykoff und ich hatten beide telegraphisch Instruktionen erhalten, im engsten Einvernehmen vorzugehen und uns vor jedem Schritt zu überzeugen, daß wir uns nicht irgendwie entgegenarbeiteten. Zunächst traten wir mit der Revolutionsregierung, als einer de facto bestehenden Regierung, nur in den allernotwendigsten Verkehr. Mit den Ministern hatten wir nicht in Berührung zu treten und die Korrespondenz wurde in der dritten Person, in der Form der note verbale, geführt. Ich hielt mich sowohl dem Buchstaben als dem Geiste nach an meine Instruktionen, las Tscharykoff meine Telegramme vor und hatte noch den Abend des 16. Juni bis 11 Uhr bei ihm zugebracht. Wie groß mußte daher mein Erstaunen sein, als er am 17. Juni, 9 Uhr morgens, sich bei mir zum Besuche einfand, um mir zu eröffnen, er käme vom Minister des Äußern, wo er soeben die Revolutionsregierung als die serbische Regierung de jure anerkannt hätte. Ich fragte ihn, ob er denn einen solchen Auftrag von St. Petersburg erhalten habe, ob unsere Instruktionen nicht eine vorherige Beratung mit mir vorgeschrieben hätten, ob er nicht hätte zuerst zu mir kommen können. Seine Antwort lautete, in dem Antworttelegramm des Zaren liege die Anerkennung auch des Regimes; er kenne den Orient, Land und Leute, und wisse, woran er sich zu halten habe. Den Pferdefuß zeigte er in der Schlußbemerkung, er könne jetzt sofort maßgebenden Einfluß bei der Zusammensetzung des neuen, vom König zu ernennenden Ministeriums ausüben und werde trachten, die kompromittierten Minister zu eliminieren. Mit dem außerordentlichen Schritte der Anerkennung der revolutionären Regierung o h n e, ja g e g e n d e n A u f t r a g seines vorgesetzten Ministers glaubte er, mir den Rang abzulaufen und Rußland zur Vormacht in Serbien mit ausschließlichem Einfluß machen zu können. Sein eigenmächtiges Vorgehen brachte den Grafen Lams-

dorff, der ohnehin mit seiner nervösen, gegen uns aufhetzenden Berichterstattung unzufrieden war, äußerst auf. Letzterer teilte denn auch Baron Aehrenthal streng vertraulich mit, er sei entschlossen, Tscharykoff wegen seiner Disziplinlosigkeit abzuberufen, sobald die Dinge in Belgrad in ein normales Geleise gekommen wären. Da indessen König Peter an die anderen Souveräne von Genf aus keine Notifikationstelegramme gerichtet hatte, so waren sie gar nicht in die Lage gekommen, ihn anzuerkennen. Als er nun am 24. Juni seinen feierlichen Einzug in Belgrad hielt und schon am Bahnhof ein offizieller Empfang mit Reden usw. stattfand, entstand die Frage, wie sich das diplomatische Korps bei dieser Gelegenheit verhalten sollte. Die russische Gesandtschaft war die einzige, welche offizielle Beziehungen zu dem Kabinett Avakumović angeknüpft hatte. Mir schien es aber nicht opportun, den König gleich bei seinem ersten Auftreten en tête-à-tête mit dem russischen Vertreter zu lassen, der sich ohnehin immer als Protektor der Serben aufspielte. Ich vereinbarte daher mit Tscharykoff folgende Vorgangsweise: Er würde in Uniform mit seinem Personal den König auf dem Perron mit den Ministern erwarten und ihm vorgestellt werden. Ich aber würde im Gehrock mit meinen Herren im königlichen Wartesaal von Tscharykoff Seiner Majestät vorgestellt werden, ohne mit den Ministern irgendwie in Berührung zu kommen. Dadurch würde das Zusammenwirken Österreich-Ungarns und Rußlands den Serben in plastischer Weise vor Augen geführt und doch der Unterschied unserer Stellungnahme gegenüber der revolutionären Regierung markiert werden. Der serbische Minister des Äußern erklärte sich später sehr befriedigt über dieses Auskunftsmittel, denn die Begrüßung durch den russischen und österreichisch-ungarischen Vertreter wäre wichtiger gewesen als die Anwesenheit des ganzen diplomatischen Korps im Gehrock, wie sie einen Augenblick geplant war. Der englische und holländische Gesandte waren übrigens abberufen und die anderen Diplomaten blieben einfach zu

Hause. Die austro-russische Entente kam dann noch in sinnfällige Erscheinung bei einer Galaopernvorstellung und einem Empfang bei Hof, wo wir wieder, nur Tscharykoff und ich, mit den Sekretären erschienen.

Die Prophezeiungen des letzteren bezüglich seiner Einflußnahme auf die Purifizierung des Revolutionskabinetts gingen in keiner Weise in Erfüllung. König Peter bestätigte nämlich einfach das provisorische Kabinett, welches dadurch zu einer vom König ernannten, definitiven Regierung wurde, die ich sofort de jure anerkannte. König Peter hätte eine Rekonstruierung und die Entfernung wenigstens von Mašin und Genčić gewünscht. Aber das Ministerium selbst widerstand und die Offiziere verhinderten es einfach. Der König war noch ihr Gefangener. Die Extratour meines russischen Kollegen machte übrigens seine Lage unhaltbar. Gleich nachdem er in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte, wurde er telegraphisch abberufen, angeblich auf Urlaub, in Wirklichkeit, um in Disponibilität versetzt zu werden. Merkwürdig ist es immerhin, daß Tscharykoff nach jeder Ungnade über kurz oder lang wieder in den aktiven Dienst, und zwar womöglich mit Avancement, aufgenommen wurde. Er hatte offenbar an den orthodoxen Panslawisten in Moskau einen sehr starken Rückhalt. Ich hielt ihn für einen unpraktischen Ideologen mit fixen Ideen, ganz ohne Menschenkenntnis. Hatte er sich doch vermessen, einstmals das serbische Volk als „une nation douce et policée" zu charakterisieren. „Denn es ist ein Volk slawischer Rasse, welches dem heiligen Rußland alles verdanke und schon dank dieser Protektion zum sanften, gesitteten wird!" Tscharykoff wurde sogar Botschafter in Konstantinopel, wo er, entgegen den Absichten des russischen Außenministers, einen Balkanbund unter Führung der Türkei ins Leben zu rufen trachtete und wieder abberufen werden mußte. Allein er fiel wieder weich und rückte sogar zum Gehilfen des Ministers des Äußern vor.

König Peter machte auf mich bei der ersten Begegnung am

Bahnhof eher einen günstigen Eindruck. Klein, ungewöhnlich mager, aber leicht beweglich, zeigte er eine gewisse Würde oder Anmut, gepaart mit großer Natürlichkeit. Sein langer, buschiger Schnurrbart gab ihm einen etwas martialischen Ausdruck. Seine gelbe Gesichtsfarbe verriet den Leberkranken, der sich offenbar nicht rechtzeitig gepflegt hatte. Den Krieg des Jahres 1870 machte König Peter als Freiwilliger auf seiten der Franzosen mit, auch hatte er als einfacher Woiwode an der Spitze von Freischaren gegen unsere Okkupationstruppen gekämpft. König Peter war ein guter Reiter und ganz furchtlos. In der Tat, er zeigte sich im Juli bei verschiedenen Anlässen dem Volke ohne alle Vorsichtsmaßregeln, durchschritt unbewaffnet, ohne Begleitung die Massen, so daß ich seine Furchtlosigkeit im höchsten Grade bewundern mußte. Hingegen war er durchaus nicht redegewandt, im Gespräch schüchtern, manchmal verlegen und direkt naiv in seiner Hilflosigkeit. Die Schwierigkeiten seiner Stellung waren außergewöhnliche und mußten durch Geduld und Ausdauer überwunden werden. Auch konnte er gar nicht anders, als zunächst die Regierung Avakumović, in der alle drei Parteien des Landes vertreten waren, nach ihrem Gutdünken schalten und walten lassen, während in allen militärischen Angelegenheiten Mašin und Genossen hinter den Kulissen die Drähte zogen. Die Skupschtina wurde bald nach Hause geschickt, da sie ja nur zur Königswahl einberufen worden war. Im übrigen war das ohnehin im September dem Tode geweihte Kabinett vielleicht besser, als zu erwarten war. Ganz besonders muß ich die Verdienste des Finanzministers Vejlković hervorheben, eines sehr reichen Serben der liberalen Partei. Er war redlich bemüht, in das Chaos der Finanzen etwas Ordnung und Übersicht zu bringen. Das April-Anlehen von 60,000.000 Franken, dessen Reinerlös nur etwa 45,000.000 Franken ergeben hatte, sollte in erster Linie zur Deckung der schwebenden Schulden verwendet werden. Die Unordnung in der Finanzgebarung grenzte aber ans Chaotische. Es war z. B. unmög-

lich, die Höhe der schwebenden Schulden festzustellen, denn die Mündelgelder, gerichtliche Depositen, sogar der Invalidenfonds waren angegriffen. Die Kredite für die Armeeaufwendungen des verschwundenen Regimes waren nicht votiert worden, so daß ihre Abzahlung, streng genommen, gesetzwidrig war. Trotzdem liquidierte der Finanzminister zu unseren Gunsten ganz bedeutende, in Millionen gehende Summen für Patronen, Schuhe, Decken usw. noch im Monat Juli und August. In der Behandlung der mazedonischen Frage blieb das politische Bild trotz Wechsels der Außenminister doch stets ziemlich dasselbe. Unwandelbare Beteuerung der Einhaltung einer korrekten, konservativen Status-quo-Politik schon zum Schutze Altserbiens gegen bulgarische Übergriffe. Allein mehr oder weniger aktive Ausrüstung von Freischarbanden, ziemlich offenes Tagen von Hilfskomitees in den Städten, Sammlung von Fonds, die aber sehr spärlich flossen.

Die Lage war aber durch die sehr mißlichen Verhältnisse im Offizierskorps und den latenten Gegensatz zwischen den Verschwörern, also den faktischen Machthabern und den Anhängern der früheren Dynastie, beherrscht. In der Hauptstadt hatten erstere alle maßgebenden Kommandostellen besetzt und übten einen unzweifelhaften Terror aus. Die neutral gebliebenen und alle opponierenden Elemente wurden durch Einschüchterung und Versetzung in verschiedene Provinzstädte mundtot gemacht. Dadurch wurden aber die unzufriedenen Elemente in den Provinzgarnisonen verstärkt. Eine tiefe Kluft tat sich zwischen den beiden Offizierslagern auf. Einzelne Verschwörer wurden boykottiert. Die Offiziere sprachen und grüßten sich nicht gegenseitig, verweigerten manchmal auch den Vorgesetzten den Salut. Kurz, die Disziplin und Kohäsion in der Armee waren bedenklich erschüttert. Der König versuchte im August die Ernennung des Obersten Lješanin, Militärattachés in Konstantinopel und Anhängers der liberalen Partei, eines distinguierten Offiziers, zum Hofmarschall durchzusetzen, in der Absicht, dem diplomatischen

Korps entgegenzukommen, und auch, um den Beweis zu erbringen, daß er sich vom Einfluß der Verschwörer bereits freigemacht habe. Allein die Kraftprobe mißlang. Die Verschwörer stürmten die Staatsdruckerei, zerrissen das Amtsblatt, in welchem bereits das Ernennungsdekret gedruckt war, und erzwangen das Erscheinen einer zweiten Ausgabe des Amtsblattes ohne Dekret. Oberst Lješanin mußte wieder nach Konstantinopel zurück und der König verstand sich schließlich zur Ernennung eines provisorischen Hofmarschalls. Dieser Akt offener Auflehnung gegen den König und die Zivilgewalt führte zu einer Ministerkrisis, da im Schoße des Kabinetts selbst mehrere Stimmen für die Bestrafung der eigenmächtigen Offiziere eintraten. Vor allem trat der treffliche Finanzminister Vejlković, der sich für die Ernennung seines Schwagers Oberst Lješanin eingesetzt hatte, zurück, was vom Standpunkt der Liquidierung unserer Forderungen aus Kriegslieferungen lebhaft zu bedauern war. Auch noch drei andere Minister wurden durch Kreaturen der Königsmörder ersetzt, so daß letztere auf der ganzen Linie triumphierten.

Als ich im September von einem Erholungsurlaub zurückkam, konnte ich feststellen, daß die bei uns und im Ausland kolportierten Nachrichten über vollständig anarchische Zustände sehr übertrieben und sensationell gefärbt waren. Aber die Lage konnte nur als schlecht und unbefriedigend bezeichnet werden, denn die Krisis im Offizierskorps war seit zwei Monaten nicht um einen Schritt der Lösung nähergekommen. Noch im September fanden indessen die Neuwahlen statt, welche das erwartete Ergebnis des Sieges der beiden radikalen Parteien ergaben, allerdings mit einer überraschenden Stärkung der jungradikalen Gruppe. Nach langen Verhandlungen kam die wenigstens formelle Fusion der beiden radikalen Fraktionen zustande und demgemäß die Bildung eines Ministeriums unter dem Vorsitz des vom Konstantinopler Gesandtenposten zurückgerufenen General Gruić mit Nicolić als Minister des Äußern. Die Jung-Radikalen hatten zur

Bedingung der Fusion die Fernhaltung der eigentlichen Führer der gemäßigten Radikalen vom Ministerium gemacht, vor allem von Pašić, dem sie Verrat an der eigenen Partei vorwarfen, da er die Amnestie des Königs Milan angenommen hatte. Es war also ein Kabinett de doublures oder nach Rocheforts bekanntem Ausspruche „un Cabinet composé de célébrités inconnues". General Gruić hatte im letzten Augenblick bei der Pforte die Erlassung eines Iradés erwirkt, welcher die Anerkennung der „serbischen Nation" in Mazedonien und damit des seit sechs Jahren vergeblich angestrebten Rechtes enthielt, die serbischen Schulen dem Zugriffe des bulgarischen Exarchats zu entziehen. Diese sicher bedeutende Errungenschaft fand aber in der serbischen Presse und öffentlichen Meinung nur ein sehr schwaches Echo. Ich konnte dies nur dadurch erklären, daß in Serbien offenbar die große Mehrzahl der Politiker und Journalisten nicht an eine friedliche Evolution in der Balkanhalbinsel, sondern nur an eine gewaltsame Lösung glaubten. Trotz des eben veröffentlichten Mürzsteger Programms bildeten sich die serbischen politischen Kannegießer mit wenigen Ausnahmen ein, Österreich-Ungarn hätte sich insgeheim Rußlands Zustimmung zur Besetzung von vier Punkten im Königreiche Serbien und zum Einrücken in Altserbien via Novi-Bazar gesichert. Damit wir einen Vorwand zum Einrücken hätten, stachelten wir angeblich die Albaner zu Aufständen und zu Mordtaten auf. Nun, seit Anerkennung der serbischen nationalen Rechte hatte Serbien ein viel größeres Interesse an der Erhaltung des status quo in der Türkei und speziell in Altserbien. In der Tat, die ganze Taktik bezüglich der Bandenführung wurde vom radikalen Ministerium umgeworfen, jeder Kontakt mit der bulgarischen revolutionären Aktion vermieden und die zahlreichen Bandenreserven nahe der Grenze, insbesondere Vranja, zerstreut, sogar teilweise in Belgrad und anderen Städten mit Arbeitserwerb versorgt.

Herr Nicolić, den ich von Paris her kannte, ließ es an Beteue-

rungen loyaler Kooperation mit uns behufs Stabilisierung der Lage in Mazedonien nicht fehlen. Allein es war nur Lippendienst, und ich hatte alle Mühe, ihn dazu zu bringen, im offiziösen Blatte der Regierung eine uns freundliche Haltung einzunehmen und einen vom Grafen Gołuchowski inspirierten, Serbien entgegenkommenden Artikel dankend zu quittieren. Er fragte, warum denn in dieser offiziösen Kundgebung immer wieder vom Königsmorde und der Notwendigkeit der Sühne die Rede sei? Wäre es nicht besser, die Vergangenheit ruhen zu lassen und halbvernarbte Wunden nicht immer wieder aufzureißen? Ich mußte replizieren, wir hätten den König Peter sofort anerkannt und alles getan, um seine Stellung im Lande zu festigen, in der Voraussetzung, daß er dann seinerseits die Kraft und den Mut aufbringen würde, die Mordtat zu sühnen und dem verletzten Rechtsgefühl der ganzen gesitteten Welt Rechnung zu tragen. Wir konnten in dem Umstande, daß der Generaladjutant, alle Adjutanten und beinahe alle Ordonnanzoffiziere den Verschwörern entnommen waren, nicht nur kein Einlenken seitens des Königs, sondern direkt eine Mißachtung des von den beiden Kaisern ausgedrückten Wunsches sehen.

Anfangs konnte man ihm ja die Notwendigkeit zugeben, sich erst mit Land und Leuten bekannt zu machen, die Lage zu studieren, die Machtverhältnisse abzuwägen, die besten Ratgeber auszuwählen. Er glaubte, sich aber hinter die Pflichten der konstitutionellen Monarchen verschanzen und in gar keiner Weise selbst in die Staatsmaschine eingreifen zu sollen. Vielleicht war für ihn der Gesichtspunkt entscheidend, daß er gerade das Gegenteil von dem tun wollte, was sein unglücklicher Vorgänger für notwendig gehalten hatte. König Alexander mischte sich in alles, selbst in den kleinsten Verwaltungsakt hinein, riß alles, jede Entscheidung an sich, paralysierte die ganze Staatsmaschine, bis sie zum Schlusse stehenblieb. König Peter ließ die Parteiführer und Minister, respektive die die letzteren beherrschende Militärkamarilla unbe-

schränkt alles entscheiden. Die Folge davon war, daß die Stellenjäger um die Gunst der Minister und Offiziere buhlten und den König, bei dem nichts zu holen war, einfach beiseite ließen. Bei meiner ersten Audienz nach dem Urlaube glaubte ich den König unter anderm darauf aufmerksam machen zu sollen, daß die radikale, ans Ruder gelangte Partei beinahe republikanischen Prinzipien bezüglich der Volkssouveränität huldige und schon jetzt darangehe, seine Prärogative zugunsten der gesetzgebenden Gewalt zu schmälern. Er müßte vor allem die Führung der äußeren Politik und das Recht zur letzten Entscheidung in Armeefragen festhalten. Die Ernennung von Gesandten und die Beförderung der Offiziere gehörten zu den Prärogativen der Krone. Parteirücksichten und der Nepotismus der Minister müßten da eliminiert werden. Ich sprach dann noch die Hoffnung aus, der König würde mir die Möglichkeit geben, öfters alle wichtigen Fragen mit ihm zu besprechen und in stetiger Fühlung mit ihm zu bleiben. Seine Majestät antwortete in naiver Weise wörtlich: „Ich war leider 45 Jahre aus Serbien verbannt, kenne weder Land noch Leute, bin ein Neuling in der Politik. Ich werde mich aber bemühen, Ihren Ratschlägen bezüglich der äußeren Politik und in Heeresfragen zu folgen."

Im September war ein königliches Dekret erschienen, welches die Dienstdauer der Adjutanten und Ordonnanzoffiziere in der Weise regelte, daß alle sechs Monate die durch das Los zu bestimmende Hälfte derselben auszuscheiden hätte. Dieser Personenwechsel sollte also am 4. Jänner 1904 stattfinden. Allein selbst wenn man beim Losziehen etwas nachhelfen wollte, würde noch immer die verbleibende Hälfte beinahe ausschließlich aus Verschwörern zusammengesetzt sein. Was uns im diplomatischen Korps besonders empörte, das war die Ernennung des Hauptmannes Kostić zum Ordonnanzoffizier, denn er hatte als Kapitän der Gardekompanie, vom König Alexander mit Wohltaten überhäuft, seinen König schändlich verraten und das Gelingen des

Mordplanes ermöglicht. Von diesem Offizier sagte die Fama, er hätte unmittelbar nach der Tat 25.000 Franken zum Lohne erhalten. Der Gedanke, mit ihm und seinen Genossen bei den zu erwartenden Hoffesten in nähere Beziehung zu kommen, war mir und meinen Kollegen besonders widerlich. Ich glaubte daher, daß der Augenblick gekommen wäre, wo man dem König durch eine in rücksichtsvoller Form auszuübende diplomatische Pression goldene Brücken zu einem halbwegs ehrenvollen Rückzug bauen sollte. Ohnehin hatte sich Graf Gołuchowski dazu resigniert, statt auf der Entlassung der schuldigen Offiziere aus der Armee und deren Bestrafung, nur auf deren Entfernung aus der nächsten Umgebung des Königs zu bestehen. Ich regte daher beim Grafen Gołuchowski an, er möchte mit dem Grafen Lamsdorff übereinkommen, durch eine Art diplomatischen Hofstreik den König zum gewünschten Schritt zu veranlassen.

Ich selbst bat um die Erlaubnis, am 1. Jänner auf mehrwöchigen Urlaub abzureisen, falls bis dahin die mißliebigen Offiziere vom Hofe nicht entfernt worden wären. Meine Annahme bewahrheitete sich, daß Deutschland und Frankreich sowie die kleineren Staaten unserem Beispiele folgen und ihre Gesandten auch beurlauben würden. Der englische und holländische Vertreter waren ohnehin nach dem Morde abberufen worden. Die Sekretäre und Militärattachés, dies wurde auch vereinbart, sollten eventuellen Hoffesten oder Empfängen fernbleiben. Der für den 1. Jänner angesetzte Empfang entfiel daher oder wurde im letzten Augenblick durch eine Zentenarfeier der Dynastie Karageorgević in Topola, dem Geburtsorte des Begründers der Dynastie, ersetzt. Nachdem bei einem Hofballe in der ersten Februarwoche das ganze diplomatische Korps durch seine Abwesenheit glänzte, kam es zu einer Ministerkrisis.

Der Führer der gemäßigten Radikalen wollte endlich aus dem Schatten hervortreten. Es war wieder ein Koalitionskabinett unter Gruić, aber mit Pašić als Minister des Äußern und Dr. Paču, einem

intimen Anhänger des letzteren, als Finanzminister. Ende März erschien endlich der königliche Ukas, der alle kompromittierten Offiziere, soweit sie noch Hofstellen innehatten, allerdings meistens unter Avancement, vom Hofe entfernte. Mašin wurde Generalstabschef, Damian Popović, der große Liebling des Königs, ein ganz ungebildeter, keiner europäischen Sprache mächtiger Offizier, trat an die Spitze der Donaudivision. Gleichzeitig wurden als Kompensation auch einige neutrale oder den Verschwörern opponierende Offiziere pensioniert oder versetzt. Der Ukas sollte am 1. April in Kraft treten. Ich erhielt daher den Auftrag, noch vor den orthodoxen Osterfeiertagen auf meinen Posten zurückzukehren. Ich wartete mit meinem Audienzgesuch, bis die Luft bei Hof ganz rein war. Der König empfing mich übrigens in sehr huldvoller Weise und machte nur eine ganz kurze Anspielung auf meine lange Abwesenheit. Er war doch sichtlich froh darüber, daß alles wieder ins normale Geleise gekommen war. Insbesondere erfreut war er, daß endlich nach der Kleisterung der Verschwörerfrage der an Tscharykoffs Stelle ernannte Gesandte Goubastow auch Ende April angekommen und sofort, fast am selben Tage, sein Beglaubigungsschreiben in feierlicher Audienz überreichte. Die Ansprachen waren von beiden Seiten sehr herzlich, ja warm, ohne Worte des Tadels oder der Warnung. Der König sagte dem Herrn Goubastow, er hätte von seinem Bruder Arsen einen Brief erhalten, wonach letzterer von Kaiser Nikolaus in Audienz empfangen worden wäre und die Botschaft für König Peter erhalten hätte, der Kaiser hoffe, daß die Adjutantenfrage bald in befriedigender Weise geregelt würde; dann stünde einem Besuche des Königs in St. Petersburg nichts entgegen. Diese Botschaft des Kaisers Nikolaus hätte den König bewogen, unserem Wunsche bezüglich des Adjutantenwechsels nachzukommen.

2.

Russisch-Japanischer Krieg und Annäherung an Bulgarien

Die politische Lage war indessen durch den Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges wesentlich geändert. Die Mißerfolge der Russen sowie die riesigen Entfernungen des Kriegsschauplatzes vom europäischen Rußland und die prekäre Verbindungslinie der sibirischen Bahn deuteten auf eine lange Dauer zuerst der russischen Mobilisierung und Truppenkonzentration, dann des schweren Kampfes mit den technisch besser ausgerüsteten, todesmutigen Japanern. Rußland war nicht nur für den Augenblick, sondern auf Jahre hinaus von einem aktiven Eingreifen in die Balkanfrage ausgeschaltet. Österreich-Ungarn wurde die präponderierende Macht. Serbien fühlte sich isoliert und suchte sofort nähere Anlehnung sowohl bei der Türkei als bei Bulgarien. Die sensationslustige Presse registrierte Gerüchte von unseren Truppenkonzentrationen, von der Ernennung eines vorzüglichen Generals für Sarajevo. General Gruić war von der panikartigen Stimmung nicht ganz frei, erwähnte sogar das Gerücht von der Entsendung unserer Monitore donauabwärts einem Kollegen gegenüber. Die Serben konnten es nicht glauben, daß wir die Gelegenheit nicht benützen würden, um in Altserbien einzurücken oder gar bis nach Saloniki vorzudringen. Die Befürchtungen Serbiens waren aber ganz unbegründet. Wir waren fest entschlossen, unsere konservative Reformpolitik in Mazedonien im Vereine mit Rußland fortzusetzen. Ich beruhigte Pašić diesbezüglich und erreichte, daß er durch einen Artikel im offiziösen Organ „Samouprava" die Wogen der hochgehenden, öffentlichen Alarmierung etwas glättete. Zur panikartigen Stimmung hatte sicher auch die große Reserve beigetragen, die Goubastow auszeichnete und zur intrigierenden Geschäftigkeit Tscharykoffs und des Geschäftsträgers Mourawieff in wohltätigem Gegensatz stand. Meinen russi-

schen Kollegen kannte ich gut von Wien her, wo er jahrelang Generalkonsul und die rechte Hand des Fürsten Lobanoff, Botschafters in Wien, gewesen. Er hatte unter anderm von Wien aus die Verteilung der Subsidien an die gesamten Balkanvölker geleitet, war, wenn ich nicht irre, in Cettinje Ministerresident gewesen und galt jedenfalls als ein genauer Kenner der nationalen Interessen und Wünsche der slawischen Brüder, für die er durchaus keine Begeisterung empfand. Er war solange in Wien, daß man ihn dort beinahe als einen Wiener behandelte. Für unsere Hauptstadt und die österreichisch-ungarische Monarchie hegte er lebhafte Sympathien und trat viel aufrichtiger für das Zusammengehen unserer beiderseitigen Reiche ein als Tscharykoff. Für mich war es eine große Beruhigung, diesen loyalen, verläßlichen Mann an die Stelle des früheren russischen Kollegen treten zu sehen.

Was das Verhältnis Serbiens zu Bulgarien betrifft, so war es aufgefallen, daß Pašić sich in lange Unterhandlungen mit dem bulgarischen Geschäftsträger eingelassen hatte. Auch Rizow, der bulgarische Ministerpräsident in Cettinje und besonderer Vertrauensmann des Fürsten Ferdinand, wurde diesen Konferenzen in Belgrad durch Wochen zugezogen. Mir wurde die Auskunft zuteil, daß zunächst die Regelung einer Menge von wirtschaftlichen und Verkehrsfragen vorbereitet werde. Allein ich hörte, daß auch das Wertverhältnis der beiderseitigen Münzen fixiert werden sollte und zunächst eine Münzunion, wohl als Vorläufer einer vollkommenen Handels- und Zollunion, in Frage komme. Ich warnte sofort eindringlichst vor solchen Plänen, welche doch Serbien, einem reinen Agrarlande, keinen Nutzen bringen könnten, wohl aber mit unseren Handelsinteressen und der uns in Bulgarien zukommenden Meistbegünstigung unvereinbar wären. Herr Pašić beteuerte zwar, daß er an unserem Handelsvertrage, mit dem er ganz zufrieden sei, nicht rütteln wolle, aber er machte doch Anspielungen auf die Möglichkeit der Anbahnung eines größeren landwirtschaftlichen Produktionsgebietes durch Aufnahme Bulgariens in

dasselbe. Jedenfalls war er ein überzeugter Anhänger des weitestgehenden Anschlusses an das kriegerische Nachbarland. Zunächst versicherte er mir aber, er strebe in erster Linie die Verständigung über alle ökonomischen Fragen an. Damit wäre der Boden für eine politische Annäherung und die Eliminierung der zahlreichen Reibungspunkte und Konfliktmöglichkeiten mit Bulgarien gegeben. Da ich Ende Mai auf einige Tage nach Budapest fuhr, wo eben die Delegationen tagten, besuchte mich der Minister des Äußern unmittelbar vor meiner Abreise, um mir die feierliche Versicherung zu geben, er habe keine politische Vereinbarung bezüglich Mazedoniens mit Bulgarien abgeschlossen. Serbien beharre auf der von uns und Rußland befolgten Status-quo-Politik und erhoffe von der Reformaktion in Mazedonien die Rettung der dortigen Serben.

In den Pourparlers wurde übrigens, wie ich vom Privatsekretär des Königs erfuhr, der ganz gesunde Gedanke der Abgrenzung der serbischen und bulgarischen Interessensphäre ventiliert. Einzelne mazedonische Distrikte sollten als vorwiegend serbische anerkannt und den bulgarischen Übergriffen entzogen werden und vice versa Distrikte mit vorwiegend bulgarischer Bevölkerung sollten, als in der bulgarischen Einflußsphäre gelegen, von den Serben unbehelligt bleiben. Man konnte von der Autonomie einzelner Vilajetsteile im Gegensatz zur Autonomie ganz Mazedoniens sprechen.

Wie wir später erfuhren, schritt Pašić in der Tat noch im Jahre 1904 zum Abschluß der Zollunion mit Bulgarien, trotz aller Dementis in der Presse und mir gegenüber.

Auffallend waren damals die häufigen und innerhalb kurzer Zwischenräume sich wiederholenden Begegnungen des Königs Peter mit dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien; zuerst noch im Mai 1904 in Nisch, wo der durchfahrende Koburger vom König interzeptiert und durch mehrere Stunden festgehalten wurde. Die Besprechungen in Belgrad waren damals noch nicht so weit gedie-

hen, daß diese erste Entrevue der Abschluß von bindenden Vereinbarungen hätte sein können. Die Ungeduld der beiden Staatsoberhäupter lief hier den Ereignissen voraus. Reklamebedürfnis von seiten König Peters, der wenigstens einen noch nicht souveränen Fürsten zum erstenmal auf serbischem Boden begrüßen wollte, vielleicht Neugierde auf seiten des letzteren wirkten zusammen, um die Nischer Entrevue zu einem sensationellen, überraschend wirkenden Ereignis zu machen. Der König ließ sich aus Prunkliebe von drei Ministern, Generalen und Adjutanten begleiten, die eigentlich nur für die mise en scène aufgeboten waren. Zu politischen Konferenzen war damals weder Zeit noch Anlaß, wie mir von Augenzeugen versichert wurde; selbst die Trinksprüche waren eher frostig und ohne jede Anspielung auf politische Annäherung. Kurz, die Nischer Begegnung war nicht die Krönung eines Einverständnisses, sondern eher der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung, die aber für die Gestaltung der handelspolitischen Beziehungen unserer Monarchie zu Serbien verhängnisvoll werden sollte.

Im folgenden Monat Juni reiste Fürst Ferdinand zweimal durch Serbien auf der Hin- und Herreise nach Ungarn. Beide Male begrüßte ihn König Peter, fuhr auch eine Stunde mit ihm im Eisenbahncoupé, aber ohne Pašić mitzunehmen. Diese Begegnungen waren allerdings reine Courtoisieakte. Anders verhielt es sich mit einem Gegenbesuch König Peters in Sofia, der erst Ende Oktober nach Überwindung großer Widerstände durch Pašić und der Bildung eines homogenen, gemäßigt-radikalen Ministeriums möglich war. Es wurde daraus eine feierliche Staatsaktion, ein dreitägiger Besuch, bei dem sich der geistreiche Gastgeber in Liebenswürdigkeiten erschöpfte und den armen König Peter durch seinen überschwänglichen Wortschwall ganz konfus gemacht haben soll. Während dieser Entrevue wurden allerdings wichtige Unterhandlungen gepflogen und die Zollunion vereinbart. Um mich irrezuführen, betonte der Minister des Äußern mir gegenüber, die Erträg-

nisse der Monopolverwaltung dienten in beiden Ländern verschiedenen Anlehen als Garantie, die indirekten Steuern und die Münzen waren verschieden, also lauter Umstände, die die Frage der Zollunion zu einer nicht aktuellen machten. Aber immerhin deutete er an, daß er in dieser Richtung arbeite, und war der Ansicht, wir könnten ja bei unseren Handelsvertragsverhandlungen schon die Möglichkeiten eines erweiterten Agrargebietes ins Auge fassen.

Die Ausschaltung Rußlands während des Krieges in Ostasien zeitigte übrigens noch einen momentanen Frontwechsel des doch als russophil bekannten Herrn Pašić. Denn im Laufe des Frühjahrs und Sommers 1904 machte er mir nicht weniger denn dreimal Eröffnungen über seinen Wunsch eines intimeren Zusammengehens mit der Donaumonarchie. Jedesmal debütierte er mit der Versicherung, er wisse, Serbien habe im Westen nichts zu erhoffen, die Okkupation Bosniens und der Herzegowina sei von den Großmächten in unserem Sinne geregelt worden und hänge nur von ihnen ab. Die Zukunft Serbiens liege im Süden. Falls Österreich-Ungarn die Ausdehnung der Reformaktion auf die Vilajets Ypek, Prisrend und Priština zum Schutze der Serben gegen die Albaner veranlassen und Serbien versprechen wollte, daß in ferner Zukunft bei Aufteilung Mazedoniens nach dem Nationalitätenprinzip die von einer Mehrheit von Serben unzweifelhaft bewohnten Gebiete dem Königreiche Serbien zugesprochen würden, so wolle er in loyalster Weise unsere Status-quo-Reformpolitik der Türkei gegenüber unterstützen und sogar für den Aufstieg einer austrophilen Partei in Serbien sorgen. Ich durfte nach meinen Instruktionen auf diese Insinuationen nicht weiter eingehen, da man auf dem Ballhausplatze vor allem die Entente mit Rußland festigen wollte und perfide Denunziationen seitens einer Balkanmacht unser Verhältnis gestört hätten. Ich war aber mit unserer absolut ablehnenden Haltung nicht ganz einverstanden und vertrat die Ansicht, es wäre

doch möglich, den Serben für eine f e r n e r e Zukunft die Anwendung des Prinzips „der Balkan den Balkanstaaten" in Aussicht zu stellen, dafür aber s o f o r t i g e s Entgegenkommen in wirtschaftlichen Fragen, Anleihe und Lieferungen zu verlangen sowie den Abschluß eines neuen Handelsvertrages. In Wien wollte man auf meinen Gedankengang nicht eingehen.

Am 11. Juni 1904 wollten die verschworenen Offiziere in ihrem Trotz und ihrem Machtbewußtsein den Jahrestag der Mordnacht durch eine mit Tanz verbundene Unterhaltung im Offizierskasino feiern. Zuerst wurde dieses sonderbare Fest vom König verboten; allein die Offiziere hatten Einfluß genug, das Verbot rückgängig zu machen. Als Vorwand diente ihnen die Nachricht, Königin Natalie wolle am 11. Juni ein feierliches Tedeum in der Kathedrale veranstalten, das in Wirklichkeit unterblieb. Ich sowie meine Kollegen erfuhren dies rechtzeitig, und wir beschlossen, die schamlose Demonstration entweder zu verhindern oder uns ostentativ während dieses Tages aus Belgrad zu entfernen. Ich war so entrüstet, daß ich mich nicht enthalten konnte, Pašić zu sagen, ich könnte, falls die Tanzunterhaltung stattfände, dieselbe nur mit Kannibalentänzen vergleichen. König Peter würde infolge der Empörung über eine solche Roheit sicher durch Jahre hindurch an keinem europäischen Hofe empfangen werden. Der Minister des Äußern, der beinahe nie seine Ruhe verlor, wurde seinerseits auch unangenehm, meinte aber zum Schlusse, er hätte abgeraten. Da mich mehrere Kollegen energisch unterstützten, wurde die Feier im letzten Augenblick doch abgesagt und auf den 15. Juni, den Jahrestag der Wahl des Königs, verlegt. Der Zwischenfall wirft ein sehr merkwürdiges Licht auf den Rückhalt und den Einfluß, welchen die Verschwörer trotz ihrer Entfernung vom Hofe noch ein Jahr nach der Mordnacht hatten. Sie wurden von den Liberalen und den Ultraradikalen, ferner von der unmittelbaren Umgebung des Königs, dem Vetter Nenadović und dem Privatsekretär Balugdschić, geschützt. Der König selbst hing vor allem an Damian

Popović, der ihn in Genf abgeholt und sofort seine Gunst zu gewinnen wußte. Letzterer hatte die Stirne, sich in der Nähe des vom Kronprinzen bewohnten Hauses eine stattliche Villa zu bauen, die auf 70.000 Franken geschätzt wurde. Da er vor dem Umsturz kein Vermögen besaß, konnte er den Bau nur aus dem Blutlohne zahlen, den er erhalten. Die Schwäche des Königs den Mördern gegenüber konnte kaum als eine Folge seiner Dankbarkeit gedeutet werden. Deveroux sagt doch im „Wallensteins Tod": „Man hat Exempel, daß man den Mord liebt und den Mörder bestraft." König Peter aber ging in seiner Vorliebe für die Hauptmörder Mašin und Popović so weit, daß die Offiziere des Gegenlagers das Gerücht verbreiteten, er hätte in einem Brief, den Mašin angeblich in Händen hatte, zum Morde des Königs Alexander seine Zustimmung gegeben. Daraus erkläre sich die willenlose Unterwerfung König Peters unter das Diktat der Verschwörer. Diese erreichten auch die Verhaftung des früheren, in der Mordnacht schwer verwundeten Ministers des Innern und des Privatsekretärs des Königs Alexander, welche überaus heftige Artikel in einem Oppositionsjournal geschrieben hatten. Letzterer wurde sogar unter falschen Beschuldigungen zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Trotzdem entstand den Verschwörern ihr gefährlichster Feind in der Person des Ministers Pašić selbst, der keine Macht im Staate neben der Regierung dulden konnte und langsam und vorsichtig zunächst nur ihre Stellung unterminierte. Erst als er und seine Partei den Staat ganz beherrschten, ging er im Jahre 1907 daran, die Häupter der Verschwörer in den Hintergrund zu schieben.

Wenn man auf das erste Jahr des neuen Regimes einen resümierenden Rückblick wirft, so muß man doch einen gewissen Fortschritt im Vergleich zu den letzten krisenhaften Monaten der Alexandrischen Herrschaft feststellen. Die Zivil- und Justizverwaltung ließ sicher viel, wenn nicht alles, zu wünschen übrig, denn es mangelte das geschulte Menschenmaterial, und die Parteieinstel-



König Peter reitet im Krönungsornat zur Kathedrale



Graf Gołuchowski, österr.-ung. Minister des Äußern

lung war das entscheidende Moment bei den gerichtlichen Urteilen. Aber die Finanzverwaltung unter dem integren und energischen Paču war gründlich reformiert, das Budget vereinheitlicht, das Gleichgewicht wiederhergestellt worden. Was die Beziehungen zum Auslande anbelangt, so war König Peter nicht isoliert wie sein unglücklicher Vorgänger. Er war in ständiger Korrespondenz, sogar mittels Privatchiffre, mit dem König von Italien und mit dem Fürsten Nikita; Kaiser Nikolaus konnte als sein Protektor gelten. Ein neuer Faktor war in der Balkanpolitik, wenn auch in vagen Umrissen, in die Erscheinung getreten. Italien begann sich für den nahen Balkan auch außerhalb Albaniens zu interessieren und in der mazedonischen Frage mitzureden. Es war klar, daß die durch das Mürzsteger Programm und die austro-russische Entente Italien aufgezwungene passive Rolle in Rom nicht mehr lange geduldet würde.

3.

Krönung und Salbung des Königs Peter

Im September 1904 fand trotz heftiger Opposition sowohl der Minister als der Presse die feierliche Krönung des Königs statt. Es war dies eine Neuerung für Serbien, denn die früheren Souveräne ließen sich nur im Kloster Zitscha salben. König Peter hielt aber auf eine feierliche Krönung, als Konsekration seiner Würde, die schon wegen der räumlichen Verhältnisse nur in der Landeshauptstadt stattfinden konnte. Er hatte sich wohl der Illusion hingegeben, daß sowohl ein italienischer Prinz als auch ein russischer Großfürst den Glanz äußerer Anerkennung über seine Herrschaft verbreiten würden. Hierin sollte er aber gründlich enttäuscht werden. Nur Prinz Danilo von Montenegro und seine schöne Gemahlin Militsa nahmen an den Krönungsfeierlichkeiten

teil. Italien schickte allerdings den Marchese Guiccioli als Krönungsbotschafter, und zwar noch im August, so daß er während der Krönung als Doyen fungierte. In der folgenden Septemberwoche fand ich mich, vom Urlaub zurückgekehrt, mit einem speziellen Beglaubigungsschreiben ein und erhielt sofort meine feierliche Audienz. Daß sich aber Guiccioli sosehr beeilte, Krönungsdoyen zu werden, war ein Beweis, daß Italien in Belgrad nicht mehr zurücktreten wollte, wie dies bis dahin der Fall gewesen. Einige Schwierigkeiten bezüglich des Ranges machte der Umstand, daß die Vertreter der kleineren Mächte sich durch Telegramme die Ernennung zu Krönungsgesandten einholten, während Goubastoff ein sehr schmeichelhaftes kaiserliches Handschreiben dem König zu übergeben hatte, allein die Eigenschaft eines Krönungsgesandten kategorisch ablehnte, was die Serben schmerzlich berührte. Mir, als dem ständigen Doyen, oblag die unangenehme Pflicht, die kleinlichen, um den Rang hadernden Kollegen auf einer Mittellinie zu einigen, was nur durch einen dringenden Appell an ihre Solidarität und den Hinweis darauf gelang, daß wir, falls wir selbst in einer Formfrage uns nicht verständigen könnten, auf immer alles Prestige in Serbien verlieren würden. Das Zeremoniell war getreu jenem nachgebildet, welches bei der Krönung Carols von Rumänien beachtet worden war. Die Zeremonie in der Kirche dauerte über zwei Stunden und nahm, obwohl nur eine Probe stattgefunden, einen tadellosen Verlauf. König Peter bewies eine seltene Widerstandskraft. Die Krone wog vier Kilogramm, der golddurchwirkte Krönungsmantel über vierzehn Kilogramm. Während der kirchlichen Zeremonie mußte er die Krone von Zeit zu Zeit abnehmen. Er fand aber doch die Kraft, in seinem Ornat zu Fuß von der Kathedrale in den Konak, zumindest zehn Minuten lang, zu gehen. Die Kirche bot infolge der vielen Uniformen und der reichen, nur etwas zu hell gehaltenen Priesterornate ein farbenprächtiges Bild. Nach tagelangem trüben oder regnerischen Wetter brachen die Sonnenstrahlen in

dem Augenblick aus den Wolken, als der König sich auf den Thronsessel niederließ. War es Zufall oder mise en scène, die Sonnenstrahlen fielen schräg durch ein Fenster gerade auf ihn und machten ihn zum leuchtenden Mittelpunkt der Zeremonie. In der Kirche fiel vor allem die schöne Prinzessin Militsa in einem prachtvollen, weiß-goldenen Kleide auf, welches byzantinischen Mustern nachgeahmt schien. Ferner gefielen die sehr großen Montenegriner mit ihren martialischen, scharf geschnittenen Zügen, welche einen großen „succès de costumes" davontrugen. In der Kathedrale sah man eine auffallend große Zahl von jungen Offizieren, die mit dem neuen Karageorgsstern geschmückt waren, das heißt dem Verschwörerlager angehörten. Nach der Zeremonie erfolgte der Empfang des diplomatischen Korps, unmittelbar nach jenem der Geistlichkeit. Man mußte den ermüdeten König schonen, denn er hatte nach uns noch stundenlang Deputationen zu empfangen. Wir waren in einer langen Kolonne der Anciennität nach aufgestellt. Guiccioli, als Doyen, hielt in einem italienisch klingenden Französisch eine anodyne Ansprache, worauf die Gesandten, die keine Spezialaudienz gehabt hatten, nacheinander in Eilschritt vortraten, ihre Gratulationen leise murmelten und eiligst wieder in Reih und Glied zurückwichen. Es glich nur zu sehr einer großen Quadrillefigur mit Herrensolos. Ich fürchte, die Würde des diplomatischen Korps stieg nicht infolge dieser Schaustellung in den Augen des serbischen Publikums. Es folgte ein großer Ball am nächsten Tag, eine Parade, Bauernrennen, endlich ein von der Gardeschwadron gut gerittenes Karussell. Der äußere Verlauf der Festlichkeiten kann als gelungen bezeichnet werden. Kein Unfall, kein Zusammenstoß der entgegengesetzten Offizierslager. Allein die Beteiligung des Volkes war sehr geringfügig. Auffallend wenig Bauern, selbst aus der Umgebung, waren in die Stadt gekommen. Hinter dem militärischen Doppelkordon sah man nur eine dünne Reihe von Zuschauern, die passiv den Krönungszug an sich vorüberziehen ließen. Von

Enthusiasmus oder gehobener Stimmung keine Spur. Auch in der Presse war nicht für günstige Stimmen gesorgt worden. Im Gegenteil, der Hof und die Stadt wurden der Verschwendung geziehen und die Krönung eher als ein überflüssiger Luxus hingestellt. Die Salbung, auf welche das Volk hielt, hätte nach diesen Pressestimmen genügt. Letztere fand in der Tat im Monate Oktober im Kloster Zitscha statt, unter den größten Schwierigkeiten der Unterbringung des, wie immer, zu zahlreichen Gefolges des Königs. Es war aber eine rein nationale Zeremonie, bei der das diplomatische Korps in keiner Weise beteiligt war.

In den Herbst fiel auch der Besuch von über 40 französischen Offizieren, welche demselben Promotionsjahre von St. Cyr angehörten wie König Peter. Letzterer hatte von Genf aus regelmäßig die Jahresfeier seiner Kameraden in Paris mitgemacht, nur im Jahre 1903 hatten ihn die Ereignisse ferngehalten. Nun empfing er sie in prunkvoller Weise und hielt sie während ihres ganzen mehrtägigen Aufenthaltes in Belgrad frei. Sie nahmen stets beide Mahlzeiten im Konak ein und waren, wie mir ein Offizier, den ich von meinem Pariser Aufenthalt her kannte, versicherte, von der Gastfreundschaft und dem herzlichen Empfang ihres einstigen Kameraden entzückt. Sie konnten auch nicht ohne Bedauern feststellen, daß der Hofhalt in Belgrad besser funktionierte als das präsidentielle Haus bei den Empfängen im Elysée. Die Helden des 11. Juni versuchten, aus dem Besuche Kapital zu schlagen und wollten die französischen Offiziere, die übrigens zum größten Teile nicht mehr aktiv waren, zu einem großen Fest in ihrem Kasino einladen, erhielten aber von vornherein eine ablehnende Antwort. Der König strahlte auf einem großen Empfang, bei dem das diplomatische Korps auch zugegen war, vor Freude. Er ward auch durch die Auffrischung seiner Beziehungen zu den ehemaligen St.-Cyr-Kameraden in seiner sehr natürlichen Vorliebe für französische Kanonen, Gewehre usw. bestärkt, ein Umstand, der sehr bald besondere aktuelle Bedeutung gewann.

4.

Handelsvertragsunterhandlungen

Die Frage der Erneuerung unseres Handelsvertrages mit Serbien klopfte indessen sozusagen an der Türe. Allein unser ganzes Vertragssystem hing von den zwischen uns und Deutschland zu vereinbarenden Zöllen ab. Darüber zogen sich aber die Unterhandlungen infolge der protektionistischen Welle, die der Caprivischen liberalen Zollpolitik folgte, lange hinaus. Noch vor Antritt meines Sommerurlaubes hatte ich mit dem Finanzminister auftragsgemäß darüber gesprochen und sein kategorisches Versprechen erhalten, er würde sich mit Deutschland in keine Unterhandlungen einlassen und uns, als dem Hauptkonsumenten der serbischen Ausfuhrartikel, die Priorität lassen, das heißt früher mit uns den Handelsvertrag abschließen. Baron Flotow, als Geschäftsträger, hatte wiederholt den deutschen Gesandten Baron Heyking als auch Legationsrat von Eckhardt diesbezüglich interpelliert und immer ausweichende oder direkt negative Antworten erhalten. Nicht gering war daher mein Erstaunen, als ich kurz vor der Krönung, im September nach Belgrad zurückgekehrt, erfuhr, die Handelsvertrags-Pourparlers mit Deutschland wären in vollem Gange und Paču bereite sich vor, in Kürze nach Berlin zur Finalisierung des Vertrages zu fahren. Ich interpellierte ihn sofort nach der Krönung und fand das Gerücht aus seinem Munde bestätigt. Er entschuldigte das Abweichen von der besprochenen Linie mit meiner Abwesenheit, als ob er nicht hätte Baron Flotow reinen Wein einschenken können. Vor allem legte er Gewicht darauf, daß er deutscherseits dreimal, immer dringender, aufgefordert worden wäre, in die Unterhandlungen einzugehen. Solchem Druck hätte er nicht widerstehen können. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er gegen Serbiens Interessen handle. Denn alle Konzessionen, die er jetzt Deutschland bezüg-

lich der Zölle auf Industrieprodukte machte, müßten uns infolge der Meistbegünstigung automatisch zufallen. Wir würden diese Errungenschaften nicht durch Zugeständnisse in unserer Behandlung der serbischen Agrarprodukte zu kompensieren haben, mit anderen Worten, unser Handelsvertrag mit Serbien würde schlechter sein als der jetzige, oder aber, Serbien müßte uns noch tiefere Industriezölle einräumen. Der Finanzminister scheine auf den deutschen Markt mehr Gewicht zu legen als auf den österreichischen. Ich könne ihn nicht hindern, mit Deutschland zuerst abzuschließen, aber nach unserer früheren Abmachung müßte ich seine Vorgangsweise als wenig freundnachbarschaftlich bezeichnen. Mein Mitredner hielt eine förmliche Verteidigungsrede, meinte, er brauche noch zwei bis drei Wochen für die Vorarbeiten, für die Besprechungen in Deutschland; er sei vollkommen bereit, mit uns sofort zu verhandeln, oder auch gleichzeitig, oder abwechselnd in Berlin und Wien; aber er war eben schon engagiert und konnte nicht mehr zurück. Der ganze Zwischenfall sollte noch zu einem recht unangenehmen Nachspiel führen, der auf Baron Heyking ein eigentümliches Streiflicht wirft. Ich erhielt nämlich im Oktober einen streng vertraulichen Privatbrief vom Grafen Gołuchowski, der mir über eine Unterredung des deutschen Botschafters in Wien, Grafen Wedel, mit ihm Aufschluß gab. Letzterer war beauftragt worden, auf mein Vorgehen in Belgrad, welches dem bundesfreundlichen Verhältnisse unserer Monarchie zu Deutschland keineswegs entspreche, mit ziemlichem Befremden aufmerksam zu machen, eigentlich in der Absicht, meine Abberufung von Belgrad herbeizuführen. Baron Heyking hatte einen ganz falschen Eindruck von meinen Bemühungen um Verschiebung der Unterhandlungen bezüglich des serbischen Handelsvertrages mit Deutschland erhalten und weitergegeben. Er glaubte, es handle sich um persönliche Intrigen, während Graf Gołuchowski an Hand meiner Berichte nachweisen konnte, ich hätte genau nach seinen Instruktionen gehandelt.

Letzterer drehte sogar den Spieß um und beklagte sich über das Geheimtun der deutschen Gesandtschaftsmitglieder mir gegenüber. Zum Schlusse bemerkte der Minister des Äußern, er wisse, daß ich ein ebenso überzeugter Anhänger des Dreibundes wie er selbst sei; gewisse telegraphische, von Baron Heyking einberichtete Bemerkungen meinerseits könnten nur aus dem Zusammenhang gerissene Teile von vertraulichen Privatkonversationen sein, wie sie doch unter befreundeten Kollegen üblich wären. Ich hatte allen Grund, mich wärmstens bei meinem hohen Chef zu bedanken, der mit soviel Wohlwollen und Energie seinen Untergebenen deckte. Ein fataler Zufall wollte, daß Graf Wedel eben als einziger Gast des Kaisers Franz Joseph im Jagdschloß Mürzsteg weilte und die so seltene Gelegenheit hatte, Seine Majestät stundenlang unter vier Augen zu sprechen. Da kam das mich betreffende Telegramm des Fürsten Bülow mit der Bemerkung: „Selbst dechiffrieren." So diskret wurde die Beschwerde behandelt. Der boshafte Graf Brockdorff-Rantzau, der Botschaftsrat in Wien war, hätte vielleicht einen Ausweg finden können, um den so kurzen, eine seltene Ehre vorstellenden Jagdséjour des Grafen Wedel nicht zu unterbrechen, zum Beispiel, indem er sich angeboten hätte, selbst die Chiffre nach Mürzsteg zu bringen. Allein er zog es vor, den Botschafter nach Wien zu zitieren. Graf Wedel, der später als Fürst Wedel Gouverneur in Straßburg wurde, war ein Mann von vornehmer Gesinnung. Er forderte mich auf, ihn in Wien während eines kurzen Aufenthaltes zu besuchen, und lud mich sofort zum Diner ein, als wollte er besonders markieren, er trage mir in keiner Weise die unangenehme Verkürzung des Mürzsteger Besuches nach.

Herr Pašić glaubte indessen die Zeit gekommen, um den ganz passiven General Gruić abzuschütteln und selbst die Regierung zu übernehmen. Er teilte mir mit, daß die beiden radikalen Gruppen trotz einer rein äußerlichen Fusion immer ihre getrennten Klubs, verschiedenen Programme und verschiedenen Zeitungs-

organe beibehalten hätten und daß selbst die einfache Durchbringung des Budgets die größten Schwierigkeiten machte. Die Bauern hielten sehr auf ihre Tagesdiäten von 15 Franken und schoben die Beratungen, namentlich aber die Steuerbewilligungen, immer hinaus. Im Programm Pašić fungierte außer der Neubewaffnung der Armee der Bau eines möglichst ausgedehnten Netzes von Vizinalbahnen zur wirtschaftlichen Aufschließung des Landes und die Heranziehung auswärtigen Kapitals zu beiden Zwecken. Die Extremradikalen, insbesondere ihr Exponent der Bautenminister, wollten nur mit eigenen Geldern, das heißt den liquiden Geldern einer staatlichen Hypotheken- und Depositenbank, die viel zu geringfügig waren, bauen, da sie voll Mißtrauen Unterschleife bei Aufnahme eines neuen Anlehens befürchteten. Aber Pašić schiffte ihn sowie die zwei andern extremradikalen Minister aus. Mit der endlichen Inangriffnahme der Anleihe und der Kanonenfrage ergab sich die Gelegenheit zu sehen, ob die wiederholten Beteuerungen aller serbischen Minister sowie des Königs Peter, wirtschaftlich uns entgegenkommen zu wollen, ernst und aufrichtig gemeint oder nur Phrasen und Lippendienst waren. Ich war gezwungen, einen zähen Kampf im Interesse unserer Banken und namentlich unserer Skoda-Kanonen und Industrielieferungen zu führen, der mehrmals alle Chancen des Erfolges zu bieten schien, aber schließlich an der Perfidie des Hauptakteurs Pašić scheiterte.

III. Anleihe und Lieferungen

Serbienanleihe – Geschützproben – Rücktritt von Pašič – Anleiheverhandlungen – Vergleichende Geschützproben – Deren Fallenlassen gegen die Kompensation von Industrielieferungen – Erzwungener Rücktritt des Pressechefs Balugdšić und Kabinettssekretärs Nenadović – Abschluß der Anleihe – Fallenlassen derselben durch Pašić – Das Kabinett Tojanović

Von der Notwendigkeit eines Anlehens sprach man in Belgrad schon lange. Der Finanzminister aber hatte ganz recht, daß er zuerst auf Konsolidierung des Staatshaushaltes das größte Gewicht legte, eine Aufgabe, die ihm im Laufe des Jahres 1904 gelang. Nun sollten nach dem Programm des Ministerpräsidenten die Anleiheverhandlungen auch offiziell beginnen. Paču hatte mir ausdrücklich versprochen, mir rechtzeitig hiervon Kenntnis zu geben, damit auch unsere Banken sich an der finanziellen Transaktion beteiligen könnten. Er hatte aber doch schon mit Fürstenberg für die Deutsche Diskontgesellschaft in Berlin, als er dort den Handelsvertrag abschloß, gewisse Vereinbarungen getroffen und in Paris die Regierung um die Erlaubnis zur Kotierung der neuen Anleihe ersucht. Er beteuerte indessen, daß gar nichts Bindendes abgemacht, nicht einmal die Verhandlungen begonnen hätten, und versprach über Wien nach Berlin und Paris zu fahren und in ersterer Stadt einige Tage behufs Fühlungnahme mit unseren Banken zu verweilen.

Ich hatte stets den Standpunkt vertreten, daß wir einen Anspruch hätten, bei den Kanonenlieferungen mitzukonkurrieren und uns nicht als quantité negligeable präterieren zu lassen. Wir waren dem König Peter bei seinem Regierungsantritte so sehr entgegengekommen, daß von vielen Seiten unsere opportunistische

Haltung, welche vor allem die Konsolidierung der Verhältnisse in Serbien anstrebte, getadelt wurde. Zwei Monate nach der Ankunft in Serbien war der Vetter des Königs, Nenadović, eifrigst bemüht, für seinen König eine Privatanleihe aufzunehmen, derer er dringend bedurfte, um seine Hofhaltung und den Hofstall zu montieren; aber er klopfte überall vergebens an. Ich mußte mich schließlich im Auftrage des Ministers des Äußern an Herrn Palmer, Generaldirektor der Länderbank, wenden und unserem Fürworte verdankte König Peter ein Anlehen von über eine Million Franken zu sehr billigen Bedingungen, ohne die geringste Garantie, obwohl keine Versicherungsgesellschaft sein Leben versichern wollte. Sowohl der König als auch alle Minister hatten mir oft ihren Wunsch nach einem recht innigen wirtschaftlichen Anschluß an die Nachbarmonarchie geäußert. Jetzt war die Gelegenheit gegeben, die Tat den Worten folgen zu lassen. Ich wußte, daß gegen unsere Skoda-Kanonen in Belgrad sehr starke Bedenken herrschten und daß namentlich die Widerstände und nationalen Vorurteile der radikalen Partei gegen alles, was von Österreich kam, überwunden werden mußten. Die erste, noch König Alexander gelieferte Batterie von Feldgeschützen war wirklich verbesserungsbedürftig gewesen, anderseits die öffentliche Meinung vielfach vom französischen Syndikate gewonnen, welche das letzte Anlehen gewährt hatte. Die einzige Möglichkeit, unsere Skoda-Kanonen durchzusetzen, beruhte auf der Anordnung von vergleichenden Proben der zur Konkurrenz zugelassenen Geschütze. Direktor Georg Günther, der an der Spitze der reorganisierten Skoda-Fabrik stand, hatte den Mut, seine Geschütze diesen Proben zu unterwerfen; sie waren bedeutend verbessert und von unserer Heeresverwaltung inzwischen durch Monate gründlich ausprobiert worden. Ich hatte den dringenden Auftrag, alles zu versuchen, um die Lieferung der 50 oder 60 in Betracht kommenden Batterien unserer Fabrik zu sichern. Dieselbe hatte, offenbar infolge schlechter Leitung, eine lange Krise durchgemacht, schul-

dete der Österreichischen Kreditanstalt über 4 Millionen Kronen, so daß letztere erklärt hatte, ihr keine neuen Kredite mehr bewilligen zu wollen. Die Skoda-Fabrik belieferte zwar unsere Marine und unsere Küstenforts, ich glaube auch unsere Gebirgsbatterien, aber dieser Absatz war viel zu gering, um sie am Leben zu erhalten. Man mußte um jeden Preis eine größere Bestellung im Auslande erreichen, um ihre Stillegung zu verhindern. Am Hofball in Wien sprachen Kaiser Franz Joseph, Erzherzoge und Graf Gołuchowski in sehr besorgter Weise über diese Gefahr und erwarteten von mir die Durchsetzung dieser Lieferung.

Als meine Bundesgenossen in dieser Kampagne muß ich den Kabinettssekretär Nenadović, vor allem aber den schon öfters genannten Privatsekretär des Königs Herrn Balugdšić nennen, welche beide, ausgesprochene Gegner des Ministerpräsidenten, mit den Extremradikalen und den Verschwörern des 11. Juni auf bestem Fuße standen. Der letztere kumulierte seltsamerweise in seiner Person die Obliegenheiten des Pressechefs des Ministeriums des Äußern, des Privatkorrespondenten der „Neuen Freien Presse" und anderer Wiener Zeitungen mit denen des vertrauten Geheimschreibers des Königs. Durch seinen langen Aufenthalt in Genf war er eigentlich Republikaner, jedenfalls aber extrem radikal in seinen politischen Ansichten geworden. Als solcher war er ein ausgesprochener Russenfeind und bekämpfte in der serbischen und auswärtigen Presse auf das heftigste die bulgarophile Politik von Pašić. Allein durch seine absolute Disziplinlosigkeit und maßlose Leidenschaft schadete er unserer Sache, speziell unseren Bestrebungen zugunsten der Skoda-Geschütze. Als Informationsquelle und zur Aufrechterhaltung des Kontaktes mit dem Könige hatte er uns indessen große Dienste geleistet. Zunächst verdankten wir es wohl dem unaufhörlichen Drängen dieser beiden Vertrauensmänner des Königs, daß letzterer sich schon vom Dezember 1904 an für vergleichende Versuche mit den Creuzot-, Krupp- und Skoda-Geschützen aussprach und auch den Kriegsminister und die

Mehrheit der technischen Offizierskommission hierfür gewann. Dies war um so verdienstlicher, als König Peter schon aus Sympathie für Frankreich und dessen militärische Einrichtungen innerlich den Creuzot-Kanonen den Vorzug gab und von deren Superiorität überzeugt war. Allein durch die namentlich von Balugdšić angefachte Pressefehde war die ganze Atmosphäre durch Verdächtigungen und gegenseitige Anschuldigungen so sehr vergiftet worden, daß der König erklärte, zu seinem eigenen Schutze und Beweise seiner absoluten Unvoreingenommenheit beharre er auf den vergleichenden Proben. Gegen dieselben waren die Minister, insbesondere Pašić, der höchstwahrscheinlich seine geheimen Abmachungen mit Creuzot und der französischen Gruppe Banque Ottomane, Société financière de l'Orient in der Tasche hatte. Ich mußte zunächst den Finanzminister und Ministerpräsidenten von der Notwendigkeit überzeugen, uns nicht mit einer vollzogenen Tatsache zu überrumpeln, sondern uns unter gleichen Bedingungen aus allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Erwägungen den Vorzug zu geben.

Die Umgehung der französischen Banken war ausgeschlossen, denn das alte Syndikat hatte noch etwa 50 Millionen Franken Obligationen der letzten Anleihe im Portefeuille und hätte jeden Augenblick einen Teil dieser Werte auf den Markt werfen und den Kurs so drücken können, daß die Übernahme eines neuen Anlehens unmöglich wurde. Hier konnte bloß eine entsprechend hohe Beteiligung unserer Banken entweder direkt mit dem Pariser Syndikate oder indirekt über Berlin in Frage kommen, da Fürstenberg bei der früheren serbischen Anleihe mit 30 oder 40% beteiligt war. Ich benützte einen kurzen Aufenthalt in Wien, um unseren führenden Finanzmann Theodor von Taussig, Vizegouverneur der Bodenkreditanstalt, für das Anlehen zu interessieren, der allein die Autorität hatte, im Namen der Wiener Banken sowie des Hauses Rothschild mit Paču zu verhandeln und der sich auch sofort in Berlin mit Fürstenberg über eine paritätische Be-

teiligung an der Kapitalsaufbringung und Industrielieferung einigte. Noch früher war indessen der Konflikt zwischen Ministerium und Balugdšić so akut geworden, daß letzterer von der Stelle eines Pressechefs zurücktreten mußte. Beim nächsten Demissionsangebote des Ministers war sogar der König gezwungen, ihn als Privatsekretär zu entlassen. Er hatte die Anleihe- und Kanonenfrage zu einer politischen Machtfrage gemacht, in welcher er unterlag und auch seinen königlichen Brotgeber bloßstellte. Der König sagte mir selbst, Balugdšić hätte ihm durch 10 Jahre treu und selbstlos in Genf gedient; die Trennung von ihm gehe ihm sehr nahe, aber dessen Insubordination und journalistische Heftigkeit hätten alles Maß übertroffen. Er hatte sich als konstitutioneller Herrscher dazu entschließen müssen, ihn zu verabschieden. Als Kuriosum erwähne ich bei diesem Anlasse, daß der König offiziell Balugdšić sogar das Betreten des Konaks verbot. In Wirklichkeit kam er aber in der Nacht zum König und auch zu mir von der Gartenseite nach wie vor, um mich über die Wünsche des Königs auf dem laufenden zu halten. Letzterer hatte indessen, trotz Demissionsdrohung des Kabinetts, das Verlangen nach Komparativgeschützproben mit einer bei ihm seltenen Beharrlichkeit aufrechterhalten und die Minister gaben zum Scheine nach. Doch war das alles, wie der spätere Verlauf der Dinge zeigte, leere Spiegelfechterei. Die Minister waren entschlossen, die Geschützproben durch irgendeinen Trick zu verhindern. Der König war von der Überlegenheit der französischen Geschütze, in deren Lieferung sich die Firmen Creuzot und Sa. Chamond teilen wollten, so fest überzeugt, daß er sich die schöne Geste der Unparteilichkeit und des uns Entgegenkommens gestatten konnte. Ein unbezwingliches und unwiderlegbares Argument lag in dem unverhältnismäßig höheren französischen Preise. Ich muß gestehen, daß mir meine beiden Bundesgenossen, als ich ihnen mit Befriedigung unsere mäßigen Preise nannte, welche bei der großen Bestellung von 60 Batterien eine Ersparnis von 8 bis 9 Millionen Franken ge-

bracht hätten, im Vergleiche zu den Anschaffungspreisen der französischen Kanonen, bedenklich lange Gesichter machten. Dasselbe muß auch von Pašić gelten, der, mit der großen Opposition der Liberalen, Ultraradikalen und im eigenen Lager zu rechnen hatte, der er wahrscheinlich nur durch klingende Argumente hätte Herr werden können. Je höher der Preis, desto größer die für geheime Zwecke zu erübrigende Summe.

Indessen glaubte Pašić Ende Jänner 1905 die Zeit gekommen, um sich offen gegen die Skoda-Geschütze zu erklären. Er sagte mir, die Annahme derselben sei unmöglich und wiederholte alle Argumente bezüglich ihrer angeblichen Minderwertigkeit usw. In der nächsten Unterredung bot er mir gegen Fallenlassen der Skoda-Kanonen die gesamten Eisenbahnlieferungen, ferner Bestellung von Gewehren, Munition usw. an. Auch schlug er vor, daß er selbst statt Paču mit mir nach Wien fahre und dort mit dem Grafen Gołuchowski über die Lieferungen einig zu werden, gleichzeitig aber auch über politische Fragen sich zu verständigen. Eben dies wollte aber mein Chef vermeiden und ich war daher gezwungen, mich diesem Reiseprojekt gegenüber ablehnend zu verhalten. Hingegen konnte ich mich der Tatsache nicht verschließen, daß der Widerstand gegen unsere Kanonen ein so allgemeiner, die Abneigung und der Verdacht gegen uns im radikalen Lager so groß seien, daß selbst bei Abhaltung der vergleichenden Proben die Aussichten für die Annahme unserer Geschütze sehr geringe wären. Ich plädierte daher in Wien dafür, daß wir wirklich auf die Kanonenlieferung verzichten sollten, allein nur gegen eine bindende Zusicherung der Eisenbahn- und möglichst vieler Industrielieferungen. Nach erwirkter Ermächtigung meines Chefs machte ich Herrn Pašić eine diesbezügliche Eröffnung, bestand aber darauf, daß die Verpflichtung der serbischen Regierung in einem geheimen Protokolle in vollständig klarer und bindender Weise niedergelegt werde. Pašić ging im Prinzipe darauf ein, erbat sich von mir den Entwurf des absolut geheimzuhalten-

den Protokolles und wollte in 24 Stunden auch die Ermächtigung des Königs hierzu einholen, der indessen von mir in einer Audienz schon gewonnen worden war. Allein die Unterschrift des Protokolles verweigerte Pašić plötzlich unter dem Vorwande, die Sache sei nicht geheimgeblieben, Balugdšić u. A. hätten alles verraten. Übrigens hätte ich des Königs und sein Wort; das genüge. Ich replizierte, des Königs Wort gelte in einem konstitutionellen Staate nicht. Nur die Minister wären verantwortlich. Aber sein (Pašić') Wort genüge mir nicht. Ich brauche etwas Schriftliches in bindender Form. (Dies war der einzige Anlaß, bei dem der sonst so kühle Minister Farbe wechselte.)

Am 2. Februar wurde ich durch die Kunde von der Demission des Gesamtministeriums überrascht, womit sich Pašić immer aus einer verloren scheinenden Position zu retten wußte. An die Ministerdemission knüpfte sich das Verlangen nach Entlassung des Kabinettssekretärs Nenadović und von drei anderen Hofbeamten. Allein auch diesmal siegte der König. Ich fand ihn, als ich wieder in Audienz empfangen wurde, zum erstenmal siegesbewußt und zufrieden. Er sagte mir, die Minister hätten sich blamiert, denn es wäre gar kein Grund vorhanden gewesen, abzugehen. Die Entlassung des Nenadović sowie der anderen Hofbeamten, die nicht der radikalen Partei angehörten, habe er kurzweg zurückgewiesen. Im Palais sei er der Herr. Zunächst gingen aber schon am 6. Februar die Einladungen an die konkurrierenden Geschützfirmen zur Beteiligung an den Proben ab. Bezeichnend war, daß der radikale Klub von den Ministern bei dieser Gelegenheit auch die Aufwerfung der Bestrafung der eidbrüchigen Verschwörer gefordert hatte. Allein ein Besuch des kommandierenden Generals D. Popović und Mašins bei Pašić und die Konsignierung der Belgrader Garnison, wozu Nenadović die Anregung gab, genügten, um die Minister zum schleunigen Rückzug zu bewegen. Letztere überboten sich unterdessen noch immer in der Beteuerung, sie würden alles daransetzen, um uns mit möglichst vielen Indu-

strielieferungen zu bedenken. Je größere Eisenbahnstrecken gebaut würden, desto größer wären die Chancen eines günstigen Votums der Skupschtina, da jeder Abgeordnete, in dessen Bezirk eine Bahn gebaut oder selbst nur trassiert würde, für das Anlehen stimmen müßte. Eben deswegen sei auch eine Teilung der Anleihe in eine solche für Heereszwecke und solche für Eisenbahnbauten, die ich eventuell in Aussicht genommen hatte, unstatthaft. Im Monate Februar fuhr ich dann gleichzeitig mit Paču auf kurze Zeit nach Wien und konnte wenigstens feststellen, daß die Vorbesprechungen mit Taussig einen befriedigenden Verlauf nahmen. Nach meiner Rückkehr mußte ich leider die Wahrnehmung machen, daß außer den Skoda-Geschützen samt Munition noch nichts von Frankreich oder Deutschland in Belgrad angekommen war. Pašić beklagte sich bei mir über die langsame und schikanöse Behandlung der zum Transit durch unser Gebiet bestimmten Geschosse. Unser Kriegsministerium hätte die Proben zur chemischen Untersuchung wochenlang zurückgehalten und die Sendungen dilatorisch behandelt. Ich muß leider zugeben, daß der im Reichskriegsministerium kompetente Departementchef General Schlesinger (der sogenannte Pulver-Schlesinger) unerreicht in seiner schikanösen, bürokratischen Engherzigkeit ganz willkürlich und verständnislos vorging. Ich hatte sofort dem Grafen Goluchowski berichtet, daß ich mich dem Könige gegenüber dafür verbürgt hatte, daß wir Kanonen und Munitionen in der liberalsten Weise und mit aller Beschleunigung durch unser Gebiet transitieren lassen würden, eben um die vergleichenden Proben zeitgerecht zu ermöglichen. In Wien sprach ich selbst beim Reichskriegsminister vor und wiederholte im Auftrage des Ministers des Äußern unser Ansuchen. Auch bat ich dringendst letzteren mit allem Nachdrucke, auf loyaler Erfüllung meiner Zusagen zu bestehen. Als ich in Belgrad erfahren mußte, daß alle meine Schritte in dieser Hinsicht erfolglos geblieben waren, war ich tief entmutigt. Ich fühlte mich kompromittiert und war nicht weit davon,

meinen Rücktritt anzubieten. Zum Glück hörte ich aber bald danach, daß das dilatorische Spiel von den Fabriken in Creuzot, Essen usw. selbst ausging. Es war ein mit den Serben abgekarteter Sabotageakt, bestimmt, die Proben durch Nichtabsendung der Geschütze zu vereiteln. In der Tat, noch Ende März besuchte mich Pašić, um mir etwas verlegen zu eröffnen, die Sachen hätten sich so hingezogen, die Banken könnten nicht noch Monate warten, man müßte ganz einfach die Proben fallenlassen. Wenn dies geschähe, was würde meine Regierung tun? Würde sie diese Vorgangsweise als einen unfreundlichen Akt betrachten und irgendwelche Konsequenzen daraus ziehen? Ich erklärte mich nicht imstande, sofort eine Meinung zu äußern, die übrigens meine Regierung nicht binden würde, und erst telegraphisch in Wien anfragen zu müssen. Ich ließ aber doch noch Nenadović zu mir bitten, um ihn zu fragen, ob denn König Peter noch immer so sicher und siegesbewußt sei und es vielleicht möglich sei, ihn zu veranlassen, Pašić zu entlassen und unter General Gruić usw. eine neue radikale Regierung ans Ruder zu rufen, die für Komparativproben wäre. Mein Mitredner mußte gestehen, daß der König durch den Zeitverlust und die letzten Ereignisse schwankend geworden und er selbst nicht mehr das volle Vertrauen seines Herrn wie früher genieße. Unter diesen Umständen konnte ich nicht verhindern, daß am 2. April die Geschützproben definitiv fallengelassen wurden. Vom Grafen Gołuchowski erhielt ich den Auftrag, auf Kompensationen zu bestehen, die uns mit Rücksicht auf die in perfider Weise hinwegeskamotierten Komparativproben gebührten. Ich sollte für die Skoda-Fabrik wenigstens die Lieferung von 9 Gebirgsbatterien herausschlagen; von allen anderen Industrielieferungen hatte ich 40% zu verlangen, während nach der vorgesehenen Struktur der von Paču vorbereiteten Anleihe entsprechend der Quote des aufzubringenden Kapitals nur 30% uns reserviert werden sollten.

Das Fallenlassen der vergleichenden Geschützproben hatte in-

dessen noch ein Nachspiel. Balugdšić griff die Minister im Oppositionsblatte „Pravda" mit solcher Heftigkeit an, daß Pašić beschloß, ihn mundtot zu machen und wegen Landesverrates (Verrates von Staatsgeheimnissen) und Verleumdung gerichtlich belangen zu lassen. Balugdšić wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, einer relativ milden Strafe, der er sich aber durch die Flucht nach Semlin entzog. Er hatte versucht, den Wahrheitsbeweis zu erbringen und in einer langen Verteidigungsrede sensationelle Enthüllungen gemacht. Danach hätte Pašić dem Könige aus dem Anleiheerlöse 2 bis 3 Millionen Franken versprochen, um ihn dann für immer widerstandslos zu beherrschen, also die alte korrupte Vorgangsweise der verschwundenen Dynastie sollte wieder aufleben; in zweiter Linie behauptete Balugdšić, es wäre ein geheimes Trutz- und Schutzbündnis zwischen Bulgarien und Serbien abgeschlossen worden, in dem sich die beiden Dynastien gegenseitig ihren Bestand garantierten. Den König, dessen bedrängte finanzielle Lage nur zu bekannt war, hatte Balugdšić, das enfant terrible des Hofes, ohne Bedenken kompromittiert. Er hatte zwar nichts bewiesen, aber „Aliquit semper haeret", seine Behauptungen fanden vielfachen Glauben und die Opposition schöpfte neuen Verdacht bezüglich der mit dem Anleihegeschäfte verbundenen Korruption.

Anfangs Mai reiste dann endlich, nach zahlreichen Verzögerungen, Paču nach Paris ab und schloß wirklich mit der Gruppe der Ottoman-Bank, mit Fürstenberg für die Deutsche Diskontgesellschaft und Taussig für die österreichischen Banken eine 100-Millionen-Anleihe ab. Der Übernahmskurs von $83^1/_2\%$ war in Anbetracht des $4^1/_2\%$igen Zinsfußes ein für Serbien sehr günstiger, doch wurden 2% Provision angerechnet. Die Aufteilung der Kapitalsbeschaffung erfolgte nach dem schon früher bestimmten Verhältnisse von 40% für Frankreich und je 30% für Österreich-Ungarn und Deutschland. Ich war im Mai auf einige Tage nach Bosnien und der Herzegowina gefahren und fuhr von Mostar direkt über

Agram nach Wien. Ich sprach mit Taussig, der mit dem Verlaufe der mündlichen Verhandlungen ganz zufrieden war; auch war es ihm gelungen, von Fürstenberg Konzessionen bezüglich Erhöhung unserer Industriebestellungen über den 30%igen Schlüssel zu erwirken. Insbesondere hatte er sich die gesamte Lieferung von 100.000 Gewehren reserviert, die ausschließlich in der Steyrschen Waffenfabrik hergestellt werden sollten. Die Sache war so glatt gegangen, daß der erfahrene Finanzier Zweifel über den guten Glauben der serbischen Regierung äußerte und mich fragte, ob denn auch Pašić bei der Stange bleiben würde? Ich war trotz aller in Belgrad erlebten Enttäuschungen noch immer so optimistisch, daß ich keinen Anlaß fand, die Befürchtungen des Vizegouverneurs der Bodenkreditanstalt zu teilen.

Inzwischen setzte Balugdšić von Semlin aus seine Kampagne gegen die radikalen Machthaber fort, allein er konnte dem König nicht durch seine täglichen stundenlangen Gespräche wie früher Mut und Selbstvertrauen einflößen. Dazu kam, daß Nenadović, der jetzt der einzige Vertrauensmann des Königs Peter in seiner unmittelbaren Umgebung war, sich öfters nach Budapest und Wien zur Beeinflussung der Presse absentiert hatte. König Peter fühlte sich demnach ganz vereinsamt, um so mehr, als das Verhältnis zu den unbändigen Söhnen kein gutes war. Da die von Protić, dem brutalen Minister des Innern, inszenierten Presseangriffe gegen den König und die unverantwortlichen, angeblich von mir bestochenen Faktoren nicht aufhörten, so sah Nenadović, daß seine Stellung beim König, der ihm auch nicht mehr so rückhaltlos traute wie früher, schwankend wurde. Rasch entschlossen spielte er das Prävenire und reichte seine Entlassung freiwillig ein. Merkwürdigerweise erteilte sie ihm sein königlicher Vetter sofort, um ihn aber später als Gesandten in Konstantinopel wieder offiziell zu verwenden. Für den Augenblick schlug Nenadović aber einen ihm von Pašić angetragenen Gesandtenposten aus, um in der Nähe des Königs zu bleiben. Er wollte als einfacher, privater Ratgeber dem-

selben im Kampfe gegen den verhaßten Pašić zur Seite stehen, und es zeigte sich bald, daß es ihm gelang, den König zu entscheidendem Eingreifen in die Staatsgeschäfte zu bewegen. Charakteristisch ist, daß der Minister des Innern Protič damals Enthüllungen über kompromittierende Briefe des Königs lancierte, aus denen dessen aktive Mitschuld an der Ermordung des Königs Alexander unwiderleglich hervorgehe. Offenbar wollten er und Pašić die Autorität des Königs ganz untergraben, ihn zu einem Schattenkönig herabsetzen und die ganze Staatsgewalt in den Händen der die Skupschtina beherrschenden radikalen Führer vereinigen.

Zunächst handelte es sich indessen um die Hauptfrage, das nach monatelangen mühsamen Verhandlungen zustande gekommene Anlehen in der Skupschtina durchzubringen. Der König wollte, daß Pašić und Paču, die ja für den Abschluß der großen Anleihe von 100 Millionen verantwortlich waren, für dasselbe auch vor der Volksvertretung einständen. Allein das hauptsächlichste Pressionsmittel den eigenen Parteigenossen gegenüber, die Ermächtigung zur Auflösung der Skupschtina und zur Ausschreibung von Neuwahlen, verweigerte König Peter konsequent seinem Ministerpräsidenten, obwohl letzterer mir gegenüber behauptet hatte, er habe die Kabinettbildung seinerzeit nur unter der Bedingung der Ermächtigung zu Neuwahlen übernommen. Gegen Ende Mai wurde nun die Skupschtina in der Tat zu einer außerordentlichen Session behufs Votierung der Anleihe und des deutschen Handelsvertrages einberufen. In der ersten Sitzung, bei der aber zehn bis zwölf gemäßigte Radikale fehlten, wurde der Regierungskandidat erst beim dritten Wahlgange und auch da nur mit relativer und nicht mit absoluter Mehrheit aller abgegebenen Stimmen zum Präsidenten gewählt. Allein es war die Abstimmung gar nicht nach strenger Parteischeidung vorgenommen worden. Einzelne Extremradikale hatten für den Regierungskandidaten gestimmt, eben, um dessen Niederlage zu vermeiden, da sie die Regierung

nicht durch eine rein formale Abstimmung, sondern über die Anleihe stürzen wollten. Gemäßigte Radikale hatten hingegen gegen ihn gestimmt, angeblich weil sie ein anderes Mitglied ihrer Partei zum Präsidenten wählen wollten. Hier ist der Verdacht eines absichtlich Sichüberstimmenlassens nicht abzuweisen. Derselbe verdichtete sich aber beinahe zur Gewißheit, als Pašić am darauffolgenden Tage in der Tat die Gesamtdemission seines Kabinetts ankündigte und die Skupschtinasitzungen vertagte. Inzwischen waren nämlich zehn bis zwölf Bauern, welche zum Heerbann der Regierung gehörten, in der Hauptstadt angekommen, mit deren Hilfe sie jeden Augenblick ein Vertrauensvotum hätten herbeiführen können. Allein Pašić, den ich während der langen, ich glaube zehntägigen Krisis einmal zufällig privatim traf, zog es vor, über die rein formale Abstimmung bei der Präsidentenwahl, welche überhaupt keine Niederlage war, zu fallen, das heißt eigentlich unter diesem Vorwande fahnenflüchtig zu werden, und das Anlehen vor der Skupschtina nicht zu vertreten. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß sein Rücktritt eine Desertion, ein Fallenlassen der Anleihe sei, die aus internationalen, politischen Gründen für das Königreich Serbien und dessen Stabilität von größtem Nutzen gewesen wäre. Denn die Presse aller drei Länder, deren Bankengruppen das Darlehenskapital aufbringen würden, hätte eine wohlwollende Haltung Serbien gegenüber eingehalten und die wirtschaftlich günstige Kritik hätte unfehlbar auch auf das politische Gebiet übergegriffen. Das Argument, daß es doch für jeden Minister ein Ehrenpunkt sei und eine Ehrenpflicht dem Auslande gegenüber, für die mit letzterem getroffenen Abmachungen im eigenen Parlamente einzustehen, verfing nicht. Pašić stellte sich auf den Standpunkt, er verfüge nicht über eine genügend disziplinierte Partei, um das etwas zu groß gewordene, im Lande unbeliebte Anlehen durchzuzwängen. Er müßte erst durch Neuwahlen sich eine solche, ihm unbedingt folgende Mehrheit schaffen. Allein er wußte, daß er durch Bestehen auf der unbeliebten

Anleihe den Gegnern das willkommene Schlagwort der Korruption, des durch das Ausland Gekauftseins in die Hände spielen und wahrscheinlich bei den Wahlen unterliegen würde. Er zog daher die Fahnenflucht vor und warf das Anlehen über Bord. Die Demission sollte aber nur eine „fausse sortie" sein. Er glaubte, er könnte jede andere Ministerkombination verhindern und wieder eine neue Regierung, mit dem König erpreßten Vollmachten zu Neuwahlen, bilden. Hier sollte sich aber der überschlaue Taktiker gründlich täuschen. Er rechnete ohne die tiefgewurzelte Abneigung, ja den Haß des Königs, der über seine krummen Wege entrüstet war und durch den „Privaten" Nenadović in diesen Gefühlen bestärkt wurde.

Nachdem alle möglichen Kombinationen gescheitert waren, geschah das Unwahrscheinliche; der König berief die Extremradikalen allein zur Regierung mit dem ausdrücklichen Mandate, die Neuwahlen durchzuführen. Lange hatte sich derselbe mit Recht gegen die vorzeitige Auflösung der Skupschtina und die Aufwühlung der nationalen Leidenschaften gesträubt. Jetzt erschien ihm dieselbe als das einzige Mittel, um die ihn schon bedrohende Allmacht von Pašić und Genossen zu brechen. Das Mandat zur Neubildung des Kabinetts erhielt ein Hochschulprofessor Stojanović, einer der wütendsten Austrophoben, dessen Vater nach der Okkupation von Bosnien nach Belgrad ausgewandert war. Die anderen Minister waren „dii minorum gentium". Sehr sympathisch war hingegen der Außenminister Herr Zujević, ein im guten Rufe stehender Geologe, den ich in dem einzigen serbischen Hause, in dem ich verkehrte, kennengelernt hatte. Er sagte mir, er hatte das ihm übertragene Amt viermal ausgeschlagen. Sein einziger Titel hierzu läge in der Tatsache, daß er etwas weniger schlecht französisch spreche und schreibe als seine Kollegen. Schon nach der Königswahl hatte er mir anvertraut, daß er in der konstituierenden Skupschtina sich im Prinzip für die Republik ausgesprochen hatte. Die republikanische Partei bestehe aber eigentlich nur aus ihm

und allenfalls dem Ministerpräsidenten Stojanović. Sie hätten jetzt beide ihre Theorien auf den Nagel gehängt und wollten aufrichtig das königliche Regime konsolidieren. Da ich mit dem humorvollen Zujević auf einem persönlichen, beinahe freundschaftlichen Fuße stand, so eröffnete ich ihm gleich unsere Gravamina, betreffend die von Belgrad genährte, sogenannte kulturelle Propaganda, welche in Subventionen aus den geheimen Fonds an Schulen in Sarajevo, Agram usw. zum Ausdruck kam. Er versprach mir sofort Abhilfe, soweit er über die betreffenden Fonds zu verfügen hatte, und verurteilte solche geheime Agitation, welche uns nur verstimmen und mißtrauisch machen könne, ohne der serbischen Sache zu nützen. Meine Beziehungen zu Zujević sollten nur etwa einen Monat dauern, denn ich verließ anfangs Juli Belgrad mit Rücksicht auf meine bevorstehende Vermählung. Wenn ich etwas in Belgrad bedauerte, so war es, daß Zujević, der durchaus wahrheitsliebend und verläßlich war, nicht schon früher den Posten des Außenministers bekleidet hatte.

Was nun das Programm des neuen Kabinetts betrifft, so erklärte sich dasselbe als ein provisorisches, welches zunächst nur die Aufgabe hatte, Neuwahlen durchzuführen. Jedenfalls verwahrte sich das Parteiblatt der extremen Radikalen gegen den Verdacht oder die Beschuldigung der Austrophilie. Pašić und sein intimster politischer Freund, der brutale Polizeiminister (so hieß im demokratischen Lande der Minister des Innern!) Protić gingen mit folgender Plattform in die Neuwahlen: Wir, das heißt Österreich-Ungarn, hätten alles getan, um das Anlehen unmöglich zu machen, indem wir es zu einer solchen Summe hinaufschraubten, daß dessen Verzinsung eine für das Land unerträgliche Last gewesen wäre. Das stark verschuldete Serbien wäre dann in eine immer größere Abhängigkeit von der mächtigen Nachbarmonarchie geraten. Das Verdienst der Minister wäre es, das Anlehen fallengelassen zu haben. Ihr Sturz wäre durch mich und den durch mich beeinflußten König veranlaßt worden, aber sie hätten doch

ihr Land vor der wirtschaftlichen Umklammerung durch die gefürchtete Monarchie bewahrt. Pašić zögerte keinen Augenblick, den Thron zu erschüttern, die Stellung des Königs zu schwächen, sobald die Machtstellung der radikalen Partei in Frage kam. Unter König Milan war dieselbe antidynastisch geworden. Der Außenminister blieb also eigentlich bei der Verleumdung des Königs der Parteitradition treu. Pašić, der mir, um die französischen Kanonen zu retten, alle Industrielieferungen angeboten, der wiederholt den Wunsch geäußert hatte, mit mir nach Wien zu gehen, um dort mit dem Grafen Gołuchowski über die Lieferungen und politischen Abmachungen einig zu werden, setzte seiner Perfidie und Hinterhältigkeit durch die Aufstellung dieser Wahlparole die Krone auf. Trotzdem unterlag seine Partei bei den anfangs August stattgefundenen Wahlen, und die Regierung Stojanović wurde aus einer provisorischen eine definitive.

Ich verweilte vielleicht über Gebühr bei den langen, verworrenen Verhandlungen betreffend die Anleihe sowie die Geschütz- und Industrielieferungen, weil dieselben der ganzen Periode von Dezember 1904 bis Mai 1905 ihre Signatur aufprägten. Auch geben die Vorkommnisse bei Hof, in der Skupschtina, namentlich aber das Verhalten der Minister einen lehrreichen Aufschluß über das manchmal unentwirrbare Durcheinander von Einflüssen, Intrigen, Tendenzen und Strömungen, welche das Terrain, auf dem speziell der Vertreter unserer Doppelmonarchie zu manövrieren hatte, überaus schlüpfrig machten. In unserer ganzen Aktion zugunsten der Skoda-Geschütze hatten wir sehr große Odds gegen uns. Ich stand von Anfang an derselben eher skeptisch gegenüber; angesichts der in den maßgebenden Kreisen bezüglich des gefährdeten Bestandes der Skoda-Fabrik vorherrschenden großen Besorgnis war ich aber gezwungen, zunächst mich mit Hochdruck für unsere Geschütze, das heißt für die Abhaltung von vergleichenden Proben einzusetzen, die uns allein die Möglichkeit eines Erfolges boten. Betrachtet man aber in aller Ruhe und Objektivi-

tät die Sachlage, konnte man die ablehnende Haltung der Minister begreifen. Nach der Volksstimmung waren wir eben die vor allem zu fürchtenden, allzu nahen Nachbarn. Während des Russisch-Japanischen Krieges hatten wir ja augenscheinlich im nahen Balkan freie Hand. Mit Italien hatten wir uns seit der Zusammenkunft des Grafen Gołuchowski mit Tittoni in Venedig bezüglich des status quo in Albanien geeinigt. Auch hier glaubten die Serben, wir hätten carte blanche zum Einrücken in Altserbien erhalten. Sie sahen in der Reformaktion nur eine Atempause, allerdings eine ihnen günstige, welche während der Zeit der Ausschaltung ihres nordischen Protektors vom europäischen Schauplatze die Verleihung der von England vorgeschlagenen Autonomie an Mazedonien und die Bulgarisierung der serbischen Elemente daselbst verhinderte. Allein sie rechneten doch damit, daß in nicht sehr ferner Zukunft der Zusammenstoß mit uns unvermeidlich stattfinden würde. Sollten sie für diesen Fall bezüglich ihrer Bewaffnung und Belieferung mit Munition von uns, ihren voraussichtlichen Gegnern, abhängen? War es nicht naheliegend, daß wir ihnen entweder minderwertige Kanonen und schlechte oder im entscheidenden Zeitpunkte gar keine Munition liefern würden? So argumentierten die politisierenden Serben. Ich mußte mit dieser Argumentation und dieser Mentalität rechnen und kam daher zur Überzeugung, daß es viel rationeller wäre, die Forderung bezüglich unserer Geschütze gegen die Sicherung umfangreicher Industrie- und Eisenbahnlieferungen fallenzulassen.

Jedenfalls ist es schwer, Pašić in bezug auf Falschheit, Perfidie und Unverläßlichkeit die Palme streitig zu machen. Nie stimmten seine Taten mit seinen Worten; was ihm unangenehm, nicht mit seinen Darstellungen vereinbar war, leugnete er einfach ab oder er schützte Unwissenheit vor. Auch in der bezüglich Altserbiens zu befolgenden Politik trieb er das beliebte Doppelspiel. Er wußte nichts von Bandenbildungen, vom Übertritte von kleinen Grup-

pen von serbischen Offizieren und Unteroffizieren, die Grenze war hermetisch abgesperrt usw. Neben der offiziellen Propagandastelle, die ein Departement des Außenministers bildete, gab es aber ein Privatkomitee, das zwar aufgelöst, aber in Wirklichkeit weiterbestand und mit Konnivenz der Behörden Waffen und Offiziere sowie Unteroffiziere, wenn nicht größere Banden über die Grenze schmuggelte. Letztere waren zum Schutze der altserbischen Dörfer gegen die bulgarischen Komitatschis bestimmt, während das von Belgrad nach Nisch verlegte Propagandadepartement mit den bulgarischen Führern, wie Sarafoff, im engsten Kontakt stand. Auch hier ein widerspruchsvolles Gewirre von planlosen Aktionen und Gegenaktionen, von denen „der arglose Minister" nichts wissen wollte.

Was seine auswärtige Politik anbelangt, so war, abgesehen von der Russophilie, der markanteste Zug derselben die Anlehnung an Bulgarien, die ich ja sehr ausführlich dargestellt; sosehr, daß das Verhältnis zu Rumänien anfangs ein sehr kühles war und sich erst später etwas besserte. Nach außen hin wurden durch wiederholten Depeschenwechsel mit dem Fürsten von Montenegro z. B. von Nisch und von Sofia aus schon die äußeren Umrisse eines Balkanbundes markiert, dem aber jeder Inhalt fehlte, denn König Peter stand mit seinem Schwiegervater so schlecht wie möglich. Mit der Türkei hatte der serbische Außenminister durch die Bandenbildung und den kleinen Guerillakrieg in Altserbien gespannte Beziehungen geschaffen. Was endlich uns anbelangt, so konnten wir überall, in Konstantinopel, in Sarajevo, in Agram, die von ihm oder mit seiner Konnivenz gesponnenen Fäden gegen uns aufdecken. Ich muß gestehen, ich konnte in Pašić während meiner zweieinhalbjährigen Wirksamkeit in Belgrad nicht die großen staatsmännischen Gaben entdecken, die ihm später als Gründer des jugoslawischen Reiches nachgerühmt wurden. Es kennzeichneten ihn allerdings genaue Kenntnis seines Landes und seiner Leute, skrupellose Wahl der Mittel, um seine Machtstellung auf-

rechtzuerhalten, die auch vor gewalttätiger Hinwegräumung gefährlicher Gegner nicht zurückscheut. Ein krasses Beispiel hiervon bietet der Prozeß gegen den Obersten Dragutin Dimitrjević (Apis), den terroristischen Urheber der Ermordung unseres Thronfolgerpaares, den Pašić in Saloniki zum Tode verurteilen und erschießen ließ, weil er dessen Zeugnis über seine eigene Mitwisserschaft von der Vorbereitung des Sarajevoer Attentats fürchtete. Pašić, der keine Sprache, nicht einmal die serbische Sprache, korrekt sprechen konnte, war ein elender Redner und schien daher als parlamentarischer Führer nicht der richtige Mann. Hingegen war er ein unübertrefflicher Meister der Intrige, der Kulissenarbeit der parlamentarischen Korruption, durch die er seine Partei zusammenhielt. Nicht politisches Genie oder kühne Initiative stempelten ihn zum Staatsmann, sondern Charaktereigenschaften, wie zähe Ausdauer, unbezwinglicher Gleichmut in der Ertragung des Unglückes und der Niederlage, fatalistischer Glaube an das Ideal nationaler Einigung. Die innere Schwäche unserer Monarchie, deren buntes Völkergefüge den Triumph der nationalen Idee nicht überleben konnte, schuf die für den Aufstieg Serbiens günstige Konjunktur, die er geschickt auszunützen wußte. In Maulwurfsarbeit, der Betretung krummer Wege, in Vorschiebung und Ausbeutung nationaler Agitatoren, die er aber schonungslos opferte, wenn sie ihm unbequem oder gar gefährlich wurden, war er allerdings unerreicht. Kurz, er blieb Verschwörer und Frondeur selbst als Minister, aber wenn auf irgendeinem Gebiete, so gilt bis jetzt auf jenem der Politik der Satz: „Der Erfolg heiligt die Mittel."

IV. Rückblick

Unvereinbarkeit der großserbischen Idee mit dem Bestande unserer Monarchie

Ich ging nach Belgrad mit der besten Absicht, ein erträgliches, normales Verhältnis unserer Monarchie zu dem kleinen turbulenten Serbenstaate herzustellen. Es gelang mir dies ebensowenig wie meinen Vorgängern, die alle über den serbischen Stein des Anstoßes mehr oder weniger stolperten. Lag der Fehler an uns oder gab es eine dem Wesen der Dinge entspringende Inkompatibilität zwischen den beiden Staaten? Ich glaube, die zweite Frage bejahen zu sollen. Das vitium initiale unserer Beziehungen lag einerseits in der bloßen Okkupation und Nichtannexion Bosniens und der Herzegowina, anderseits in der Inaugurierung einer auf dem allgemeinen Stimmrecht aufgebauten, viel zu liberalen Nationalitätenpolitik Österreichs, welche das Selbstgefühl und die Kampfesfreude der slawischen und anderer nichtdeutscher Volksstämme mächtig anfeuerte. Die logische Auswirkung des nationalen Prinzips wäre allerdings die gewesen, die sämtlichen Südslawen in einem Staate zu vereinigen, und da in unserer Monarchie beinahe zweimal so viele Südslawen als im kleinen Altserbien wohnten, wäre die einzige richtige Lösung der Zusammenschluß aller Südslawen, also auch der Kroaten und Slowenen, mit den Serben unter dem Habsburger-Zepter gewesen.

Beim Berliner Kongreß hätte Graf Andrássy diese Regelung der Frage mit Hilfe des Fürsten Bismarck erreichen oder wenigstens vorbereiten können. Letzterer äußerte damals die Ansicht, wir sollten Serbien als unabhängiges Königreich mit vergrößertem Gebiete nur unter der Bedingung anerkennen, daß es sich zum Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses, vielleicht auch eines Militärbündnisses mit uns verpflichte. Serbien wäre dann praktisch unter österreichischem Protektorate gestanden. Doch

diese Postulate mußten an dem Widerstande der Ungarn und deren starrem Festhalten an der 1867er-Verfassung sowie der agrarischen Zollpolitik scheitern. Andrássy war mit der gebundenen Marschroute nach Berlin gegangen, nicht einen Quadratmeter von Serben bewohnten Gebietes der Monarchie anzugliedern. Er wählte deswegen die unglückliche Form des europäischen Mandats zu einer bloßen Besetzung, allerdings ohne Termin, aber nicht die der Annexion Bosniens. Außerdem ließ er sich herbei, in einem geheimen Abkommen mit der Pforte deren Souveränität über Bosnien und den nur provisorischen Charakter der Okkupation ausdrücklich anzuerkennen. Hiermit war aber der serbisch-nationalen Agitation in Bosnien um so mehr Nahrung gegeben, als Herr von K á l l a y sich zunächst auf die mohammedanischen Begs, als angeblich konservative Großgrundbesitzer, und auf die katholischen Kroaten, statt auf die orthodoxen Serben stützte. Er beging sodann den Fehler, die bosnischen Bauern nicht durch eine staatliche Grundentlastung zu freien Bauern mit Eigentum an ihren Erbzinsgütern zu machen. Der Vergleich des Loses der serbischen Khmeten in den besetzten Gebieten mit der Lage der Bauern oder Familiengemeinschaften im Königreich Serbien genügte, um bei ersteren die Sehnsucht nach ähnlichem freien Grundbesitz zu wecken und somit den Irredentismus zu fördern.

Einer unserer gedankenreichsten Politiker, Dr. Baernreither, verfocht stets die Ansicht, daß wir in Bosnien das heimische serbische Element begünstigen und auch bis zu einem gewissen Grade zur Verwaltung heranziehen sollten; daß die mohammedanischen Großgrundbesitzer immer im Sultan und Kalifen ihr Oberhaupt sehen und daher nicht als konservative Faktoren und Stützen unserer Herrschaft in den besetzten Gebieten, ähnlich wie die Großgrundbesitzergruppe in den Erbländern, in Betracht kommen könnten. Dr. Baernreither schwebte, als die einzige rationelle Lösung, die Anbahnung des Trialismus vor, wozu allerdings

die Loslösung Kroatiens und des Litorales von der ungarischen Reichshälfte eine schwer zu erreichende Vorbedingung war. Auch ich war damals der kaum richtigen Meinung, daß es noch immer möglich wäre, durch eine geänderte, serbenfreundliche Politik Sarajevo zum Mittelpunkt des Serbentumes zu machen und Belgrad in den Hintergrund zu schieben. Ich setzte in einer Denkschrift auseinander, daß man den populären und liberal gesinnten Erzherzog Eugen zum Gouverneur oder Vizekönig von Bosnien mit dem Sitze in Sarajevo ernennen sollte. Dort müßte er einen glänzenden Hof halten und zu reich dotierten Stellen auch die prominenten Bosnier heranziehen. Ferner wäre sofort die staatliche Grundentlastung und Emanzipation der Khmeten durchzuführen, selbst wenn zu diesem Zwecke Anlehen aufgenommen werden müßten. Natürlich wäre vieles auf dem Felde der Verkehrspolitik nachzuholen, um den Export nach der Adria hin zu fördern und Bosnien als Hinterland Dalmatiens zu erschließen. Allerdings war die Voraussetzung hierfür die Überwindung des magyarischen Widerstandes durch einen tatkräftigen Monarchen. Gleichzeitig müßte der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad mit reichen geheimen Fonds ausgestattet sein, um einige Presseorgane für sich zu gewinnen und eine österreichische Partei in Belgrad wieder ins Leben zu rufen. Die von Sarajevo ausgehende Anziehungskraft würde dann so groß sein, daß viele Serben des Königreiches nach Bosnien gravitieren würden und, im Fall einer längeren friedlichen Entwicklung, der Zusammenschluß der südslawischen Elemente innerhalb unserer Monarchie vorbereitet würde. Ich unterschätzte damals die Kraft der nationalen Strömungen, deren Eindämmung während der langen Regierung unseres Kaisers immer wieder gelungen zu sein schien. Auch hielt ich mir gegenwärtig, daß sowohl das radikale „Vuič" als auch Milovanović zu verschiedenen Zeiten mir zugegeben hatten, die beste Lösung wäre die Schaffung eines Balkanbundes mit Österreich-Ungarn an der Spitze, an welches Serbien und Bulga-

rien durch Zoll- und Handelsunion sowie militärische Abmachungen gebunden wären. Allein alle diese Zukunftsbilder wären nur nach einem siegreichen Krieg mit Rußland möglich geworden, und eben diesen verhängnisvollen Zusammenstoß mußte doch jeder Politiker vermeiden. Was endlich die dem unglücklichen Thronfolger Franz Ferdinand vorschwebende Lösung, nämlich den Trialismus, betrifft, so muß man sich zunächst fragen, ob denn derselbe anders als durch einen Bürgerkrieg mit den Machthabern in Budapest möglich gewesen wäre, eine Eventualität, welche unseren Feinden die willkommene Gelegenheit geboten hätte, über uns herzufallen. Aber selbst wenn diese Katastrophe hätte vermieden werden können, muß man doch auch bedenken, ob ein trialistischer Bundesstaat überhaupt noch die Unterlage für eine einheitliche äußere sowie Zoll- und Handelspolitik hätte bilden können. Wäre dieses Staatengebilde überhaupt lebensfähig gewesen? Hätten die Polen nicht mit demselben Recht wie die Südslawen eine selbständige Stellung und größere Autonomie, also den Quadralismus, verlangt? Endlich noch eine letzte Erwägung. Wäre nicht die Gefahr, ja die Wahrscheinlichkeit vorhanden gewesen, daß die südslawische Gruppe, nachdem sie sich konsolidiert, wie ein reifer Apfel vom Reichsbaum fiele? Man sieht also, daß die theoretisch und logisch richtige Anstrebung des Trialismus durchaus keine Panazee gewesen wäre, sondern die größten Gefahren für den inneren und äußeren Frieden mit sich gebracht hätte.

Die kurzsichtige Politik, welche anderseits die Magyaren unter Verletzung des 1868er-Ausgleiches, insbesondere in der Eisenbahnfrage, den Kroaten gegenüber befolgten, brachte es zustande, den jahrhundertealten Gegensatz zwischen den katholischen, der abendländischen Kultur zugewandten Kroaten und den orthodoxen Serben zu überbrücken. Auch in Agram blühte der Irredentismus. Unsere laxen, österreichischen Regierungen endlich, immer nur auf parlamentarische Augenblickserfolge bedacht und

eifrig bemüht, die Obstruktion im Reichstag und den Landtagen zu vermeiden, ließen die Zügel schleifen. Sie gestatteten nationale, antideutsche Hetze in den Schulen und ließen es blindlings zu, daß auf den periodischen Sokol-Studenten- oder -Gelehrtenkongressen in Prag, Agram, Belgrad oder Sofia internationale panslawistische Fäden gesponnen und der Irredentismus unter den Südslawen zur hellen Flamme angefacht wurde. Mit dieser Mentalität hatte ich in Belgrad zu rechnen. Die Serben blickten in ihrer radikalen überwiegenden Mehrheit mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zum Zarbefreier auf, vergaßen aber, daß sie Graf Khevenhüller vor den siegreichen Bulgaren nach der Niederlage von Slivnica gerettet hatte. Vom fernen, stammverwandten Rußland erwarten sie alles in der Zukunft, ohne zu bedenken, daß dessen eigentlicher Vorposten auf der Balkanhalbinsel Bulgarien ihr gefährlicher Rivale in Mazedonien war. Von den durch die Geographie gegebenen natürlichen Absatz- und Handelsbeziehungen zum großen Nachbarlande sahen sie ganz ab. Die Ausfuhr Serbiens hatte im Jahre vor meiner Ankunft etwa 88 Millionen Kronen betragen, wovon 55 Millionen auf den serbischen Absatz landwirtschaftlicher Produkte, insbesondere der Viehzucht, nach Österreich-Ungarn gingen. Unsere Ausfuhr von Industrieartikeln hatte gegen 33 Millionen ausgemacht, so daß der serbische Außenhandel mit unserer Monarchie mit 22 Millionen Kronen aktiv blieb. Demgegenüber fand überhaupt kein Warenaustausch mit Rußland statt. Mein russischer Kollege hatte aus Prestigegründen darauf bestanden, daß etwa einmal im Monat ein Schiff der russischen Gagarin-Gesellschaft bis nach Belgrad die Donau hinaufkam. Aber der ganze Kargo bestand aus Kaviar oder anderen Sendungen für die Mitglieder der russischen Gesandtschaft. Die Nähe unserer Produktionsstätten, unsere billigen Entstehungskosten, die Kenntnis des Geschmackes und der Bedürfnisse des serbischen Volkes, alle diese Faktoren bewirkten, daß wir damals den serbischen Markt be-

herrschten. Er war uns aber durchaus nicht rettungslos ausgeliefert. Für die Zerealien Weizen und Mais war der Donauweg der billigste und meistgebrauchte. Auch der Hafen von Saloniki stand den Serben als Ausfallstor offen. Ihr sonnenklares Interesse war es aber jedenfalls, die wirtschaftlichen Beziehungen mit uns auszubauen und ihre Ausfuhr zum nächsten konsumfähigen Nachbarn, zu unserer Monarchie zu fördern. Sei dem wie immer, die serbischen Minister schienen auf Erneuerung und Verbesserung des Handelsvertrages mit uns kein besonderes Gewicht zu legen. Selbst der sachkundige Finanzminister Paču bereitete einen elenden Handelsvertrag mit Deutschland hinter unserem Rücken vor, obwohl ich ihn auf die Nachteile dieser Vorgangsweise wiederholt aufmerksam gemacht hatte. Noch unbegreiflicher war die Bulgarophilie des Pašić, der insgeheim die Zollunion mit Bulgarien einging und auf unsere kategorische Einsprache dieselbe fallen lassen mußte. Die Gegensätze wurden dadurch so sehr verschärft, daß sie in letzter Linie zum bedauerlichen Zollkriege führten. Die großserbischen nationalen Ziele, die Sehnsucht nach nationaler Einigung, hatten sich der Phantasie, der Psyche des Serbenvolkes in so hohem Grade bemächtigt, daß für dasselbe die bedeutendsten wirtschaftlichen Interessen des Landes in den Hintergrund traten. Damit war aber jedem Verständigungsmittel mit uns der Boden entzogen. In den Augen der Serben waren wir der nationale Feind, der die Expansion nach dem Westen verhinderte und ihnen auch bezüglich der Förderung ihrer nationalen Pläne im Süden, für den Fall des Zerfalles der europäischen Türkei, nicht entgegenkam. Zwischen der Erfüllung der großserbischen Ziele und dem Bestand unseres Völkerstaates gab es keine Brücke zur Ausgleichung der stark aneinanderstoßenden Gegensätze. Das nationale Prinzip, der Drang der südslawischen Stämme nach einheitlichem Zusammenschluß zu einem Nationalstaat, erwies sich stärker als die historischen und dynastischen Bande und die wirtschaftlichen Interessen, wel-

che die Monarchie durch so viele Jahrhunderte zusammengehalten hatten. Angesichts dieser Sachlage war jeder Versuch der Herstellung selbst nur korrekter, dauernder Beziehungen zwischen unseren beiderseitigen Ländern meines Erachtens aussichtslos.

VII. Kapitel

Im Auswärtigen Amt, 1907 bis 1909, als einberufener Gesandter

Ich hatte meinen Posten in Belgrad im Juli 1905 verlassen, um im November Anie Baronin Lieven, deren Ehe mit dem russischen Legationssekretär Sablin geschieden worden war, zu heiraten. Ich nahm sodann einen einjährigen Urlaub, den ich zum Teil in Italien zubrachte. Im Oktober 1906 trat indessen Graf Gołuchowski infolge der Opposition der Ungarn vom Amte des Ministers des Äußern zurück, um vom Freiherrn von Aehrenthal abgelöst zu werden. Ich hatte mit letzterem seit den Petersburger Zeiten einen freundschaftlichen Verkehr unterhalten. In Bukarest verdankte ich seinen Privatbriefen aus Wien die wertvollsten Informationen. Er berief mich denn auch ins Ministerium zum politischen Dienste ein und übertrug mir die Leitung des Informationsbüros, mit dem Auftrage, dasselbe einer Reform zu unterziehen, da es schlecht funktioniere. Außerdem erhielt ich das politische Referat über Deutschland, Rußland und die skandinavischen Staaten.

Das Informationsbüro war eine sehr merkwürdige, ganz veraltete Institution, worin die Traditionen des Metternichschen Polizeistaates noch immer festgehalten wurden. Es war ein eigenes Departement mit selbständigen Hilfsämtern, Konzeptsbeamten, die alle, mit Rücksicht auf ihre besondere Vertrauensstellung, Zulagen erhielten. Der ganze, mit großen Kosten aufrechterhaltene Geheimdienst verfolgte einen doppelten Zweck: einerseits die Überprüfung und Vervollständigung der Berichterstattung der offiziellen Vertreter im Auslande, also eine Art Wiederauflebens der geheimen Diplomatie unter Ludwig XV., allerdings in ganz bescheidenem Ausmaße; anderseits die Überwachung der inneren Verwaltung, ja selbst der Minister, also eine direkte Reminiszenz

an Metternichs Geheimpolizei, der den Rivalen Grafen Kolowrat und dessen Amtswirksamkeit auf das schärfste überwachen ließ.

Was den Auslanddienst des Informationsbüros anbelangt, so war derselbe allerdings sehr reduziert, allein noch immer viel zu kostspielig mit Rücksicht auf den geringen Wert der uns durch denselben zugehenden Informationen. Um nur ein Beispiel zu geben: Für Rom fand ich als Konfidenten den Berichterstatter des „Le Temps", der etwa zweimal des Monats in resümierenden Briefen den Inhalt der an sein Blatt abgeschickten Telegramme und Korrespondenzen wiedergab. Man erfuhr post festum, was man durch das tägliche Lesen der Zeitung längst wußte. Ich zögerte nicht, nach einiger Zeit diesem Informator den Dienst zu kündigen, wobei ich von dem Grundsatze ausging, daß die Kontrolle und Ergänzung der offiziellen Berichterstattungen oft mehr Unheil als Nutzen mit sich bringen könnte. War letztere mangelhaft, widerspruchsvoll und unbefriedigend, so war dies, nach meiner Überzeugung, eher ein Grund, in der Person des Diplomaten einen Wechsel eintreten zu lassen. Im Falle, als der offizielle Vertreter und der Konfident in entgegengesetztem Sinne berichteten und man dem letzteren mehr Glauben schenkte als dem ersteren, war die Stellung des Diplomaten zu Hause ohnehin so geschwächt, daß er auch zur Durchführung einer eventuellen Aktion nicht als der geeignete Mann erscheinen konnte und daher durch einen andern, das Vertrauen des Zentrums genießenden Beamten ersetzt werden sollte.

Die Konfidenten in Fragen der inneren Politik und Verwaltung waren zum Teil in die Kategorie von Invaliden einzureihen, welche in Anerkennung ihrer seit Dezennien geleisteten Dienste Pensionen erhielten. Manche waren so alt, krank oder halb blind, daß sie nur mit zitternder Hand schreiben oder ihren Angehörigen Berichte diktieren konnten, welche nichts als mehr oder weniger gelungene Zeitungsausschnitte waren.

Zur Erklärung dieses Überwachungsdienstes, gewissermaßen als

mildernden Umstand, muß ich erwähnen, daß das österreichische Völkermosaik, die latenten oder akuten Spannungen zwischen den einzelnen Nationalitäten das Regieren und Verwalten besonders erschwerten. Zum Beispiel: In Galizien herrschten die Polen beinahe unumschränkt wie in einem besonderen Staate. Der Statthalter von Galizien, namentlich wenn es ein vornehmer Edelmann mit historischem Namen war, führte zuweilen nur sehr lässig die ihm von Wien zugehenden Weisungen aus, falls er ihnen nicht passive Resistenz entgegensetzte. Da war wohl eine vom Ballhausplatz organisierte Überwachung auch im Interesse der ruthenischen Minderheit oft sehr nützlich. Dasselbe galt von den in Prag angeknüpften panslawistischen Fäden mit den Südslawen, Russen, zu denen sich im Jahre 1908 selbst die Polen gesellten. Unter dem Deckmantel des Sokolkongresses kamen im Sommer 1908 sogar die französischen Turner nach Prag, wo Serben, Bulgaren, Ruthenen und Graf Bobrinsky als Vertreter Rußlands sich zur Schwächung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns und zunächst zur Anbahnung eines Föderativsystems unter slawischer Führung in Zisleithanien zusammenschlossen. Ich warnte demnach den Minister des Äußern dringend vor diesen panslawistischen Umtrieben, die ich seit dem Besuche der Jungtschechen in Paris anläßlich der Begräbnisfeier von Viktor Hugo genau kannte. Baron Aehrenthal schickte mich auch zum Minister des Innern, Baron Bienerth, mit dem Auftrage, gegen den Sokolkongreß Einspruch zu erheben. Allein die Stellung der Jungtschechen unter der Führung des gefürchteten russenfreundlichen Kramař war eine so starke, daß es uns nicht gelang, das Verbot des Sokolkongresses zu erwirken. Die in der Öffentlichkeit gehaltenen Reden waren denn auch alle programmgemäß korrekt und boten der Polizei keine Handhabe zur Auflösung; allein in privaten Zusammenkünften wurden die dauernden Verbindungen von Klofač mit den radikalen Serben und vom Grafen Bobrinsky mit den Karpathoruthenen ins Leben gerufen, welch letztere zum bekannten Hochverratsprozesse führten.

Trotz unserer eindringlichen Warnung wurden diese staatsfeindlichen Machinationen nicht im Keime erstickt.

Ich entschloß mich im zweiten Jahr meiner ministeriellen Amtstätigkeit zur völligen Auflösung des Informationsbüros dieses veralteten Instituts, namentlich mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die meisten Konfidenten nicht mehr aktionsfähig, noch glaubwürdig waren, daß der ganze Apparat viel zu kostspielig war und daß es endlich kaum mehr dem Begriffe eines modernen, liberalen Grundsätzen huldigenden Staates entspricht, einen Zweig der Regierung durch einen anderen überwachen zu lassen.

In einer Beziehung war mein Vorschlag taktisch unüberlegt. Kaiser Franz Joseph hatte offenbar seit Beginn seiner Regierungszeit täglich schön kalligraphierte Geheimberichte des Informationsbüros erhalten, worin wohl manchmal einzelne persönliche Vorkommnisse betreffend Würdenträger oder Privatpersonen ihn zerstreuten. Er hielt daher sehr auf diese zeitgeweihte Gewohnheit und, falls der Tagesbericht gegen 2 Uhr noch nicht in der Burg oder in Schönbrunn angelangt war, erschien ein Burggendarm mahnend am Ballhausplatz. Trotzdem genehmigte Baron Aehrenthal meinen auf Auflösung gehenden Vorschlag, der ein jährliches Ersparnis von mehr als 100.000 Goldkronen mit sich brachte. Ich aber sägte damit einen der Äste ab, auf denen ich im Auswärtigen Amte saß.

Der zweite Aufgabenkreis, der mir zugewiesen wurde, war das politische Referat betreffend Deutschland und Rußland. Die interessanteste Arbeit, die mir gleich bei meinem Eintritt in das Ministerium zufiel, war die Ausarbeitung von Richtlinien für den eben nach St. Petersburg abgehenden, neuernannten Botschafter daselbst, den Grafen Berchtold. Charakteristisch für die Methode des Barons Aehrenthal, welche den Dienst oft sehr erschwerte, ist, daß er mir nicht mit einem Worte Anhaltspunkte für diese Instruktionen gab, sondern nur bemerkte, nach der jahrelangen Zusammenarbeit in St. Petersburg und der Lektüre der Geheim-

akten müsse ich in seinen Gedankengang vollkommen eingeweiht sein. Mein erster Entwurf stimmte denn auch mit demselben überein, allein er fand ihn zu lange, nannte ihn einen Essay, so daß ich ihn nach seinen Angaben bedeutend kürzen mußte. Graf Berchtold aber, welcher den ersten Entwurf in meiner Amtsstube las, begrüßte ihn als einen wertvollen Kommentar zu den knapp gehaltenen Instruktionen.

Ich ging darin von dem Grundsatz der Solidarität der monarchischen, konservativen Staaten aus, welcher ein vertrauensvolles Zusammenwirken der drei Kaisermächte in allen großen Fragen der Politik wünschenswert machte. Im Nahen Osten mußten wir aber auf die in Konstantinopel dominierende Stellung Deutschlands, des Protektors der Türkei, Rücksicht nehmen und daher in der Durchführung der Reformen auf das für die slawischen Christen mit Feuereifer eintretende St. Petersburger Kabinett mäßigend und retardierend einwirken. Zum Glück hatte dasselbe schon die Einsicht gehabt, sich den viel zu weitgehenden Reformvorschlägen Sir Edward Greys zu verschließen, der für Mazedonien vollständige Autonomie unter einem christlichen, von den Mächten zu bestellenden Generalgouverneur verlangt hatte. Abgesehen davon, daß der Sultan dieser Neuerung, welche den Verlust Mazedoniens mit sich gebracht hätte, nur nach einem verlorenen Kriege zugestimmt hätte, wäre ja die Einräumung der Autonomie an Mazedonien das Zeichen zum Ausbruch vollkommener Anarchie und der blutigsten Kämpfe zwischen den national fanatisierten Christen gewesen. In großen Linien war daher die möglichste Erhaltung des Status quo auf der Balkanhalbinsel ins Auge gefaßt und die mit Rußland zu vereinbarende Durchführung des Mürzsteger Programms, welches eben den Zweck hatte, die Zustände in Mazedonien zu konsolidieren. Das Regime daselbst hatte seit dem Funktionieren der beiden in Saloniki residierenden Zivilagenten und der von ihnen abhängigen internationalen Gendarmerie wenigstens die wütenden Bandenkämpfe zwischen Bulgaren,

Griechen und Serben eingedämmt und die persönliche Sicherheit gefördert.

Die anodyne Finanzreform war bereits durchgeführt, ein Teil der bei den Bandenkämpfen eingeäscherten Häuser wurde von der türkischen Verwaltung des geschmeidigen Hilmi Pascha wieder aufgebaut. Die Durchführung der Justizreform in den drei mazedonischen Wilajets kam nunmehr an die Reihe. Im Mürzsteger Programm war die Initiative zu diesen Reformen so gedacht, daß sich zunächst Rußland und Österreich-Ungarn, als die am Balkan in erster Linie interessierten Mächte, darüber einigen und dann in Konstantinopel der Botschafterkonferenz die gemeinsamen Vorschläge unterbreiten sollten. Hier zeigte es sich aber, wie die zwangläufige Entwicklung der Dinge und große, historische Ereignisse viel stärker sind als der Wille der führenden Staatsmänner. Im Jahre 1907 hatte sich Rußland nach dem unglücklichen Ausgang des japanischen Krieges vom äußersten Osten abgewendet und nach Unterdrückung der heimischen Aufstände seine ganze Aufmerksamkeit wieder dem Nahen Osten, dem Balkan und der Meerengenfrage zugewendet. In Westeuropa hingegen hatte sich England im Gegensatz zu einer jahrhundertealten Tradition durch das Kolonialabkommen vom 4. April 1904 mit Frankreich abgefunden. Nachdem Bülow Chamberlains Angebot betreffend eine enge Verbindung der ersten Land- und der ersten Seemacht der Welt abgelehnt, ging das Londoner Kabinett daran, auch die Verständigung mit seinen asiatischen Rivalen anzubahnen, welche in dem Geheimabkommen von Reval im Juni 1908 ihre Krönung fand.

Dieser Frontwechsel kam sofort in den Botschafterberatungen von Konstantinopel zum Ausdruck, da sich der russische Vertreter zunächst mit dem englischen Botschafter über weitgehende Justizvorschläge einigte und, gefolgt vom französischen Vertreter, unseren und den deutschen Botschafter damit überraschte. Die vertrauensvollen Beziehungen zu Österreich-Ungarn, welche Graf

Lamsdorff während des Russisch-Japanischen Krieges so notwendig gebraucht und ausgenützt hatte, waren unter Iswolsky einer Atmosphäre des Mißtrauens und der Enttäuschung gewichen. Der Umstand, daß Baron Aehrenthal überdies im Jahre 1908 von der Pforte die Zustimmung zur Trassierung einer Bahn durch den Sandschak von Novi-Basar verlangt und überraschend schnell erwirkt hatte, trug zur Mißstimmung Iswolskys bei. So herrschte in den Beziehungen der Doppelmonarchie zum Zarenreich, ein Jahr nach dem Einzug Aehrenthals am Ballhausplatz, statt des programmgemäßen, vertrauensvollen Verhältnisses eine erregte Spannung.

Dazu kam im Jahre 1908 die jungtürkische Revolution, welche den Mürzsteger Reformen ein vorzeitiges Ende bereiteten und Aehrenthal Anlaß zur Annexion Bosniens und der Herzegowina bot. Die Erhaltung des Status quo auf der Balkanhalbinsel, einer unserer Programmpunkte, wurde also fallengelassen.

Über die Annexion selbst, das Für und Wider und ihre letzten, zumindest indirekten Folgen, die Gründung des Balkanbundes unter der Ägide Rußlands und die Entzündung des Weltkrieges, kann ich mich hier nicht auslassen. Daß dieselbe zu einer Todfeindschaft zwischen Iswolsky und Aehrenthal und zu einer Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden Kaiserreichen geführt, ist in erster Linie auf die Unaufrichtigkeit und Unverläßlichkeit des russischen Ministers und dessen maßlose verletzte Eitelkeit zurückführen. Anderseits mag sich doch auch Aehrenthal in Buchlau, seiner Gewohnheit gemäß, in nicht ganz klarer Weise über die Imminenz der Annexion geäußert haben; denn selbst der deutsche Staatssekretär von Schön scheint überrascht worden zu sein.

Ich selbst war nun leider, obwohl Referent für Rußland, in keiner Weise in die ganze Kampagne eingeweiht. Ich mußte schon im Juni und Juli 1908 zu meinem Leidwesen feststellen, daß ich nicht mehr das frühere, volle Vertrauen meines hohen Chefs ge-

noß. Sein Verhältnis zum deutschen Botschafter Tschirsky war ein von gegenseitiger Antipathie bestimmtes und entsprach durchaus nicht den engen, bundesfreundlichen Beziehungen der beiden zentraleuropäischen Monarchien. Ich dagegen war sowohl mit dem deutschen Botschafter als insbesondere mit dem Militärattaché Major Grafen Kageneck auf einem intimen Fuße. Aehrenthal war durch den langjährigen Aufenthalt in Rußland mißtrauisch geworden und zur möglichsten Geheimhaltung seiner Pläne geneigt. Statt mir offen seinen Wunsch auszudrücken, ich möchte mir den deutschen Diplomaten gegenüber besondere Zurückhaltung auferlegen und von der in Vorbereitung befindlichen Aktion nichts erwähnen, glaubte er besser daran zu tun, mir dieselbe zu verheimlichen. Den Ausschlag mag hierbei eine Boutade des intriganten Grafen Brockdorff-Rantzau gegeben haben, der sich als Geschäftsträger bei Aehrenthal über den Mangel an Entgegenkommen des Sektionschefs Müller beklagte und die Worte hinwarf: „Da gehe ich lieber zu meinem Freunde Dumba, da erfährt man doch etwas." In Wahrheit hatte er mich nicht ein einziges Mal aufgesucht und von mir nie eine politische Mitteilung entgegengenommen. Dies genügte aber, um den Minister noch mißtrauischer zu machen und ihn zu bewegen, mich von der streng geheimen Aktion auszuschalten. Das Komische war, daß ich von dem mir befreundeten Referenten des orientalischen Referats über den geheimen Depeschenwechsel mit Iswolsky ganz am laufenden gehalten wurde. Wir besprachen sogar einmal die französischen Wendungen in den Entwürfen einer unserer Noten. Ende August 1908 aber, als Aehrenthal von dem entscheidenden Thronrat in Ischl, der die Annexion beschlossen hatte, nach Wien zurückkehrte, kündigte er mir kurzweg an, er hätte mich dem Kaiser für den vakant werdenden Gesandtenposten in Stockholm vorgeschlagen; ich könnte im September auf Urlaub gehen. Vor dem Antritt des neuen Postens würde ich als erster Delegierter Österreich-Ungarn bei der nach London einberufenen Seerechts-

konferenz vertreten, wozu ich mich durch sechs Wochen vorzubereiten die Zeit hätte. Er wollte mich also in der Zeit unmittelbar vor der Annexion nicht mehr ins Ministerium lassen, alles in der imaginären Furcht, ich würde das Geheimnis den deutschen Diplomaten gegenüber nicht wahren.

Ich kann nicht verhehlen, daß mich die brüske Vorgangsweise des Ministers verletzte und daß ich in der ersten Aufwallung den politisch nicht wichtigen Posten in Stockholm ausschlug, indem ich bemerkte, er hätte mich fragen müssen, ob ich geneigt wäre, nach Schweden zu gehen, bevor er dem Kaiser den Vorschlag machte. Aehrenthal aber wollte von meinem Refüs nichts hören und versprach mir, daß ich ja demnächst eine Botschaft erhalten würde, ein Versprechen, das er aber bis zu seinem im Februar 1912 erfolgten Tode nicht einlöste.

Ich muß allerdings gestehen, daß er mir die Pille durch besonders rücksichtsvolle Behandlung versüßte. Ich wurde anläßlich des 60jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers zum Geheimen Rat ernannt; ferner wurde mir die Zusicherung von je zwei längeren Urlauben im Frühjahr und Herbst zuteil, die ich bis auf fünf Monate ausdehnte. Ich söhnte mich endlich mit meinem Schicksal in der Erwägung aus, daß mir der Dienst im Ministerium mit seinen langen Amtsstunden und der monotonen Aktenarbeit viel weniger zusage als diplomatische Arbeit im Ausland, welche doch Initiative und persönliches Auftreten mit viel Muße und persönlicher Freiheit der Bewegung verband. Schon nach einem halben Jahr konnte ich dem Minister für meine Versetzung nach Stockholm aufrichtig danken.

Hier muß ich noch die Tatsache nachtragen, daß ich im Sommer 1907 das Referat für die zweite Haager Friedenskonferenz übernahm, bei welcher der zum Botschafter beförderte, frühere erste Sektionschef von Mérey die Doppelmonarchie mit größtem Geschick vertrat. Weder der Minister noch ich, noch irgend jemand am Ballhausplatz schenkte dieser Konferenz und den außerordent-

lich eingehenden Verhandlungen derselben die gebührende Aufmerksamkeit, noch wußten wir, ganz in der Vorkriegsmentalität befangen, den Nachteil richtig einzuschätzen, der uns später in der öffentlichen Meinung der westlichen Demokratien aus unserer, den Abrüstungs- und Schiedsgerichtsvorschlägen gegenüber eingenommenen ablehnenden Haltung erwachsen sollte. Das Berliner Kabinett hatte vor Beschickung der Konferenz erklärt, daß es nur unter der Bedingung einen Vertreter nach dem Haag senden würde, daß letzterer an einer Diskussion über die Abrüstung überhaupt nicht teilnehme. Es war ein großer, taktischer Fehler angesichts der Unmöglichkeit, daß sich alle Mächte über einen Rüstungsstillstand einigen, die sich schon bei der ersten Haager Konferenz im Jahre 1898 gezeigt hatte, das Odium des Scheiterns der pazifistischen Hoffnungen auf sich zu nehmen. Die viel klügeren Engländer dachten nicht im mindesten daran, ihre maritimen Rüstungen einzuschränken, trotzdem hüteten sie sich wohl, dies offen auszusprechen und schoben die Schuld an dem Fallenlassen dieses wichtigen Programmpunktes auf den deutschen Militarismus, der sich in rücksichtsloser Weise manifestiert hätte. Um den Schein zu retten, drang Bourgeois auf die Annahme eines Wunsches, die Mächte sollten die Frage der Rüstungsbeschränkung eingehend studieren. Wir konnten uns darauf beschränken, die von Deutschland gewünschte Formulierung dieses frommen Wunsches gutzuheißen.

Was einen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag anbelangt, so war derselbe durch fortgesetzte Eliminierung aller wichtigen Streitfälle zu einem ganz inhaltslosen Schema herabgesunken, worin nur mehr Zoll- und Gefällsstreitigkeiten usw. figurierten, die ohnehin nach den meisten Handelsverträgen der schiedsgerichtlichen Entscheidung unterlagen. Baron Marschall, der hervorragende deutsche Vertreter, hatte dank großer Dialektik und scharfem juristischen Verstande in der Konferenz eine führende Rolle eingenommen. In einer großen, gleich einem delphischen

Orakel unklar gehaltenen Rede hatte er die Konferenzteilnehmer zur irrigen Ansicht veranlaßt, er wäre für das Prinzip der Schiedsgerichtsbarkeit gewonnen. Sein Prestige erhielt aber große Einbuße, als es sich herausstellte, daß er nicht einmal dazu zu bewegen war, zu dem völkerrechtlichen Torso, der vom allgemeinen Schiedsgerichtsentwurf übriggeblieben war, seine Zustimmung zu geben. Als es sich herausstellte, daß die Amerikaner durch den Vorbehalt der Ratifikation eines jeden einzelnen Kompromisses durch den Senat ihre Zustimmung zum allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag wertlos machten, erklärte sich auch Herr von Mérey gegen dessen Annahme. Wir setzten uns demnach, meines Erachtens ohne genügenden Grund, nicht nur mit Frankreich und der großen Mehrheit der Konferenzteilnehmer in Widerspruch, sondern teilten auch mit unseren Bundesgenossen, der Schweiz und einigen Balkanstaaten den zweifelhaften Ruhm, uns überhaupt gegen das Prinzip der friedlichen Streitschlichtung anzusprechen.

Die zweite Friedenskonferenz verlief übrigens nicht ganz ergebnislos. Sie beschloß die Konstituierung eines internationalen Schiedsgerichtshofes und eines internationalen Prisengerichtshofes.

VIII. Kapitel

Die Londoner Seerechtskonferenz, Dezember 1908 bis Februar 1909

Der im Haag ins Leben gerufene Internationale Prisengerichtshof war berufen, über alle Prisenfälle zu entscheiden, wo neutrale Interessen in einem Seekriege irgendwie verletzt würden. Das Londoner Kabinett verweigerte aber die Ratifikation dieser Konvention mit der Begründung, daß man zunächst über die maßgebenden Grundsätze des Seekriegsrechtes einig werden müsse, welche der Prisengerichtshof anzuwenden hätte. Eben zu diesem Zwecke berief die großbritannische Regierung die Londoner Seerechtskonferenz ein, welche vom 4. Dezember 1908 bis Ende Februar 1909 tagte. Nach der obenerwähnten Konvention hätte der Prisengerichtshof sich zunächst an die Verträge der eventuell beteiligten Staaten, in Ermangelung einer solchen Vereinbarung, an die allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes, in letzter Linie endlich an die allgemeinen Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit zu halten. Zweck und Aufgabe der Konferenz war also, über die anzuwendenden Rechtsregeln Klarheit zu schaffen, denn bekanntlich enthielten die meisten internationalen Abmachungen, mit Ausnahme der letzten deutschen Handelsverträge mit südamerikanischen Republiken, so gut wie keine Abmachungen über die wichtigsten Materien, wie Konterbande, Blockade oder Konvoi. Die Gesetze und Gebräuche der verschiedenen Staaten stimmten diesfalls durchaus nicht überein, wobei die beiden angelsächsischen Weltreiche auf Grund der Entscheidungen ihrer Admiralitätsgerichte eine Entwicklung aufwiesen, welche die Rechte der Kriegführenden auf Kosten des neutralen Handels einseitig in den Vordergrund stellten. In der Völkerrechtsliteratur der euro-

päischen Staaten endlich kam der Widerstreit der Meinungen in besonders eklatanter Weise zum Ausdruck. Es war daher klar, daß die Konferenz zwar berufen war, bereits bestehendes Recht zu kodifizieren, anderseits aber oft in die Lage kommen würde, einen Ausgleich der entgegengesetzten Meinungen und Tendenzen zu treffen, da, wo man von keiner allgemein geltenden Regel des Völkerrechtes sprechen konnte, mithin auch schöpferisch und rechtbildend vorzugehen.

Die Einladung des Londoner Kabinetts erging an die führenden Seemächte, also an Deutschland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Japan, Frankreich, Rußland, Italien und auch an Österreich-Ungarn, was angesichts unserer schwachen Handelsflotte und kleinen, obwohl trefflichen Kriegsflotte ein Kompliment für die Großmachtstellung der Doppelmonarchie war. Außerdem wurde Spanien geladen, das sich seit 1904 England politisch genähert hatte, und Holland, als Präsidialmacht der Friedenskonferenzen. Jede Macht wurde aufgefordert, in einer Denkschrift ihre Rechtsauffassung über acht, in Downingstreet aufgestellte Programmpunkte niederzulegen und erstere allen Konferenzteilnehmern mitzuteilen.

Das britische Außenamt arbeitete sodann mit Hilfe des eminenten französischen Völkerrechtlers Fromageot eine Diskussionsbasis aus, worin die allen Denkschriften mehr oder weniger gemeinsamen Rechtsregeln Punkt für Punkt formuliert wurden. So war denn die Konferenz besser und gründlicher vorbereitet worden als je eine frühere. Dieser Umstand, die relativ geringe Zahl der Teilnehmer und die genaue Begrenzung der Programmpunkte unter Ausschluß irgendwelcher rein politischer Fragen wirkten günstig auf Verlauf und Erfolg. Unter den ersten Delegierten war ich der einzige Diplomat, doch war mir als völkerrechtlicher Sachverständiger Sektionsrat Baron Hold v. Ferneck, der jetzige Ordinarius für Völkerrecht an der Wiener Universität, beigegeben, der mich in trefflicher Weise unterstützte.

Als Präsident fungierte Lord Desart; die Kommissions- sowie Komiteeberatungen wurden aber ausschließlich vom Patriarchen der Völkerrechtslehrer und Konferenzen Prof. Louis Renault geleitet, der auch den übersichtlichen Generalbericht verfaßte und als der hauptsächliche Schöpfer der Londoner Deklaration bezeichnet werden kann. Im Namen des Foreign Office fungierte Mr. Eyre Crowe, eine diplomatische Kraft ersten Ranges, der durch hervorragende Sprachkenntnisse, Beherrschung des ganzen Stoffes und vollendete Courtoisie zum Gelingen der Konferenz überaus wirksam beitrug.

Der Hauptfaktor, der eine schließliche Verständigung und Ausgleichung der oft sehr großen Gegensätze ermöglichte, war das Bedürfnis der großbritannischen Regierung, selbst um den Preis gewichtiger Zugeständnisse das Kriegsrecht zugunsten des neutralen Handels international festzulegen. Das Londoner Kabinett ging offenbar von der Erwägung aus, daß bei dem raschen Ausbau der deutschen, japanischen und selbst nordamerikanischen Flotten es nicht mehr anginge, für die weitere Ausdehnung der Rechte der Kriegsflotten einzutreten. Dieselbe hätte sich gegen die britische Seebeherrschung selbst auswirken können, im Falle der feindlichen Koalition mehrerer jüngerer Seemächte. Anderseits betrug die englische Handelsflotte etwa die Hälfte des gesamten Tonnengehaltes aller Handelsflotten der Welt. Großbritannien, als Verfrachter des Welthandels, hatte offenbar ein sehr großes Interesse daran, den Schutz des neutralen Handels zu fördern und auf feste internationale Grundlagen zu stellen. Abgesehen davon war es ja für seine Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen ausschließlich auf fremde Zufuhren angewiesen. Von dem Augenblicke, als es nicht mehr die unbedingte Seeherrschaft in allen Meeren aufrechterhalten konnte, war seine Ernährung, der Rohstoffbezug für seine Industrien, kurz seine Existenz selbst bedroht. Die logische Folge davon war ein Abrücken von der alten Linie der einseitigen Betonung der Rechte der Kriegführenden und ein Einlenken in

die neue, liberale Tendenz erhöhten Schutzes des friedlichen Zwecken dienenden Handels. Es ist ein Verdienst des liberalen Ministeriums Asquith, diese Linie offen und unentwegt eingehalten zu haben. Während der ganzen Konferenz in allen Kommissionsphasen trat der sprachgewandte Vertreter des Foreign Office für die klare Definierung und möglichste Erweiterung der Rechte der Neutralen ein, wobei oft in internen Beratungen erst der Widerstand der Admiralität zu überwinden war. Ich sowie alle anderen Konferenzteilnehmer hatten den stärksten Eindruck von der friedlichen, jedem kriegerischen Abenteuer abgeneigten Politik des Kabinetts Asquith. Es war dies um so bemerkenswerter, als die Konferenz zeitlich mit der monatelangen Krisis, welche der Annexion Bosniens folgte, zusammenfiel. Ich hatte Gelegenheit, bei dem uns gegebenen Bankette als Tischnachbar Sir Edward Greys mit ihm über die serbische Intransigenz zu sprechen; er schloß die Konversation mit den lapidaren Worten ab: There won't be any war on account of Serbia. Ich beeilte mich, diese zuversichtliche Haltung des britischen Außenministers bei meiner Rückkehr nach Wien in den ersten Märztagen zur Kenntnis des Freiherrn von Aehrenthal zu bringen, der sie mit unverhehlter Befriedigung aufnahm.

Da die großbritannischen Delegierten bei der zweiten Haager Friedenskonferenz mit ihrem Vorschlage der Abschaffung der relativen Konterbande und des Verzichtes auf die Beschlagnahme von Lebensmitteln und Rohstoffen sowie Artikeln, welche sowohl für Kriegszwecke als auch für friedlichen Gebrauch geeignet waren, nicht durchgedrungen waren, so konzentrierten sie in London ihre Anstrengungen darauf, möglichst viele solche Waren auf eine Freiliste zu setzen, die auf keinen Fall als Bannware erklärt und beschlagnahmt werden durften. In diesem Sinne war bereits im Haag ein Subkomitee tätig, in dem Renault, Crowe und der deutsche Ministerialdirektor Kriege über die großen Züge eines Kompromisses einig wurden. Es beruhte darauf, daß man Deutsch-

land auf einer anderen Linie entgegenkam. Letztere Macht hatte trotz ihres großen, mit Riesenschritten zunehmenden Handels ein sehr geringes Interesse an einer großen Freiliste. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach würden in dem in Betracht kommenden nächsten Seekriege die englischen Kriegsschiffe sofort die gesamten deutschen Küsten blockieren und Deutschland vom Seewege gänzlich absperren. In diesem Falle wäre Deutschland auf den Bezug von Lebensmitteln und Rohstoffen für seine Industrie über neutrale Häfen wie Rotterdam, Amsterdam, Kopenhagen, Gotenburg usw. angewiesen. Es mußte daher sein Augenmerk darauf richten, solche überseeische Warensendungen, die nach neutralen Häfen konsigniert, in Wirklichkeit aber zur Weiterbeförderung und zum Konsum, respektive Verarbeitung im deutschen Inlande bestimmt waren, vom Zugriffe der feindlichen Kriegsschiffe zu befreien. Dies konnte nur dadurch geschehen, daß man die Lehre von der „fortlaufenden Reise" (voyage continu) als auf die relative Konterbande unanwendbar erklärte, wonach also nicht die letzte, wenn auch indirekte und nach einer Umladung zu erreichende Bestimmung der Waren, sondern ausschließlich der neutrale Bestimmungsort der Schiffe maßgebend ist und die Beschlagnahme ausschließt. Auf dieser Grundlage erreichten die Juristen schon im Haag ein Einverständnis zwischen England, Deutschland und Frankreich, welches nur wegen der vorgerückten Jahreszeit im Haag nicht mehr in der Kommission zu Ende beraten werden konnte. In London führten wieder dieselben Delegierten die Verhandlungen unter sich weiter und bauten die Londoner Deklaration auf dieser Basis hinter den Kulissen auf. Schon daraus erhellt, daß bei der Konferenz die politischen Gruppierungen durchaus nicht in erster Linie maßgebend waren, wenn auch der englisch-deutsche Gegensatz und der voraussichtliche Verlauf des befürchteten Waffenganges den Grundton für das obige Kompromiß abgab. An der möglichst großen Freiliste hatten die mittleren Seestaaten mit Import von lebenswichtigen Rohstoffen und Lebens-

mitteln dasselbe Interesse wie Großbritannien. So mußte sich also Österreich-Ungarn auf derselben Linie wie Großbritannien mit Holland und Italien bewegen, während die Vereinigten Staaten Amerikas in der Freiliste die Sicherung eines wichtigen Teiles ihrer Ausfuhr sehen konnten. Unsere Denkschrift hatte sich im Prinzipe für die Abschaffung der Bannware überhaupt ausgesprochen. Da wir aber in der Deklaration b e s t e h e n d e s Recht zu definieren hatten, mußte dieser prinzipielle Standpunkt, den wir mit Holland teilten, ein frommer Wunsch bleiben, wogegen wir die Freiliste mit Befriedigung zur Kenntnis nahmen. Sie war sehr umfangreich und enthielt unter anderem: Rohbaumwolle, Rohseide, Schafwolle, Hanf, Jute, Flachs, kurz alle Rohstoffe der Textilindustrie und Garne jeder Art; ferner Gummi, Harze, Häute und Knochen, Erze, Papier, Maschinen, Glas- und Porzellanwaren, Möbel, Galanteriewaren usw.

Von einem weiteren Eingehen auf den Tenor der Londoner Deklaration muß ich mich des Raummangels wegen enthalten. Interessant dürfte wohl die Charakterisierung der Haltung der verschiedenen Delegationen sein, die einen Rückschluß auf die damaligen politischen Ziele und Absichten ihrer Regierungen vielleicht ermöglicht.

Meine Instruktionen lauteten: Möglichste Beschützung des neutralen Handels bei gleichzeitiger engster Anlehnung an die deutschen Delegierten. Die Quadratur des Zirkels ist eine nicht viel unlösbarere Aufgabe, als es die mir gestellte war. Denn Ministerialdirektor Kriege war immer und unablässig bemüht, die Rechte der Kriegführenden zu betonen und auszugestalten und schien den notwendigen Schutz des, alle Weltteile umspannenden, deutschen Handels erst an zweite Stelle zu setzen. Man begriff diese Selbstüberhebung der deutschen Delegation nicht, die von der Illusion auszugehen schien, daß die deutschen Flotten ebenso seebeherrschend wären als die britischen, und die, in Wiederholung des im Haag begangenen Fehlers, in London statt konzilianter und fried-

fertig aufzutreten, auf eine möglichste Verschärfung der im Seekampfe anzuwendenden Gewaltmittel abzielte. Ich hielt diese Haltung für einen schweren Fehler und war durchaus nicht gewillt, unseren prinzipiellen Standpunkt, der erhöhtem Schutze des neutralen Handels zuneigte, ganz aufzugeben. Allein in der praktischen Nutzanwendung mußte ich oft Ausnahmen machen, um mich nicht von meinem deutschen Kollegen zu trennen. Nur hütete ich mich wohl, Ministerialdirektor Kriege Einblick in meine allgemeinen Weisungen zu geben, so daß mein Abweichen von der prinzipiellen Linie von Fall zu Fall als eine ihm gemachte Konzession erschien, die immer mit Dank quittiert wurde. Im großen und ganzen kamen unserem Standpunkte die Engländer so weit entgegen, daß ich nur selten eine andere Rechtsauffassung zu vertreten hatte. Dies gilt auch von Holland und Spanien. — Was Rußland anbelangt, so ließ es sich im allgemeinen von sachlichen Gesichtspunkten leiten, bei denen die Politik kaum eine Rolle spielte. Da das Zarenreich im japanischen Kriege fast seine ganze Flotte verloren hatte, hatte es keinen Anlaß, sich um eine Erweiterung der Rechte der Belligeranten zu bemühen. Dasselbe galt von Italien, dessen Flotte zurückgeblieben war, während hingegen Frankreich seit seiner Annäherung an England eher für eine Verschärfung der legitimen Gewaltmittel der Kriegsschiffe war. Dies zeigte sich insbesondere in der Diskussion über den Wirkungskreis (rayon d'action) des blocus, wobei der französische Konteradmiral le Bris darauf aufmerksam machte, daß mit Rücksicht auf die Unterseeboote und andere neue Defensionsmaßregeln die blokkierenden Schiffe nur in den seltensten Fällen in der Nähe der blockierten Küste stationieren würden, sondern oft erst in einer gewissen Entfernung die erste Einschließungslinie bilden müßten. Die Zahl der Schiffe, ihre Verteilung, hänge in jedem einzelnen Falle von der Konfiguration der Küste, dem Umfange des abzusperrenden Litorales und den Defensivvorrichtungen des Gegners ab. Eine bestimmte Höchstentfernung, über die hinaus die Ope-

rationen der blockierenden Flotte ungesetzlich wären, könne demnach nicht festgestellt werden. Das Erfordernis der Effektivität, das heißt wirklicher Absperrung, gebe hier den einzigen Maßstab ab.

Der amerikanische Admiral Stockton übertrumpfte übrigens sofort seinen französischen Kollegen, indem er als äußerste Grenze des blocus 1000 Seemeilen bezeichnete. Im Schutze der Dunkelheit und des Nebels der nordischen Meere könnte die erste Linie von blockadebrechenden ausfahrenden Handelsschiffen leicht unbemerkt passiert werden. Da in den nordischen Meeren die Dunkelheit und Unsichtigkeit im Winter bis zu 16 Stunden dauere und die modernen Schiffe oft 30 Seemeilen in der Stunde zurücklegen, so müßte die zweite Linie in einer Entfernung von 450 bis 500 Seemeilen postiert sein, um bei Tagesanbruch die nach außen strebenden Blockadebrecher zu verfolgen und zu fangen. Warum er aber noch einen Rayon von 500 Seemeilen für diese Verfolgung in Anspruch nahm, unterließ der amerikanische Admiral zu erklären. Die ungeheure Ausdehnung der Gefahrzone bis auf ein Drittel des Atlantischen Ozeans war jedoch in offenem Widerspruche mit seiner Behauptung, die Vereinigten Staaten Amerikas hätten immer mit der äußersten Energie gegen einen fiktiven (Papier-) blocus protestiert.

Der englische Konteradmiral Slade schloß sich vollkommen den Ausführungen des Konteradmirals le Bris an, ohne gegen den ausdehnenden Kommentar des Admirals Stockton Verwahrung einzulegen. Obwohl diese Erklärungen in der Londoner Deklaration selbst keine Aufnahme fanden, so gaben sie doch einen beredten Fingerzeig für die Annahme, daß beim nächsten Krieg die Blockade sich über sehr weite Seegebiete erstrecken würde.

Die Londoner Deklaration begegnete indessen in der öffentlichen Meinung Englands sehr starker Opposition. In Citykreisen, die überwiegend der konservativen Partei angehörten, seitens der führenden Handelskorporationen und Reeder wurde eine heftige

Kampagne gegen die Deklaration geführt. Nicht weniger als 30 Handelskammern und 10 Schiffahrtskammern erklärten sich gegen dieselbe. Im Unterhause konnte die Regierung mit ihrer starken liberalen Mehrheit einen Beschluß zugunsten der Ratifikation noch durchsetzen. Im House of Lords aber wurde seitens der stark überwiegenden konservativen Opposition während einer dreitägigen eingehenden Debatte, die erst im März 1911 stattfand, sehr energischer Widerstand laut, ohne daß es zu einer Abstimmung gekommen wäre.

Das Londoner Kabinett hatte es unterlassen, die Dominions über ihre Ansicht zu befragen und nun erscholl lauter Tadel der Deklaration von Australien und Südafrika her. Die Regierung versprach, dieselbe in der demnächst fälligen Reichskonferenz vorzulegen. Allein angesichts des starken Widerstandes der öffentlichen Meinung im Mutterlande ließ sie die ganze Sache fallen. Wenn wir uns fragen, was für diese ablehnende Haltung maßgebend war, so müssen wir auf die Bestimmungen des Artikels 34 hinweisen, welcher für alle Lebensmittel, die an einen befestigten Platz oder an einen anderen Bestimmungsort, welcher der bewaffneten Macht des Feindes als Basis dient, konsigniert sind, die Präsumption aufstellt, dieselben seien für die feindliche Armee bestimmt, so daß sie der Beschlagnahme unterliegen. Mr. Renault fügte in seinem Berichte die Erklärung hinzu, es könne sich um eine Operationsbasis oder um eine Verproviantierungsbasis handeln. Der ganze Artikel sowie die von Renault angenommene erweiternde Interpretation geht beinahe wörtlich auf die Kriegeschen Vorschläge zurück, was in der Debatte im englischen Oberhause mit Tadel hervorgehoben wurde. Allgemein wurde diese Bestimmung dahin interpretiert, daß jede Lebensmittelsendung auf neutralen Schiffen, für irgendeinen englischen Hafen bestimmt, darunter fallen und konfisziert werden könne. Die Reeder und Kaufleute wurden dadurch auf das höchste alarmiert und die Oppositionsführer behaupteten, die Deklaration erleichtere nicht,

sondern erschwere vielmehr den für England lebenswichtigen Bezug von Nahrungsmitteln auf neutralen Schiffen. Meine Delegation hatte starke Bedenken gegen den Artikel 34, doch machte ich mit Rücksicht auf meine allgemeinen Weisungen offiziell keine Opposition in der sicheren Erwartung, der Artikel würde an dem Widerstande Englands oder Frankreichs scheitern, eine Erwartung, in der ich mich täuschte. Soweit ich mich entsinne, wurden nach einer brieflichen, an mich in Schweden gelangten Mitteilung Lord Desarts vertrauliche Besprechungen zwischen London und Berlin angeknüpft, um dem lapis offensionis, als der sich Artikel 34 der Deklaration darstellte, eine engere, das englische Publikum beruhigende Fassung zu geben; allein diese Pourparlers blieben jedenfalls dank des Unverständnisses und der intransigenten Haltung der deutschen Regierung erfolglos.

Übrigens schlug auch die Stimmung in der englischen öffentlichen Meinung infolge der Reibungen mit Deutschland und der Panikpropaganda des Lords Robert, der durch die Vortäuschung der Gefahr einer deutschen Invasion die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht zu erreichen hoffte, in die kriegerische Richtung der Jingos um. Während der Konferenz war noch Lord Desart in einer langen Diatribe in der schärfsten Weise gegen das Recht der Umwandlung von Handels- in Kriegsschiffe auf hoher See aufgetreten und hatte deren mögliche Folgen dem Wiederaufleben der Kaperschiffe verglichen. Im April 1913 konnte ich hingegen anläßlich meiner ersten Überfahrt nach New York auf der „Mauretania" feststellen, daß alles für eine plötzliche Umwandlung dieses schnellsten Riesenschiffes von 32.000 Tonnen in einen Kreuzer selbst auf hoher See vorbereitet sei. Ich machte die Bekanntschaft eines zweiten jungen Kapitäns, der, ohne irgendwelchen Dienst zu tun, am Honorationstisch seine Mahlzeiten einnahm. Er stellte sich mir als Offizier der königlich großbritannischen Kriegsmarine vor, der im Kriegsfalle sofort das Kommando des Schiffes übernehmen würde. Auf meine Fragen, ob auch Ka-

nonen an Bord seien, lächelte er geheimnisvoll und antwortete ausweichend.

Jedenfalls kam im Jahre 1911 die akute Marokkokrise den Scharfmachern zu Hilfe, um die Ratifikation der Londoner Deklaration zu verhindern. Trotzdem genoß dieselbe ein solches Ansehen, daß z. B. während der italienischen Expedition nach Tripolis die französische Regierung sie freiwillig als für sich bindend erklärte und daß einige Kollisionen mit italienischen Handelsschiffen auf Grund ihrer Bestimmungen beigelegt wurden. Die meisten Regierungen betrachteten jedenfalls bei Ausbruch des Weltkrieges die nicht ratifizierte Deklaration zwar nicht als eine völkerrechtliche Satzung, aber als eine sie moralisch verpflichtende Bindung. Über das Hinwegräumen dieser moralischen Schranken durch das seegewaltige Großbritannien werde ich mich ziemlich ausführlich im Kapitel über die Freiheit der Meere (Amerika) ergehen.

IX. Kapitel

Stockholm, Mai 1909 bis Oktober 1912

1.

Der Hof – König, Königin, Prinzen und Prinzessinnen – Besuch des Zarenpaares – Antirussische Stimmung, aber Neutralität Schwedens

Bei unserer Ankunft in Stockholm wurden wir am 17. Mai von einem förmlichen Schneesturm begrüßt. Auf der Suche nach einer passenden Gesandtschaftswohnung bezogen wir das sogenannte „spukende Schloß", ein altes Haus mit einem großen Garten, wo angeblich Gespenster ihren Spuk trieben. Ein Gelehrter bewohnte das höhere, der Straße zugekehrte Stockwerk. In der Geisterstunde pflegte er sich im langen, weißen Schlafrock, bei flackerndem Kerzenlicht von seiner Studierstube zu dem im entgegengesetzten Flügel gelegenen Schlafzimmer zu begeben. Dies gab den Anlaß zur Geistergeschichte.

Ende Mai kam der ersehnte Witterungswechsel und ohne Übergang die üppigste Vegetation, eine Fülle von Blumen in voller Sommerpracht.

Der Empfang seitens Seiner Majestät des Königs Gustav war ein äußerst huldreicher und durch Reduzierung der Etikette auf das notwendigste Mindestmaß besonders angenehm. Keine formelle Ansprache, sondern eine ungezwungene Unterhaltung, wobei der König durch eingehende Fragestellung das lebhafteste Interesse für alle brennenden politischen Fragen an den Tag legte. Der Unterschied zu unserem Hof, wo noch die spanische Etikette herrschte, war besonders groß. Übrigens ist es ein Vorzug der kleinen Posten, daß die Diplomaten Gelegenheit haben, persönliche Beziehungen zu den Mitgliedern der herrschenden Familie anzuknüpfen.

Die Hoffeste jeder Art, große und kleine Diners, Konzerte, Bälle oder Tanzunterhaltungen, manchmal in Kostüm, erfüllten das soziale Leben nicht nur mit Glanz, sondern — was von den kleinen Veranstaltungen gilt — waren oft auch unterhaltend und verliefen meistens in heiterster Stimmung. Das Verhältnis des Königs zu dem hohen Adel war ein patriarchalisches. Er duzte alle männlichen Mitglieder der historischen Familien und schien mit ihnen seit seiner Kindheit auf intimem Fuße gestanden zu haben. Die Herren seiner Umgebung sprachen unter Einhaltung der gebührenden Respektsform mit dem König in ganz natürlich unbefangener Weise. Für den Hochadel war die Bekleidung von Hofämtern oder der Dienst in den Garderegimentern Tradition. Die Adjutanten hatten je einen Monat Dienst beim König. Länger hätten selbst diese athletischen, jeder Strapaze fähigen jungen Herren den Dienst nicht ausgehalten. Der König schlief nur fünf bis sechs Stunden. Er spielte bis nach Mitternacht regelmäßig Bridge. Um 8 Uhr war er schon längst wieder auf. Die Regierungsgeschäfte erledigte König Gustav in unglaublich rascher Weise, aber mit Bestimmtheit und völliger Sachkunde. Alles ging bei ihm im Eilschrittempo; auch das Essen, Gehen, Sprechen. Außer Bridge waren Lawn-tennis und die Jagd seine, viel Zeit in Anspruch nehmenden, Hauptpassionen. Auch als Kugel- und Schrotschütze war er von virtuoser Schnelligkeit. So schoß er einst auf dem Stand neben mir einen Auerhahn im vollen Flug mit der Kugel. Ich war oft sein Gast als Mitglied des königlichen Jagdklubs. Und, abgesehen von dem sportlichen Reize einer Elchjagd, freute ich mich besonders über die Gelegenheit zu eingehenden Gesprächen mit dem hohen Jagdgeber. Wir wohnten ganz im königlichen Extrazug. Des Morgens um 7 oder 8 Uhr fand das gemeinsame Dejeuner im Speisewagen statt, welches schon aus Beefsteaks, Eiern und ähnlichen soliden Speisen bestand. Ich saß meistens am Tisch des Königs, der sich und mir eigenhändig den Tee kochte und über meine Unfähigkeit, zu so früher Stunde ein so

ausgiebiges Mal einzunehmen und schwere Weine zu trinken, herzlich lachte. In der Tat hatte ich später das Nachsehen, denn wir blieben den ganzen Tag bis 6 Uhr abends aus, von einem Trieb zum andern manchmal fahrend, manchmal gehend, vielmehr laufend, um mit den langen Beinen des Königs Schritt zu halten. Zur Mittagspause wurden nur Sandwiches, oft mit Wurst und Salami, herumgereicht, die man, kaum sitzend, mit Schnaps hinunterspülte. Um 7 Uhr wurde diniert und bald nach 8 Uhr begann das Bridgespiel, das bis tief in die Nacht dauerte. Nur mit Mühe gelang es mir manchmal, den Beginn des Spieles bis 9 Uhr hinauszuschieben. Gegen Mitternacht sagte einmal Seine Majestät, wir würden nur mehr drei Robber spielen, worauf ich feierlich erklärte, daß ich dann als Leiche nach Stockholm zurückkehren würde. Zum Glück verwendete sich Graf Taube, Minister des Äußern, für mich und es wurde entschieden, wir würden nur mehr einen einzigen Robber spielen. Zum Unglück für mich wollte derselbe gar nicht zu Ende gehen. Da ich todmüde war, sagte ich halb im Schlaf, als Partner des Königs, ein sehr gewagtes Sans-Atout an, mit der Absicht, endlich Schluß zu machen. Leider hatte der Gegner die vielen guten Karten, die mir fehlten, und wir verloren den Robber. Seine Majestät fragte mich, warum ich den Sans-Atout angesagt hätte, worauf ich antwortete, „damit entweder wir oder die Gegner ausgehen". Ich verlor zwar nicht die Gunst Seiner Majestät, wohl aber wurde ich an den nächsten Abenden nicht zum Whisttische zugezogen, so daß ich endlich ausschlafen konnte.

Der König ist in seinen Sitten, Gewohnheiten und der einfachen, leutseligen Art, sich zu geben, sehr demokratisch. Seine Majestät bringt einen Teil des Winters oder Frühlings an der Riviera zu, wo er leidenschaftlich Lawn-tennis spielt, den Turnieren beiwohnt und es liebt, in einem der großen Restaurants im gemeinsamen Saale zu dinieren. Das bunte Treiben, der Luxus und die international zusammengewürfelte Gesellschaft unterhalten ihn. Daß bei solchen Gewohnheiten der König in der Wahl

der Tischgenossen nicht immer exklusiv sein konnte, ist selbstverständlich. Trotz seiner anscheinend liberalen Lebensgewohnheiten ist er aber in seinem Innern doch durch und durch konservativ. Er weiß sehr wohl, daß sich jede Dynastie auf eine ihr ergebene Armee und das durch persönliche Bande verpflichtete Offizierskorps stützen muß, um den vordringenden sozialistischen Einflüssen feste Dämme entgegenzusetzen. Er steht daher immer für die Armee, den parlamentarischen Angriffen gegenüber, ein und hat durch persönliches Eingreifen bei Organisierung der großen Bauernzüge nach Stockholm nicht gezögert, die armeefeindliche Regierung zu stürzen, um eben das Heer intakt zu erhalten. Der König ist einer der klügsten, erfolgreichsten, konstitutionellsten Monarchen. Er hält die Zügel der Regierung, namentlich was die Führung der äußeren Politik betrifft, fest in der Hand.

Die Königin, eine Prinzessin von Baden, war durch ihre leidende Gesundheit gezwungen, die Winter im Süden, oft in Rom oder Capri, zuzubringen. Wir hatten daher wenig Gelegenheit, der hohen Frau näherzutreten. Allein sowohl bei der Audienz als bei den wenigen Hoffesten, denen sie vorstand, imponierte sie im höchsten Maße durch die würdige und doch anmutige Haltung, den Geist ihrer Konversation und die milde Strenge, mit der sie auf Einhaltung einer gewissen Etikette bei den Hoffesten hielt. Solange sie dem Ball assistierte, gab es Ordnung und Disziplin unter den Tanzenden. Später lösten sich mehr oder weniger die Bande und es ging zu wie bei einem recht lustigen Privatball.

Von den beiden Brüdern des Königs war der bildschöne, wohl sechs Fuß hohe Prinz Karl Inspektor der Kavallerie. Seine liebreizende Gemahlin, Prinzessin Ingeborg von Dänemark, war von gewinnendster Anmut. Prinz Karl, in der Armee sehr beliebt, hat sich während des Weltkrieges als Präsident des schwedischen Roten Kreuzes unsterbliche Verdienste um die Unterstützung und Heimbeförderung von vielen tausenden unserer Verwundeten und

heimkehrenden Gefangenen erworben. Selbst einige Jahre nach dem Umsturz bei uns hatte er die Gnade, mir auf meinen Appell hin eine hochherzige Spende von 10.000 schwedischen Kronen zu bewilligen, die unsere österreichische Völkerbund-Liga zur Unterstützung der studierenden Söhne verarmter Mittelständler verwendete. Unser wärmster Dank und heiße Segenswünsche der Jugend gelten denn auch dem munifizenten, hochverehrten Prinzen.

Der zweite Bruder des Königs, Prinz Eugen, unverheiratet, ein begabter Landschaftsmaler und intimer Freund des Großen schwedischen Malers Zorn, nahm unter den Prinzen eine Sonderstellung ein. Er war der einzige unter ihnen, der nicht in der Armee oder Marine aktiv diente, sondern sich ganz seinen künstlerischen Neigungen widmete. Jedem offiziellen Gepräge abhold, erklärte er seine Anwesenheit auf der japanischen Gesandtschaft durch den Wunsch, den eigentümlichen Blumenschmuck, den die geschmackvolle Gesandtin selbst arrangierte, kennenzulernen und auch einige wertvolle japanische Vasen zu besichtigen. Zu uns kam er zu einem kleinen Dejeuner unter der Bedingung, wie ein privater Gast behandelt zu werden. Er hatte sich in der Peripherie Stockholms eine sehr merkwürdige, originelle Villa inmitten von alten Eichen an der großen, vom Baltischen Meer nach Stockholm führenden Seestraße erbaut. Gegen das Meer zu senkte sich eine mit Marmorstatuen geschmückte Terrasse. Die Aussicht auf die langsam dahingleitenden Schiffe, die während der weißen Juninächte silberglänzende Furchen hinter sich ließen, war bezaubernd.

Der Kronprinz, ein hochaufgeschossener, kräftiger junger Mann, zeichnete sich durch ungewöhnliche Pflichttreue und ernste Lebensauffassung aus. Seine Ehe mit der schönen, graziösen Tochter des Herzogs von Connaught war eine Musterehe, von reichem Kindersegen begleitet. Beide waren Temperenzler in einem Lande, welches unmäßigem Alkoholgenusse frönte. Sie zogen ein

ruhiges, häusliches Leben den zahllosen mondänen Veranstaltungen vor, welche der tanzlustigen Stockholmer Gesellschaft zum Lebensbedürfnis geworden zu sein schienen. Hingegen war Prinzessin Marguerite an der Spitze zahlloser gemeinnütziger Einrichtungen, denen sie gewissenhaft Zeit und Sorge widmete. Sie galt als etwas strenge Sittenrichterin und war daher im leichtsinnigen, eleganten Set der Jeunesse dorée nicht sehr beliebt. Doch vernachlässigte sie, als echte Engländerin, keineswegs den Sport und war Captain eines Ice-Hocky-Teams, dem nur Damen angehörten. Der Kronprinz war traditionsgemäß Hauptmann in der ersten Kompanie des ersten Garderegiments zu Fuß, dessen oft harten Dienst er wie jeder Offizier versah. Ich sah ihn an der Spitze seiner Kompanie gegen Mittag, nach vielstündigem Marsch, staubbedeckt in Stockholm einmarschieren. Die Prinzen waren nicht wie unsere Erzherzoge durch eine unsichtbare Scheidewand von den übrigen Sterblichen getrennt, sondern standen mitten im tätigen Leben, im lebendigen Wechselverkehr mit allen Ständen.

Der zweite Sohn des Königs, Prinz Wilhelm, der in der Marine diente, bildete den größtmöglichen Gegensatz zum Kronprinzen. Er war heiter und lebenslustig, eher willenlos, weil ganz unter dem Zauber seiner jungen Frau, der russischen Großfürstin Maria Pawlowna, die er vor etwa einem Jahr heimgeführt hatte. Diese schöne, begabte Frau, kaum den Kinderschuhen entwachsen, war eigentlich der Liebling des Königs und des Hofes. Ihr Entrain und ihre echt russische Vitalität, die Leichtigkeit, mit der sie sich der neuen Umgebung anpaßte, als Braut in Rußland in wenigen Monaten Schwedisch gelernt hatte, eroberten die Herzen der Schweden im Sturm. Wenige Tage nach der Geburt eines Sohnes — des Großfürsten Paul — war ihre Mutter gestorben. Sie wuchs in Moskau im Hause ihrer Tante, der Großfürstin Serge, Schwester der unglücklichen Kaiserin von Rußland, auf und war wohl in den Händen von sehr nachsichtigen Erzieherinnen gewesen. Sie hatte wenig häusliche Disziplin mitgebracht und

machte oft die Nacht zum Tage. Sie tanzte aber auch in der Vollendung die schwersten Nationaltänze, hatte eine schöne, wenn auch wenig geschulte Stimme. Kurz, sie war das Vorbild eines verwöhnten Kindes, aber voll Zauber und Liebenswürdigkeit. Meine Frau, mit der sie nach Herzenslust russisch sprechen konnte, beehrte sie mit ihrer besonderen Zuneigung, verfügte aber auch über ihre und manchmal meine Zeit in launischer Weise, so daß einzelne schwedische Damen eifersüchtig wurden. Sie lud uns wiederholt in ihr Landhaus ein, kam aber noch öfter zu uns nach Gustavs Vick, wo dann Ausflüge auf unserem Motorboot, Picknicks, Lawn-tennis- oder Schwimmpartien in atemloser Eile einander folgten, ohne sie zu ermüden.

Als Illustration ihrer Vielseitigkeit mag dienen, daß sie in wenigen Monaten reiten lernte und die schwierigsten Parforcejagden mitmachte. Eines schönen Tages gab sie einer etwas ernsteren Laune nach und besuchte mit tadellosem Eifer eine Kunstgewerbeschule, deren Kurse schon um 8 Uhr früh begannen. Diese seltene Energie sollte ihr später ungemein zugute kommen. Denn kurze Zeit nach unserem Abgang von Stockholm verließ sie aus unerklärlichen Gründen ihren Gatten und den einzigen Sohn, um nach durchgeführter Scheidung nach Rußland zurückzukehren, wo sie sich während des Krieges als Krankenpflegerin aufopfernd betätigte. Sie verlor dann alles durch die Revolution, verstand es aber tapfer, in Paris, an der Spitze eines Modesalons, ihren Geschmack und ihre kunstgewerblichen Kenntnisse zu verwerten, so daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Bruder, den Großfürsten Dimitro Pawlowitschin, in sehr auskömmlicher Weise erhalten konnte. Jetzt betätigt sie sich in ähnlicher Weise in New York.

Der Sommer des Jahres 1909 war für uns durchaus nicht ereignislos. Noch im Juni kam der Schubertbund, einer der besten Männergesangvereine Wiens, auf einer Nordlandfahrt über Kopenhagen nach Stockholm. Er erfreute uns durch herrliche Chor-

gesänge in der Kirche und ein Konzert, wurde vom König im Palaisgarten huldvollst empfangen und hatte verdientermaßen einen großen künstlerischen Erfolg. Ich gab den prominenten Mitgliedern des Schubertbundes ein Frühstück, bei dem Vizebürgermeister Neumayer, eines der ältesten Mitglieder, mit warmen Worten der Rolle gedachte, die mein verstorbener Onkel Nikolaus Dumba im künstlerischen, insbesondere Musikleben Wiens gespielt hatte.

Im Juli desselben Jahres erfolgt dann das interessante, politisch wichtigste Ereignis während meines Aufenthaltes im nordischen Venedig, der Besuch des russischen Kaiserpaares in Erwiderung des vor kurzem erfolgten Antrittsbesuches des Königs Gustav. Es war eine große, feierliche Staatsaktion, welche mit erlesener Pracht und dem einer großen Macht würdigen Pomp vor sich ging. Schweden nahm ja im ganzen 17. Jahrhundert den Rang einer nordischen Vormacht ein, bis es nach den Siegen Peters des Großen von Rußland abgelöst wurde. Das Palais, nach den Plänen von Tessin groß angelegt, imponiert durch die Strenge und den Ernst seiner mächtigen Fassaden. Die innere Ausschmükkung ist in reichem Louis-XVI.-Stil gehalten. Bronzen und Tapisserien sind vielfach Geschenke von Marie Antoinette an Gustav III. Es bildete einen würdigen Rahmen für den glänzenden Empfang des Kaiserpaares. Die Ankunft desselben erfolgte, auch mit Rücksicht auf die dadurch erleichterten Sicherheitsmaßregeln, auf dem Wasserwege. Die beiden Herrscherpaare und ihr Gefolge kamen in einer großen, hell gehaltenen, festlich mit Blumen und Fahnen geschmückten Barke an, die auf der Gartenseite des Palais anlegte. Der schönste Sonnenschein brachte die Uniformen und hellen Toiletten zur vollen Geltung. Das diplomatische Korps hatte Zutritt zu der Terrasse, welche stufenweise vom Palais zum Landungsplatz hinabführt, und konnte das bunte, farbenreiche Bild aus nächster Nähe genießen.

Besonders imposant war das Bankett im riesigen Rittersaal,





König Gustav von Schweden

wobei von den hoch unter der Decke angebrachten Fenstern helles Tageslicht hereinströmte und mit den Lichtern der elektrischen Kandelaber auf der Tafel wetteiferte. Merkwürdigerweise erglänzten unter dieser doppelten Beleuchtung ganz besonders die fabelhaften Juwelen, welche die Kaiserin, Prinzessin Wilhelm, Prinzessin Ingeborg und auch die Königin von Schweden trugen, deren riesige Perlenkolliers ihren Hals und Nacken sosehr bedeckten, daß man nicht wußte, ob sie dekolletiert sei oder ihrer leidenden Gesundheit wegen ein hohes Kleid trug. Allen voran leuchtete die Kaiserin durch ihre herrliche Gestalt und Haltung, ihre wunderschönen Züge. Aber ihr Blick hatte etwas Starres, als ob ihre Gedanken weit in die Ferne schweiften, und ihre Wangen waren oft wie vom Fieber gerötet. Der Zar war seit 1896, als ich ihn in Paris sah, breiter und kräftiger geworden, trat auch etwas selbstbewußter auf, allein im Cercle, bei den Vorstellungen der Missionschefs hatte er noch immer nicht die Gabe des „small talk", das heißt der mühelosen Fragestellung. Als er den Namen des französischen Gesandten Defrance hörte, sagte Seine Majestät ihm doch in graziöser Weise: „Vous portez un beau nom, Monsieur", worauf mein scharmanter Kollege in schlagfertiger Weise entgegnete: „Helàs, Sire, on fait ce qu'on peut."

König Gustav stand den Zeremonien mit einfacher Würde vor. Mir fiel namentlich seine im ganzen großen Saale vernehmliche Diktion bei Verlesung des französischen Toastes auf, im Gegensatz zu seiner gewöhnlichen, blitzschnellen, undeutlichen Sprechweise, welche seine ganze Familie teilte. Wir atmeten übrigens alle auf, als das Kaiserpaar die schwedische Hauptstadt heil und gesund verließ, ohne daß ein Attentat selbst versucht worden wäre. Die Vorsichtsmaßregeln waren sehr umfassend und gut geteilt. Ein unglücklicher schwedischer höherer Offizier, der des Abends in Uniform vom königlichen Bankett heimkehrte, wurde aber doch auf offener Straße von einem Anarchisten erschossen,

aus Wut, daß es letzterem nicht möglich war, an das Zarenpaar heranzukommen.

Ich war mit Baron Budberg, meinem russischen Kollegen, intim befreundet, da wir anfangs der achtziger Jahre in London denselben Posten innehatten und er sodann dem Fürsten Lobanoff nach Wien folgte, wo er beinahe ununterbrochen zwanzig Jahre, bis zu seiner Beförderung zum Gesandten, blieb. Sohn und Enkel von russischen Botschaftern, war er im Ausland geboren und erzogen. Er beherrschte die russische Sprache kaum genügend, um in derselben Berichte zu schreiben, und huldigte nach seinem eigenen Ausspruch dem Grundsatz: „Mourir pour la Patrie, si, c'est necessaire, mais vivre à l'étranger!" Ihm verdankte ich die vertrauliche Mitteilung, daß sich alles ganz glatt bei den Konversationen zwischen den zwei Monarchen abgespielt, die nicht über allgemeine Phrasen der Friedensliebe und der Pflege gutnachbarschaftlicher Beziehungen hinausgegangen wären. Einen Mißklang und arge Verstimmung brachte aber der Versuch des übereifrigen Iswolsky, die Alandfrage aufzuwerfen. Er machte nämlich Andeutungen von der Opportunität der Aufhebung der Verpflichtung Rußlands zur Unterlassung jeder Befestigung auf der Alandinsel. Bekanntlich wurde in einem Zusatzübereinkommen zum Pariser Vertrag von 1856 diese am Ausgang der Schären gelegene Insel, die nur etliche 24 km von Stockholm entfernt ist, bei Rußland unter der Bedingung belassen, daß dort keine Befestigung angelegt und die Insel in keiner Weise zum maritimen Stützpunkt für russische Kriegsschiffe irgendwelcher Art gemacht würde. Es ist klar, daß die Konzentrierung selbst nur einer Anzahl von russischen Torpedobooten in Aland die schwedische Hauptstadt einem plötzlichen Handstreich aussetzen und die Sicherheit sowohl Stockholms als auch der eventuell dort ankernden schwedischen Kriegsschiffe auf das höchste gefährden würde. Schon das unvorsichtige Anklopfen des russischen Ministers des Äußern hätte nun, nach Budberg, genügt, um das ohnehin schon

bestehende Mißtrauen gegen Rußland auf das höchste zu steigern. Letzterer hätte die größte Mühe gehabt, diesen schlechten Eindruck etwas zu verwischen, ohne sich der Wahrheit zu verschließen, daß trotz aller gelungenen Zeremonien die Beziehungen Schwedens und Rußlands durch den Kaiserbesuch keineswegs gebessert worden wären.

Ich konnte von diesem Ausgang nur befriedigt sein, um so mehr, als ich vom Außenminister, dem Grafen Taube, der viele Jahre in Berlin Gesandter gewesen und ganz für die Anlehnung an Deutschland gewonnen war, über die antirussische Richtung der schwedischen öffentlichen Meinung vollkommen orientiert war. Der König, Gemahl einer badensischen Prinzessin, sprach deutsch wie ein Deutscher, stand in enger Verbindung mit den deutschen Höfen und war trotz seiner französischen Abstammung und demokratischen Sitten in seinem Innersten durch und durch deutschfreundlich. Der Adel, mit dessen Gliedern er aufgewachsen, teilte dieselbe Gesinnung, sah in der deutschen Armee das Vorbild soldatischer Tüchtigkeit und seinen Lehrmeister. Zahlreiche Offiziere waren deutschen Regimentern auf Jahre zugeteilt und kamen dann, erfüllt vom deutschen militärischen Geist, zu ihren Truppenkörpern zurück. Für die Kavallerie galt unsere Armee vielfach als Muster. Graf Clarence Rosen war Jahre hindurch beim Reitlehrinstitut in Wien und Graf Oxenstierna, der Kommandant des ersten Garderegiments zu Pferd, hatte auch bei einem österreichischen Kavallerieregiment hospitiert. Die Zentralmächte konnten mit Beruhigung auf die vorwiegende Stimmung im schwedischen Volk und Heer und auf die Richtung hinblicken, welche die Politik Schwedens im Falle eines kontinentalen Konflikts befolgen würde. Dies galt insbesondere, solange eine konservative Regierung am Ruder blieb. Aber selbst eine liberale oder sozialistisch-liberale Koalitionsregierung, wie sie bald folgten, dürften trotz lebhafter Sympathien für das radikale Frankreich und gewichtiger, auf England hinweisender

Interessen kaum von der historisch überkommenen Feindschaft der breiten Volksschichten gegenüber Rußland absehen. Das Zarenreich war eben der Erbfeind, der Schweden zuerst die baltischen Provinzen, dann Finnland entrissen und der einzige übermächtige Nachbar, von dem Gefahr drohte. Daher das instinktartige Mißtrauen und die latente Furcht vor Rußland, denen ich beinahe bei jedem Schweden begegnete. Diese nationale Gesinnung bot nun eine genügende Bürgschaft für die Einhaltung einer uns günstigen Neutralität, für welche ebenso sehr die geographische Lage als das ungleiche Kräfteverhältnis zu Rußland und die Lebensinteressen Schwedens sprachen. Bei meinem Abgang nach Stockholm hatte zwar Baron Aehrenthal die Worte an mich gerichtet: „Ich habe Rumänien an den Dreibund inniger gekettet, du solltest dasselbe mit Schweden tun." Er hatte nämlich als Gesandter in Bukarest die längst bestehende Allianz durch Abschluß einer Militärkonvention ergänzt und die Beziehungen unserer Monarchie zu Rumänien enger gestaltet. Nun meinte er, durch Gewinnung Schwedens würde der Bund der Zentralmächte einen förmlichen Riegel zwischen Rußland und Frankreich vorschieben, der vom Nordkap bis nach Sizilien reichen würde. Ich konnte mich indessen bald überzeugen, daß der Beitritt Schwedens zu unserer Gruppe weder in unserem noch in seinem eigenen Interesse gelegen war. Viel wichtiger war im Kriegsfall für Deutschland die Möglichkeit des Bezuges von Lebensmitteln und Rohstoffen aller Art über das neutrale Schweden oder von Pferden, Erz usw. aus demselben, als die eventuelle, kaum ins Gewicht fallende Unterstützung durch die kleine schwedische Armee, die ohnedies zur Verteidigung des Heimatbodens zu Hause bleiben müßte. Auch konnte durch die Neutralität die Festsetzung der britischen Flotte im wichtigsten westlichen Handelshafen, Gotenburg, verhindert und überhaupt die Aushungerung und Absperrung Schwedens vermieden werden. Ich fragte denn auch meinen deutschen Kollegen, den mir von St. Petersburg her

befreundeten Grafen Pückler, ob er in der oben bezeichneten Richtung irgendwelche Weisungen erhalten hatte. Er verneinte meine Frage mit dem Zusatz, daß er es für richtig halte, diesbezüglich keine Initiative zu ergreifen, sondern Schweden an sich herankommen zu lassen. Demgemäß verhielt ich mich denn auch ganz passiv. Daß unsere Auffassung die richtige war, beweist der Verlauf des Weltkrieges. Die Blockade hätte sich noch furchtbarer ausgewirkt, wenn nicht mit Hilfe des trotz seiner Neutralität uns unterstützenden Schwedens das um Deutschland geworfene Absperrungsnetz vielfach durchbrochen worden wäre.

In das erste Jahr unseres Aufenthaltes fällt auch ein vierzehntägiger Jagdséjour in Virsbo Brook, nicht weit von Westerås, wobei ich meinem abberufenen Sekretär Baron Rubido Zichy als Jagdpächter folgte. Am Ufer eines stillen, verträumten Sees lag eine Art Hotel, inmitten von Bäumen. Das Hauptappartement enthielt eine Halle mit Kamin, einen Salon, Speisezimmer und sechs bis acht kleine Schlafzimmer wie die Zellen eines Klosters. Wir luden den Grafen Dionys Széchényi, unseren Gesandten in Kopenhagen, nebst seiner schönen Gemahlin, geborenen Prinzessin Chimay, ferner Baron Thienen und dessen geistreiche, sehr unterhaltende Gemahlin, geborene Gräfin Dubsky, ein. Ein Waggon mit Möbeln, von Stockholm geschickt, sorgte für etwas Komfort. Küche und Keller waren bestens bestellt. Während unserer langen Pirschgänge vertrieben sich die Damen mit Rudern, Fischen und Spazierengehen die Zeit. Das Resultat der Jagd war nicht brillant. Nur Graf Széchényi erlegte einen schönen, alten Elch mit gutem Geweih. Ich schoß einen leicht an, dessen Schweißspuren bald aufhörten. Das Revier war 15 bis 20 km lang, Granitfelsen oder Lavahügel, teils bewaldet, dazwischen ganz versumpftes Terrain, hie und da ein kleiner See, nirgends eine menschliche Behausung. Wehmutsvolle Dämmerung lag über dieser öden und doch malerischen Gegend, die uns einen nur zu deutlichen Einblick in die Armut gewisser schwedischer Provinzen bot. Am in-

teressantesten aber war unser Jagdherr, Herr Lagerkranz, schwedischer Gesandter in Washington, gleichzeitig sehr erfolgreicher Großindustrieller. In seiner Jugend, anscheinend brustkrank, ging er nach Indien. Dort wurde er ein aktives Mitglied der Heilsarmee. Ganz gesund in sein Vaterland zurückgekehrt, trat er hier an die Spitze der Salvation army. Er baute auf eigene Kosten ein großes Bethaus und stand selbst dem Gottesdienst an jedem Sonntag darin vor, wobei er in ganz freier Rede seine Arbeiter zu Rechtlichkeit und Gottesfurcht aufforderte.

Hier glaube ich einer meiner wenigen diplomatischen Aktionen in Schweden gedenken zu sollen, welche mir nicht ohne Interesse zu sein scheint, da sie ein eigentümliches Schlaglicht auf das öffentliche Kirchenrecht dieses Landes wirft. Seit Gustav Wasa ist die evangelische (lutherische) Religion Staatsreligion. Die Staatskirche hat aber eine so ausschließliche, herrschende Stellung, eine solche Fülle von Gewalt und Prärogativen behalten, wie dies im 19. und 20. Jahrhundert wohl in keinem anderen europäischen Staate der Fall ist. Von den anderen Religionsbekenntnissen war das römisch-katholische in Schweden nicht etwa gleichberechtigt, sondern nur geduldet. Die Römisch-Katholiken bildeten nur in vier Städten territoriale Gemeinden, nämlich in Stockholm, Gotenburg, Malmö und Gefle, während die Juden dasselbe Vorrecht in neun Städten genossen. Als Standesbeamte sollten nach dem Gesetze für alle Schweden, also auch die katholischen, die lutherischen Pastoren fungieren, in deren Sprengel die betreffenden Andersgläubigen domizilieren. Außerdem findet die Verlobung in Schweden, als feierlicher, rechtsverbindlicher Akt, auch in der Kirche statt, so daß die Entlobung ohne wichtige Gründe als Vertrauensmißbrauch eine Schadenersatzpflicht begründet. Schon vor der Verlobung soll die Frage untersucht werden, ob irgendwelche Ehehindernisse bestehen. Das schwedische Gesetz kennt solche, die im kanonischen Rechte nicht begründet sind, und umgekehrt kennt der schwedische Kodex gewisse kanoni-

sche Ehehindernisse nicht. Nun scheinen im Laufe der Zeit bei vorzunehmenden Mischehen die katholischen Pfarrer die Rechte der lutherischen Pastoren via facti ausgeübt zu haben. Sie verweigerten z. B. die Trauung im Falle des Vorhandenseins eines kanonischen Ehehindernisses trotz vorangegangener Verlobung. Auch führten sie Geburts-, Sterbe- und Ehematrikel, als ob ihnen die Funktionen von Standesbeamten zuständen. Hieraus ergaben sich Unklarheiten und selbst große Nachteile, da die allein nach dem Gesetze maßgebenden Matrikeln der Pastoren nicht mit denen der katholischen Pfarrer übereinstimmten. Im Dezember 1910 erschien nun ein königliches Dekret, welches die ganze Materie ordnete. Der apostolische Vikar für Schweden, Monsignore Dr. Bitter, sah in der neuen Ordnung einen Eingriff in die religiösen Rechte der katholischen Kirche und hatte sogar zwei Audienzen beim König, mit dem er übrigens ausgezeichnete persönliche Beziehungen pflegte, um eine Milderung der angeblich ernsten Gravamina zu erreichen. Er ersuchte auch mich, wenigstens offiziös einzugreifen, obwohl ich zu einer Reklamation in keiner Weise berechtigt war und keinen Auftrag von meiner Regierung hierzu erhalten hatte. Ich beschränkte mich zunächst darauf, den Sachverhalt aufzuklären durch eine vertrauliche Anfrage beim Auswärtigen Amt, welches mir eine Denkschrift des Kultusministeriums zukommen ließ. Danach wäre die ganze Neuerung auf administrative Bedürfnisse behufs Anlegung eines genaueren Katasters von Wählern und Steuerpflichtigen zurückzuführen. Nur die lutherischen Pastoren könnten diese Listen in ganz verläßlicher Weise zusammenstellen, da sie zur Führung von fünf verschiedenen Büchern verpflichtet wären und nicht nur als Standesbeamte fungierten, sondern auch Zeugnisse über Gemeindeangehörigkeit und Staatsbürgerschaft ausstellten. Die Rechtslage wäre nun folgende: Zur Verkündigung einer Eheschließung mit einer Katholikin wären ausschließlich die evangelischen Pastoren des Sprengels, wo die Braut domiziliert, kompetent, sie müßten even-

tuelle Ehehindernisse des schwedischen Rechtes in Betracht ziehen, falls es sich um eine Schwedin handle, bei einer Ausländerin nähmen sie aber auf die fremde Gesetzgebung Rücksicht, welche für die persönliche Rechtsfähigkeit derselben nach allgemeinen Grundsätzen des internationalen Privatrechtes maßgebend sei. Hier müßte ein Dokument der ausländischen Behörde produziert werden. Bezüglich des Rechtes der katholischen Pfarrer, Geburts-, Ehe- und Sterbematrikeln zu führen, wurde im Dekrete nur gesagt, daß sie auch solche private Register führen dürften, aber alle Daten sofort den lutherischen Pastoren, als den eigentlichen Matrikelführern, bekanntgeben müßten. Auf Aufklärung dieses Punktes, nämlich ob die Auszüge der Matrikeln der katholischen Pfarrer auch Dokumente mit öffentlicher Beweiskraft wären, legte der apostolische Vikar das größte Gewicht. Ich erwirkte eine offizielle Antwort des Ministers des Äußern, in welcher diese Frage bejaht wurde. Es liegt also der merkwürdige Fall von doppelten Matrikeln vor, der katholischen Pfarrer, in den vier obengenannten schwedischen Städten, und der lutherischen Pastoren. Eine Bestimmung des Dekretes, wonach bei allen Mischehen auch die Zivilehe vor dem betreffenden Bürgermeister verlangt wird, wurde als hart und ungerecht bezeichnet und legislative Abhilfe versprochen, sobald der apostolische Vikar darum angesucht haben werde.

2.

Der Generalstreik

Der Juli 1909 brachte ferner ein Ereignis von großer allgemeiner Bedeutung, welches gleichzeitig jeden in Schweden lebenden Menschen auf das engste berührte: den Generalstreik der organisierten Arbeiter, dessen Verlauf nicht nur den Sozialpolitiker interessieren mag, sondern auch Charakter, Anlage und Haltung

aller Stände und Klassen sowie die Autorität von König und Regierung grell beleuchtet. So glaube ich mich darüber etwas näher auslassen zu sollen.

Im Jahre 1889 gründete Branting die sozialdemokratische Partei, die damals nur 8000 Mitglieder zählte. Die Industrialisierung Schwedens machte indessen so rasche Fortschritte, daß die Partei im Jahre 1909 bereits auf 150.000 Mann angewachsen war und im Reichstag dank einem Wahlkompromisse mit den Radikalen über 34 Mandate verfügte. Diese 34 Deputierten gaben bei Abstimmungen den Ausschlag, je nachdem sie mit den Konservativen oder den Liberalen stimmten, so daß jede Regierung mit ihnen rechnen mußte. Die Mitglieder aller Gewerkschaften, wovon einige — die sogenannten Trade-Unions — sich gegen die Sozialdemokraten stellten oder ihrem Einfluß nicht unterlagen, wie die Gewerkschaft der Eisenbahner, erreichten die Zahl von 240.000. Dank der aufsteigenden Konjunktur hatten sie sich hohe Löhne, kurze Arbeitsstunden und vielfachen Einfluß auf die Verteilung der Arbeiter in den Betrieben gesichert. Als aber im Jahre 1907 die Konjunktur abflaute, die Preise und mithin die realisierbaren Gewinne der Arbeitgeber sanken, konnten letztere, die in einem großen Landesverbande vereinigt waren, keine weiteren Konzessionen machen. Die durch die sozialdemokratischen Führer aufgehetzten Arbeiter glaubten aber nach wie vor, die Zeit sei zur Offensive günstig, um einen Anteil an der Betriebsleitung und dem Reingewinne der industriellen Unternehmungen zu erobern. Unerträglich wurde aber zunächst die Situation durch den Terrorismus der Baugewerkschaften, welche ihren Mitgliedern Sabotage zur Pflicht machten und dadurch die Baukosten enorm steigerten, was wieder exorbitante Mietzinse zur Folge hatte. Die Unternehmer verfügten daher über eine Reihe von renitenten, Lohnsteigerungen verlangenden Fachvereinen, sukzessive die Aussperrung, worauf letztere mit der Dekretierung des Generalausstandes antworteten. Im Streikmanifeste waren allerdings gewisse

Gewerbe vom Stillstande ausgenommen, wie die der Krankenpflege, aus humanitären Gründen, oder solche, deren Funktionieren für das normale Dasein der Gesamtheit unentbehrlich war, wie der Betrieb der Wasser- und Beleuchtungsanlagen oder die Besorgung der öffentlichen und privaten Reinigungsarbeiten. Hier zeigte sich schon der innere Widerspruch, der in der Bezeichnung „Generalstreik" liegt, da er sich ohne Ausnahme gegen die Streikenden selbst auswirken würde. Die Arbeitsleitung erklärte den Kampf als einen Monsterlohnkampf auf rein wirtschaftlichem Gebiete und nicht durch revolutionäre Mittel führen, daher Beleuchtung, Wasserversorgung usw. aufrechterhalten zu wollen. In letzter Linie war es aber doch eine politische oder Klassenmachtfrage, die zur Entscheidung gestellt war. Es handelte sich um die Frage, ob die organisierte Arbeiterschaft das koalierte Kapital unter das Kaudinische Joch beugen und ihm die Höhe der Löhne, unbekümmert um die Weltkonjunktur, vorschreiben dürfe. In Wahrheit zielte auch die Streikleitung — allerdings unter dem Mantel der Legalität — auf die Unterbindung der Verproviantierung, um durch die Drohung der Aushungerung der Bevölkerung das Einschreiten der Staatsgewalt zu ihren Gunsten zu ertrotzen. Es traten denn auch wirklich die Bäcker, Fleischer, Greißler, Gemischtwarenhändler, Bierbrauer, die Angestellten aller Eßwarenhändler usw. in den Ausstand. Ihnen folgten, schon vom ersten Streiktage, dem 4. August, an, die Transportarbeiter, also sämtliche Kutscher, Heizer, Kohlenträger, Warenablader, Hafenarbeiter, um die Verproviantierung der Städte und Beschickung der Märkte möglichst zu erschweren. Sollten dieselben ganz verhindert werden, so mußte die Einstellung des gesamten Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs erzwungen werden. Alle Bemühungen der Arbeiteragitatoren scheiterten aber an dem Ordnungssinn und der Pflichttreue der schwedischen Eisenbahner sowie der Telegraphen- und Telephonbeamten. Vor zwei Jahren hatten dieselben von der Regierung ganz spontan eine auskömmliche Ge-

haltserhöhung erhalten; auch waren sie nicht überarbeitet. Jedenfalls hätten sie im Falle der Dienstverweigerung ihre Pensionsansprüche eingebüßt. Vor allem aber sind die 30.000 Eisenbahner zum Glück vom Standesbewußtsein des Staatsbeamten beseelt, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß sich die Schaffner, mit verschwindenden Ausnahmen, an das Verbot der Annahme von Trinkgeldern halten. Die Privatbahnbeamten sind jenen der Staatsbahnen vollkommen gleichgestellt. Dieser günstigen Sachlage war die vollständige Aufrechterhaltung des Eisenbahndienstes zu verdanken. Dasselbe galt vom Post- und Telegraphendienst. Was den lokalen Dampfschiffverkehr anbelangt, der für die Verpflegung der großen Städte in Schweden maßgebend war, so war hier die Gefahr von Stockungen eine viel größere, denn Heizer, Kohlenträger und Hafenarbeiter feierten. Trotzdem gelang es dem sehr tüchtigen, höheren Schiffspersonal, welches von den seekundigen Passagieren wirksamst unterstützt wurde, den Verkehr durch aufopfernde Anstrengungen aufrechtzuerhalten. Es gab Dampfer, wo das ganze Schiffspersonal aus dem Kapitän und Steuermann bestand. Alle Handlangerdienste wurden von den handfesten Passagieren versehen, bis zu denen des Heizers. Mit der Aufrechterhaltung dieses Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsverkehres war die Verproviantierung sowohl der Städte als der entfernten Waldbezirke im Norden sichergestellt. Das Ausbleiben der Droschkenkutscher und Einstellen des elektrischen Tramwaydienstes war zwar sehr unbequem und lästig, aber kein genügendes Pressionsmittel, um das Publikum zum Nachgeben zu zwingen. Hier setzte nun eine wunderbare Aktion der höheren und Mittelstände ein, welche, dem Grundsatze der Selbsthilfe huldigend, verdient, in allen Ländern vorbildlich zu wirken. In Stockholm bildete sich sofort eine Bürgergarde mit der Bestimmung, die Polizei bei Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen, den Betrieb der munizipalen Wasser- und Beleuchtungswerke, welche entgegen der Streikordnung zum Stillstande gebracht worden war, und den

lokalen Verkehrsdienst aufrechtzuerhalten. Mehrere tausend Bürger, Angehörige aller Stände und Berufsklassen, traten dieser Bürgergarde bei. Sie leistete unschätzbare Dienste, denn durch Sicherung des Beleuchtungsdienstes in Elektrizitäts- und Gaswerken sowie der Wasserleitung mit Hilfe von Ingenieuren und Technikern, verhinderte sie den Ausbruch jeglicher Panik und den Eintritt anarchischer Zustände. Ferner wurde der Betrieb der Tramway durch Ingenieure, zuerst unter Polizei-, später unter Selbstschutz aufgenommen, bis er mit Hilfe von neuverpflichtetem Personal allmählich den normalen Umfang wieder erreichte. Der Dienst der Droschkenkutscher wurde zunächst an den Bahnhöfen und von und zu Spitälern sofort versehen. Mein Hausherr erfüllte durch zwei Nächte die letztere Funktion. Unter den Amateurkutschern befanden sich Träger der ersten Namen, wie Hamilton, Rosen. Noch aufopfernder waren die Studenten, welche freiwillig den Kanalräumerdienst übernahmen. Das Beispiel Stockholms fand in den anderen Städten Nachahmung, so daß für alle wichtigen Funktionen des städtischen Lebens gesorgt war.

Einzig in ihrer Art war die vollkommen friedliche, jede Gesetzesverletzung oder Kollision mit der Polizei vermeidende Haltung der Hunderttausenden von feiernden Arbeitern. Einer der Gründe war sicherlich das vollkommene Verbot des Verschleißes von Alkohol en gros und im Detail. Auch sollen nie die Polizeirichter weniger zu tun gehabt haben als während des Streiks, da sonst 80% aller Polizeigerichtsfälle mit Trunkenheit zusammenhängen. Trotzdem spricht diese musterhafte Haltung in höchstem Maße zugunsten des Sinnes für Gesetzlichkeit und der Achtung vor den Behörden, welche tief im Bewußtsein der schwedischen Volksmassen verankert sein mußten. Weder in England noch in Frankreich, noch in Italien hätten sich die arbeitslosen, oft ganz ohne ihre Schuld durch Wochen, ja Monate ausgesperrten Arbeiter dieser lästigen Polizeiverordnung widerstandslos gefügt. So blieb den Streikenden nichts anderes übrig, als dem Lieblingssport

der Armen, dem Fischen, zu frönen. Von morgens bis abends konnte man an den Kais Tausende von Arbeitern still und lautlos angeln sehen, ein in seiner Art wohl einzigartiges Bild.

Indessen mag doch auch noch ein anderer Umstand bei dieser passiven, resignierten Haltung der Arbeiter mitgespielt haben. Es war die entschlossene, energische und niemals schwankende Stellungnahme der Regierung und des Königs. Die ganze stehende Armee wurde ab 4. August kriegsmäßig mobilisiert. Alle Brücken und Eisenbahnübergänge waren militärisch bewacht. Die Truppen waren in den Kasernen konsigniert oder in den Höfen der öffentlichen Gebäude untergebracht. Man wußte, daß sie scharfe Patronen gefaßt hatten. In der Überzeugung, daß Vorbeugung besser sei als Repressalien, ließ der König den Führer der Gewerkschaften zu sich kommen, um ihm zu bedeuten, daß das Streikrecht, als vom Gesetz anerkannt, zwar nicht angetastet werden würde, daß aber das Recht auf Arbeit ein ebenso legitimes und durch die Gesetze beschütztes Recht sei. Jeder Versuch, Arbeitswillige einzuschüchtern oder am Arbeiten zu hindern, würde mit der größten Strenge unterdrückt werden. Die Truppen hätten den Befehl, im Notfalle zu schießen. Die Warnung wirkte und es kam kein einziger Fall von Gewalttätigkeit gegen Arbeitswillige vor.

Überdies waren die Gewerkschaften in leichtsinniger Weise mit leeren Streikkassen in den Ausstand getreten, während die drei großen Unternehmerverbände ein Millionenanlehen bei den Banken aufgenommen hatten, um schwache Unternehmer zu stützen.

Der Kampf war ein ungleicher und der Ausgang des Lohnkampfes von vornherein zugunsten der Arbeitgeber entschieden. Letztere warteten, bis der Streik abbröckelte und immer mehr Arbeiter, entgegen dem Verbot der Gewerkvereine, einzeln zur Fabrik zurückkehrten. Die erwarteten Subsidien aus dem Auslande blieben bis auf einige aus Deutschland gesendete Beträge aus. Die einzelnen Arbeiter hatten all ihre Ersparnisse verbraucht

und waren überdies tief verschuldet. Es blieb nichts anderes übrig, als zu kapitulieren. Anfangs Oktober wurde endlich die Arbeit wieder überall aufgenommen, und zwar bedingungslos unter Anerkennung des von den Unternehmern erfochtenen Prinzipes des individuellen Arbeitsvertrages. Einzelne Fachverbände wurden dann noch wegen Vertragsbruches geklagt, von den Gerichten verurteilt und in den Bankrott getrieben. Der Sieg der bürgerlichen Gesellschaft war ein vollständiger, dank der Stärke und zielbewußten Energie der maßgebenden staatlichen Faktoren und der Initiative, dem Mute und dem Organisationstalent der Bürger, welche in Skandinavien ebenso wie in den angelsächsischen Ländern in vorbildlicher Weise herrschen.

3.

Ausflug mit dem Automobilklub bis nach Karlstadt – Charakteristik der Schweden – Ausflüge und Besuche von Schlössern

Sehr bald nach unserer Ankunft forderte uns der joviale, über unwiderstehlichen Entrain verfügende Graf Clarence Rosen, als Präsident des schwedischen Automobilklubs, auf, einen Ausflug dieses Klubs mitzumachen, der uns über Westerås und Orebrö in einigen Tagen bis nahe zur norwegischen Grenze brachte und in Karlstadt, am Nordende des großen Wenersees, mit einem glänzenden, vom Grafen Rosen gegebenen Bankette endete. Es war eine sehr willkommene Gelegenheit, in der angenehmsten Weise Land und Leute kennenzulernen und uns an einige Teilnehmer des Ausfluges intimer anzuschließen. Die vielen Seen mit ihren dichtbewaldeten Ufern erinnerten manchmal an Finnland, welches aber viel flacher ist. Von unvergeßlichem Reize waren die Lichteffekte, die uns insbesondere eine bis gegen 11 Uhr nachts ausgedehnte Fahrt in Vermeland bot, bei welchem Anlasse wir

das schöne Landhaus der Selma Lagerlöf passierten. Im selben See spiegelte sich dunkelrot die kaum unter den Horizont weichende Sonne und in silberhellen Wellen der aufgehende Mond. — Es war im Monat Juni. Die Nächte dauerten kaum zwei Stunden, um Mitternacht konnte man in einer Art Dämmerung noch Briefe im Freien lesen. Die unermüdlichen Schweden scheinen überhaupt kein Schlafbedürfnis zu haben, denn selbst um 1 Uhr nachts waren sie noch beim Punsch versammelt und um 8 Uhr morgens wurde doch gewöhnlich aufgebrochen. Dagegen waren sie lebende Illustrationen des Sprichwortes: „Qui dîne, dort!" Schon das Gabelfrühstück war reichlicher als ein normales Mittagessen und die schwedische Gastfreundschaft wiederholte sich dreimal im Tage. In Vermeland, nahe der norwegischen Grenze, kamen wir auf Automobilneuland, wo noch nie diese, jetzt kaum mehr modernen Fahrzeuge gesehen worden waren. Die ganze Bevölkerung war ausgerückt und wartete geduldig stundenlang auf unser Kommen, denn wir hatten uns nur um 80 km verfahren. Man sah drei Generationen nebeneinander mit Begeisterung Fahnen und Sacktücher schwenken, Blumen werfen und „Hochs" ausbringen. Hier waren auch die hübschen Landestrachten noch zu sehen. Die Straßen waren aber nicht ganz dem Autoverkehr angepaßt. Einmal kamen wir auf eine sandige Straße, ganz ohne Unterbau, in der das führende Automobil sich prompt versenkte und ausgegraben werden mußte. Es wurden nun Bretter geholt und eine provisorische Fahrbahn geschaffen. Nichts aber konnte die heitere Stimmung beeinflussen, die sich oft in Lachsalven Luft machte. Die Schweden, die zuerst dem Fremden so ernst, steif und formal begegnen, sind unter sich wie große, lebensfrohe Kinder, deren Freude an Bewegung, Freiluftübungen und Sport ihrer kraftstrotzenden Konstitution entspricht.

In der Tat, es gibt kaum einen größeren Gegensatz zwischen dieser natürlichen Anlage des schwedischen und jener eher schwermütigen des russischen Volkes, obwohl beide unter dem Banne

des langen, strengen Winters und der durch denselben bis zu einem gewissen Grade erzwungenen Untätigkeit stehen. In Schweden herrscht ein, vielleicht an heidnische Vorzeit und Gebräuche anknüpfendes, viel tiefer gehendes Verständnis für die symbolische Bedeutung der Jahreszeiten und ein innigerer Anschluß an die damit verbundenen Phasen des Erdgeschehens. Die weißen Sommernächte in den letzten Junitagen versetzen die Schweden in eine Art Naturtaumel. Man schläft kaum einige Stunden. Alles strömt ins Freie, um das Leben draußen mit Tanz, Gesang und auch freigebigen Libationen zu genießen. Bei der Sonnwendfeier herrscht noch die Sitte des Durch-ein-hellaufloderndes-Feuer-Springens, die sich ja auch am Peloponnes bei den dortigen Einwohnern, größtenteils albanesischen Ursprungs, erhalten hat.

Die Freude an jeglichem Freiluftsport, Schwimmen, Segeln, Eislaufen, Skilaufen, erhält die Schweden frisch und gesund und in innigstem Kontakt mit Mutter Erde. Sie neigen, wie gesagt, zur Geselligkeit. Besonders frappant war für mich das öffentliche Tanzen aller Volksklassen auf dem Lande. Der Tanzboden besteht aus gestampfter Erde. Über demselben erhebt sich ein rundes, kuppelähnliches Dach, auf Holzträgern ruhend. Die Aussicht ist nach allen Seiten frei. Man zahlt einige Öre für jede Tour. In Stockholm gab es schon damals Tanzpaläste, noch lange ehe die Tanzwut von Amerika herübergekommen war, öffentliche Lokale, wo am Nachmittag gegen Entree getanzt wurde und bei dem außerordentlich freien Verkehr der Geschlechter neue Bekanntschaften gemacht wurden. Sehr bezeichnend für die Tanzlust der höchsten Stände ist die Abhaltung von zwei sogenannten Ordensbällen in Stockholm, jenem des Ordens der Amaranten und dem der Innozenzia. Der erste Orden wurde von der Königin Christine gestiftet in der Absicht, nur wenige ihrer Lieblinge und Günstlinge damit zu beteilen und dann exklusive Abendunterhaltungen mit ihnen unter dem Deckmantel von Ordensfesten zu geben. Die Tradition wurde festgehalten, allein es ist nur mehr ein Vorwand für

einen Eliteball der Hofgesellschaft. Neulinge müssen eingeführt werden, und zwar jeder Herr durch eine Dame, die schon Mitglied des Ordensvereines ist, und umgekehrt werden die neueintretenden Damen durch einen Herrn eingeführt. Man spendet der einführenden Dame Blumen für den Abend, soupiert und tanzt den Kotillon mit ihr. Das Merkwürdigste war, daß der ganze Hof in Uniform und die Damen in großer Toilette mit Diademen erschienen, und wir Diplomaten auch gebeten wurden, unsere Uniformen anzulegen. Gegen ein ziemlich hohes Entgelt erhält man nicht nur das Souper, sondern auch am Abend selbst die Ordensinsignien, wobei ich mit aller wünschenswerten Schnelligkeit durch mehrere Ordensgrade bis zum Bande des Großkreuzes avancierte, das ich bereits während des Kotillons trug. König und Prinzen blieben bis zum Schluß, präsidierten verschiedenen Tischen beim Souper und beteiligten sich auch am Tanzen.

Der Ball des Ordens der Innozenzia war nicht ganz so exklusiv, von weniger Formalitäten begleitet, doch fand er auch unter Beteiligung des Hofes statt, der sicherlich den demokratischen Sitten unserer Zeit äußerst entgegenkam.

Wenn es mir gestattet ist, hier etwas über die charakteristischen Eigenschaften des mir so sympathischen Schwedenvolkes zu sagen, so möchte ich sie in einem einzigen Worte zusammenfassen. Es ist ein durch und durch gesundes Volk. Sehr gesund zunächst im physischen Sinne des Wortes, durch Rasse, Klima und außerordentliche Abhärtung. Schon das harte Klima bewirkt eine gewisse Auslese, denn bei der zahlreichen Nachkommenschaft werden die schwachen, zarten, kranken Kinder nicht mit derselben sentimentalen Sorgfalt gepflegt wie bei uns. Damit ist die physische Grundlage für gesunde, aufrechte, ehrliche Charaktere gegeben. Es liegt in den Schweden eine große, ehrliche Offenheit, eine stolze männliche Aufrichtigkeit, die auch vielen Frauen eigen ist; dann die Achtung vor der Arbeit und das Abstreifen der Standesvorurteile, die am Kontinent bis zum Weltkrieg noch all-

gemein vorherrschten. Der Adel, trotz Fideikommissen, ist vielfach verarmt. Seine Mitglieder, beiderlei Geschlechtes, arbeiten wie die bürgerlichen Stände in Banken, Kaufhäusern, Industrien usw. Ich begegnete jungen Mädchen am Hofball, die ich am Tag als Bankangestellte hatte arbeiten sehen. Mit der Energie und Lust zur Arbeit paart sich eine seltene Rechtschaffenheit und bei den breitesten Volksklassen Wahrheitsliebe. Wir erhielten in Gustavs Vik, an der Anlegestelle des Dampfers, in eigenen, unseren Namen tragenden, offenen Fächern unsere sämtlichen Viktualien, Milch, Fleisch, Obst, die ganze Post, Briefe, Pakete und Zeitungen, die oft erst nach geraumer Zeit abgeholt wurden. Nie fehlte etwas, nie war ein Tropfen Milch ausgetrunken, die Zeitung nur selten angesehen, aber immer wieder sorglich gefaltet. Neben der allgemeinen Ehrlichkeit und Verläßlichkeit muß des selten hohen Bildungsstandes besonders rühmlich gedacht werden. Es gibt keine Analphabeten. Die Mittel- und Fachschulen sowie die Universitäten sind vorzüglich. Da es notwendig ist, eine Weltsprache zu beherrschen, so ist die deutsche Sprache obligatorischer Unterrichtsgegenstand an den Gymnasien. Die Gelehrten, welche einen größeren Büchermarkt benötigen, schreiben ihre Bücher in deutscher Sprache. Im Westen, in Gotenburg, dessen Verkehr mit England sehr bedeutend ist, herrscht die englische Sprache vor. In den höheren Kreisen ist man polyglott. Schon daraus erhellt, daß die Schweden nicht, gleich Insulanern, von beschränkter Mentalität, sondern international orientiert sind. Dafür sorgt schon die große Auswanderung nach Amerika und der rege Verkehr mit demselben sowie die Rückwanderung von den Vereinigten Staaten von Amerika. Der vorzügliche Ruf, dessen übrigens die Skandinavier, insbesondere die Schweden, sich in Amerika erfreuen, beruht auf ihren eben besprochenen soliden Eigenschaften. Es hieße wirklich Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier noch die außerordentliche Tapferkeit und militärische Tüchtigkeit der Schweden besonders erwähnen, deren Ruhmestaten

unter Gustav Adolf und Karl XII. die Welt erfüllten. Ihre zur Tradition gewordene Tapferkeit paart sich mit dem berechtigten Stolz auf die große Vergangenheit ihrer Geschichte.

Doch darf bei diesem Lichtbild der Schatten nicht fehlen. Die beiden Hauptfehler Schwedens werden schon von Tacitus an den Germanen getadelt. Es sind: Trunk- und Spielsucht jeder Art. Die erstere dürfte durch das Kontingentierungssystem, welches das Jahresmaß des dem einzelnen Schweden erlaubten Alkohols niedrig ansetzt, ziemlich eingeschränkt worden sein. Die Liebe zum Spiel äußert sich auch in gewagten Börsenspekulationen und dem Niederbruch so mancher Banken und industrieller Etablissements, welcher der den Kriegslieferungen an Deutschland entstammenden Treibhauskonjunktur folgten. Auch das Kartenspiel zu relativ hohen Einsätzen grassiert vielfach in Stockholm. Allein das sind nur Auswüchse der übersprudelnden Kraftnaturen. Der Kern bleibt durch und durch gesund. Als kleines, an der Peripherie liegendes, neutrales Volk, welches der Katastrophe des furchtbaren Weltkrieges entgehen konnte und im Norden Europas die Kultur gegen das Vordringen der bolschewistischen Pest schützt, ist es glücklich zu preisen.

In den späteren Jahren unseres Aufenthaltes war es uns vergönnt, viele Schlösser zu besuchen, und wir gedenken mit Dankbarkeit der liebenswürdigen schwedischen Gastgeber und des herzlichen Empfanges, der uns zuteil wurde. Graf Axel Wachtmeister war seinerzeit der schwedischen Gesandtschaft in Wien zugeteilt gewesen. Diesem Umstande verdankten wir es wohl, daß er uns nach Schonen in das schöne Herrenhaus seiner Mutter, Gräfin Elisabeth Wachtmeister, „Kulla Gunnarstorp", inmitten eines Eichenhaines, der sich sanft zum Meere hinabsenkte, einlud. Er ließ es aber nicht bei Ausübung der schönsten Gastfreundschaft bewenden, sondern hatte die Liebenswürdigkeit, uns eine ganze Tournee in Schonen zu arrangieren, uns selbst zu begleiten. Auf diese Weise sahen wir das Schloß der Gräfin Charlotte

Levenhaupt, übernachteten im feudalen Wasserschloß Trolle-Holm beim Grafen Trolle-Bonde, besuchten die allgemein verehrte, aber ihrer Strenge wegen gefürchtete Obersthofmeisterin Gräfin Levenhaupt in ihrem von reizendem Blumenschmuck umgebenen Landhause Stubbach. Beim Grafen Trolle-Bonde wurde meine Frau als Cousine besonders herzlich begrüßt, weil im 18. Jahrhundert ein Bonde eine Lieven geheiratet hatte. Es wurde dann auch beim Diner ein Zinnteller gezeigt, mit den Wappen der beiden Familien verziert. Der Familiensinn ist in Schweden ebenso stark entwickelt wie in den baltischen Provinzen und ist sicher ein Element der Stärke für den Adel, der in Schonen durch Reichtum, schöne, große Fideikommisse und historische Erinnerungen eine besonders hervorragende Rolle spielt. Ist es die Gunst des milden, dem dänischen ähnlichen Klimas, welches diese südliche, fruchtbare Provinz von dem übrigen Schweden scheidet, oder die längere Zugehörigkeit an Dänemark, wo der Feudaladel sich vielleicht länger und mächtiger erhielt als in dem stets Kriege führenden Schweden? Jedenfalls hatte ich den Eindruck von großen Verhältnissen und hohem Wohlstand, blühender Vieh- und Pferdezucht und sah sehr schöne, gut gepflegte Wälder. Unsere Tournee endete in Lund, der schönen, kleinen Universitätsstadt mit dem prachtvollen romanischen Dom, der einzigen aus edlem Steinmaterial erbauten Kirche, die ich in Schweden gesehen. Von dort aus machten wir noch Ausflüge zum Schlosse des Grafen Beck-Fries und nach dem mächtigen, ganz mittelalterlichen Schlosse Knutstorp. Einer besonders komischen Episode muß ich hier noch gedenken, die sich abspielte, als wir den Grafen Clarence Rosen in Ås, einem kleinen Seebad unweit des Wachtmeisterischen Landhauses, aufsuchten, wo er ein Farmhaus, genannt Sibiria, für seine Zwecke adaptierte. Es war ein förmliches Viereck mit Stallungen und Nebengebäuden. Beim Eingang hatte er einen hohen Torweg errichten lassen und war, als wir kamen, eben damit beschäftigt, auf einer hohen Leiter

stehend, splitternackt, die Bretter rot und grün anzustreichen. Er hatte früher sein Bad genommen und wollte Anstreicherarbeit mit Sonnenbad „utile cum dulci" verbinden. Die Sonnenbäder im Naturzustand sind in Schweden ein feststehender Gebrauch. Wenn man auf den Lokaldampfern von Stockholm durch die Schären gegen das offene Meer zufährt, sieht man auf den aus der See hervortauchenden Felsen oder kleinen Inseln zahlreiche weiße Punkte. Es sind dies die Sonnenbad nehmenden Adams und Even, die beim Nahen des Dampfers sich nicht etwa verstecken, sondern sich einfach auf den Boden werfen und ersterem den Rücken samt Fortsetzung zeigen.

Im Laufe der weiteren drei Sommer, die wir in Schweden zubrachten, besuchten wir noch viele sehenswürdige Schlösser. Als der ungarische Landes-Agrikulturverein nach Stockholm kam — unter den Vertretern begrüßten wir unter anderen den Grafen Theodor Teleki samt seiner schönen, liebenswürdigen Gemahlin Alice, Tochter des Grafen Széchényi, sowie den Grafen Somssich — schlossen wir uns einem der für ihn organisierten Ausflüge an, um Ericsberg, das Schloß des Freiherrn von Bonde, zu besichtigen, dessen französischer Riesenpark seinem Schöpfer Lenôtre Ehre machte. In erster Linie ist aber das prachtvolle Schloß Skokloster zu nennen, vom Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges, Grafen Gustav Wrangel, erbaut, welches durch Erbgang in den Besitz des Grafen Brahe, des letzten seines Namens, übergegangen war. Es ist mit Kunstschätzen von großem Wert buchstäblich angefüllt, die Graf Wrangel in Deutschland und insbesondere in Böhmen erbeutet — „gerettet" — hatte. Am schönsten sind wohl die Tapisserien, eine Serie mit Szenen aus dem Leben Alexanders des Großen; ferner viele kostbare Möbel, Luster, Bronzen sowie einer der schönsten polnischen Teppiche, die ein förmliches Museum bilden. Besonderen Reiz erhielt die Besichtigung durch den Umstand, daß die Gräfin Brahe selbst mit Würde und Anmut die Honneurs machte.

Graf Gustav Wrangel ließ im Jahre 1648 bei Eroberung der Kleinseite von Prag mehrere gute Bronzestatuen und -Gruppen von Adrian van der Fries aus Wallensteins Garten für Königin Christine fortschaffen. Sie stehen jetzt im Park von Drottning-Holm, dem Palais der Königin, unweit Stockholm. Die Hauptgruppe ist Herkules, den kretischen Stier bändigend. Sie steht auf hohem Postament inmitten eines Bassins, welches von kleinen Statuen mythologischen Inhalts flankiert wird. Dem Stil nach weisen die schönen Skulpturen, insbesondere eine Venus, auf Gian Bologna als Vorbild hin. Graf Ernst Waldstein, den ich bei meiner Reise nach Stockholm in Prag besuchte, teilte mir mit, er hätte alte Pläne seines städtischen Gartens gefunden, worin die früheren Standplätze der erwähnten Statuen genau bezeichnet wären. Er hege den Wunsch, den Garten ganz in seiner ursprünglichen Form wieder aufleben zu lassen. Er ersuchte mich demnach, ihm die Erlaubnis zur Anfertigung von Bronzeabgüssen dieser Skulpturen bei der Königin zu erwirken. Ich erhielt die gewünschte Ermächtigung, und dank der liebenswürdigen Mithilfe des Schloßintendanten und Kunstexperten Böttger hatte ich die Freude, dem Grafen Waldstein sehr gelungene, mit schöner Patina versehene Duplikate der Statuen zu übersenden. Hocherfreut über den gelungenen Guß hatte er die besondere Aufmerksamkeit, zwei große Bronzevasen mit dem Waldsteinschen Wappen auch für mich kopieren zu lassen und sie mir als Zeichen seiner Dankbarkeit zu verehren. Sie stehen jetzt in meinem kleinen Schloßgarten in Vestenhof auf der in den Wald führenden Steintreppe.

Hier möchte ich auch noch den Besuch erwähnen, den wir im wunderbar gelegenen Schlosse Thora-Sundby bei dem Fürsten Wedel, dem früheren deutschen Botschafter in Wien, und seiner liebenswürdigen und geistreichen Gemahlin, einer Gräfin Hamilton-Plain, abstatteten. Besonders genußreich und interessant war ein Skiausflug, den wir als Gäste des Königs nach Dalekarlien un-

ternahmen. In Stockholm hatten wir nie oder nur sehr selten gute Schneeverhältnisse zum Skilaufen. Nach reichlichem Schneefall trat gewöhnlich Tauwetter ein. Der darauffolgende Frost verwandelte die Straßen und die Umgebung der Stadt in reine Eisspiegel, auf denen sich die Jugend mit Schlittschuhen tummelte, während die Fußgänger zur größten Vorsicht gezwungen waren. Desto angenehmer erschien uns die Aussicht, uns im Norden diesem schönen Sport mit mehr Erfolg zu widmen. Wir fuhren mit einem Extrazug nach Siljansborg, wo König Gustav am Ufer des gleichnamigen Sees ein eben eröffnetes Hotel gemietet hatte. An dem Ausflug nahmen auch das Kronprinzenpaar und Prinz Eugen teil. Wir waren etwa 30 Personen, von Diplomaten, außer uns, nur noch der spanische Gesandte Caro y Széchényi, der als trefflicher Bridgespieler zu den regelmäßigen Gästen des Königs gehörte. Einige hübsche junge Frauen, junge Offiziere, zu den besten Skiläufern Schwedens gehörend, brachten Leben, Farbe und heitere Stimmung in die Party. Das Wetter war herrlich, meistens ganz windstill, in der Nacht 15 bis 20 Grad Kälte, die Sonne aber so warm, daß man im bloßen Wollsweater heiß hatte. Wir fuhren in aller Früh aus, sobald die Sonne die in der Nacht festgefrorene Schneedecke gelockert hatte. Besonders angenehm war etwas neugefallener Schnee auf der meterhohen unteren, vereisten Schneebasis. Die Damen wurden geführt, aber mein Los war nicht so angenehm. Ich fiel so oft und kam so langsam vorwärts, daß ich sofort den Nachtrab bildete. Zum Glück gesellte sich zu mir als Leidensgenosse Graf Essen, Adjutant des Kronprinzen, in Schonen garnisonierend, dessen Majorat in Pommern lag. Da im Süden Schwedens, so wie in Dänemark, ein rein ozeanisches Klima herrscht, der Schnee selten liegenbleibt, so war er nicht viel skikundiger als ich. Wir hielten uns also aneinander und leisteten uns gegenseitig den Dienst, uns aufzuheben. Bei den viele Kilometer weiten Touren, die wir in oft ganz hüttenlosen Gegenden unternahmen, wäre es sehr unvorsichtig gewesen, wenn einer von

uns Anfängern sich allein weit hinausgewagt hätte. Es gibt Fälle, wo man so unglücklich fällt, die Skier so tief im Schnee stecken und sich kreuzen, daß man schwer ohne Hilfe wieder auf die Beine kommt. Kleinere, nicht zu steile Hügel konnte ich bald hinuntergleiten. Sobald aber Unebenheiten die glatte Bahn unterbrachen, fiel ich jedesmal. Es ist bezeichnend für das Phlegma der Schweden, daß sie mein regelmäßiges Fallen an derselben Stelle eines Hügels, wo ich mich übte, regungslos beobachteten, bis ich mir die Nase blutig schlug. Da entschlossen sie sich endlich, mir einige Tips zu geben, über Knieschließen, ein Bein steif halten, mit dem anderen federn usw. Sofort sauste ich dann den Schneehügel ohne Fall hinunter, zur Befriedigung meines wortkargen Lehrmeisters. Nur über vereiste Bahnen wagte ich mich nicht. Am letzten Tag fuhren wir zunächst in Schlitten über den festgefrorenen See; auf dem Heimweg kamen wir zu einem steilen, ganz vereisten, bewaldeten Abhang. Die Gesellschaft, die Prinzen an der Spitze, fuhren mit Eilzugsgeschwindigkeit, zwischen den Bäumen steuernd, herunter. Ich umarmte den nächstliegenden Baum und wartete ruhig auf meine Ablösung vom unfreiwilligen Beobachtungsposten. In der Tat, nach einiger Zeit keuchte einer der Leutnants, die Skivirtuosen waren, den steilen Hang herauf, um mich zu holen. Das Merkwürdige war, daß er einen meiner Ellbogen nur mit einem Finger stützte, um mich unversehrt hinab zu geleiten. Besonders verdienstlich, als sportliche Leistung, war das Mitmachen des Königs, obwohl er einen Arm wegen Nervenschmerzen in der Schlinge trug.

Zum Lunch um 1 Uhr kam jedermann, wie er eben fertig wurde. Es war keine Tischordnung. Man wählte nach Belieben einen der drei Tische, welche vom König, dem Kronprinzenpaar und Prinz Eugen präsidiert wurden. Des Abends hingegen wurde man vom Adjutanten gesetzt. Die Unterhaltung war ganz ungezwungen und oft allgemein. Es gibt wohl keine regierende Familie, deren Mitglieder sich so einfach und natürlich geben, so leutselig und



Graf Clarence von Rosen,
Präsident des kgl. schwedischen Automobilklubs



4 3 1 5 2

Die schwedische Königsfamilie und die Gemahlin des Autors beim Skifahren

1 Der König, 2 Der Kronprinz samt Sohn, 3 Die Kronprinzessin, 4 Prinz Eugen, 5 Frau Anie Dumba

liebenswürdig sind. Nach Tisch herrschte die heiterste Stimmung, nur der Whisttisch des Königs arbeitete im Riesentempo bis Mitternacht.

Von unvergleichlicher Schönheit waren die herrlichen Wintertage, das Glitzern des frischen Schnees auf den Tannennadeln im Sonnenschein gleich Millionen von Diamanten, die malerischen Lichteffekte der über den schneeweißen Seen untergehenden Sonne. Man begriff die blauen Schatten im Schnee auf den Bildern der schwedischen Maler, die mir früher übertrieben und unnatürlich vorgekommen waren.

4.

Die olympischen Spiele – Abschied vom Kronprinzenpaar

Die olympischen Spiele im Jahre 1912 boten ein in seiner Art einzig schönes Gesamtbild, welches mir ebenso unvergeßlich bleiben wird wie die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900. Die Stadt Stockholm selbst, auf der Landseite von schönen Nadelholzwäldern umgeben, bot einen prächtigen malerischen Rahmen für die Veranstaltung und Schaustellung von körperlichen Übungen, bei denen die Massenwirkung innerhalb einer monumentalen Arena wunderbar zur Geltung kam.

Die amphitheaterförmig aufsteigenden Sitze boten einen Fassungsraum für 27.000 Menschen. Das Schauturnen der schwedischen Olympier, welches gleich nach dem feierlichen Einzuge sämtlicher Nationen stattfand, bot ein bezauberndes Bild. Männer und Frauen waren in Weiß gekleidet. Die Bewegungen wurden mit einer Präzision und mit solchem Rhythmus ausgeführt, daß sie wie die auf- und absteigenden Wellen eines Meeres von Menschen aussahen. Die harmonische Ausbildung der Körper der Turner beiderlei Geschlechtes, ihre leichten, mühelosen Bewe-

gungen und die an die Antike erinnernde Vereinigung von Kraft und Anmut der gestählten Körper flößte uns eine sehr hohe Meinung von der sportlichen Ausbildung der Skandinavier ein.

Das Wetter war durch sechs Wochen einfach herrlich; ungewöhnlich heiß in der Sonne, so daß das Makadam auf den Lawntennisböden heiß wurde und einzelne Spieler durch wunde Füße am Spiel behindert wurden. Im Schatten herrschte köstliche Kühle und die hellen Nächte bezauberten alle durch ihre einzigen Farbenspiele zwischen Sonnenuntergang und -aufgang.

Den Höhepunkt der olympischen Spiele bildete der „Concours hippique". Er bestand aus einer ganzen Reihe von Proben, nämlich Hochsprüngen, Kampagnereiten, einem Terrainritt mit angegebener Route und Zeit, endlich zweimaligem Ritt um die Rennbahn mit Hindernissen, auch in einem festgesetzten Zeitmaße, so daß zu rasche Zurücklegung der Bahn als Fehler galt. Die Konkurrenz war eine rein militärische. Leider fehlten unsere ausgezeichneten Reiter, obwohl Kaiser Franz Joseph dem Grafen Clarence Rosen in einer Audienz selbst die Teilnahme unserer Kavalleristen zugesichert und den schönsten Preis gestiftet hatte, die silberne kleine Reproduktion des Reiterdenkmals des Prinzen Eugen von Savoyen auf dem äußeren Burgplatz. Es hatte damit folgende Bewandtnis: Bei früheren internationalen Konkurrenzen hatten die italienischen Offiziere, die zuerst den Jockeysitz mit kurzen Bügeln adoptierten, beim Hochsprung wiederholt gesiegt. Nun fürchtete Erzherzog Franz Ferdinand, der bereits als Stellvertreter des Kaisers in allen Armeefragen ein gewichtiges, oft entscheidendes Wort mitzureden hatte, nichts mehr als eine Niederlage unserer Offiziere gegenüber den italienischen Hochsprungleistungen. Obwohl sich viele unserer Offiziere gemeldet hatten, so wurde ihnen doch privatim so energisch abgewinkt oder die in Aussicht genommene Subvention zur Anschaffung von Pferden verweigert, so daß sie einer nach dem anderen zurücktraten, und zum Schluß das Ausbleiben der österreichisch-unga-

rischen Equipen durch Mangel an genügender Beteiligung entschuldigt werden mußte. Niemand bedauerte dies mehr als Graf Clarence Rosen, um so mehr, als die italienischen Offiziere wegen des Feldzuges in Tripolis ganz ausblieben. Auch waren ja die Befürchtungen des Erzherzogs, daß unsere Reiter schlecht abschneiden würden, im Hinblick auf die verschiedenen Konkurrenzen ganz unbegründet. Im Hochsprung hatten die Russen einige beinahe zu Professionals gewordene Offiziere delegiert, welche in Wien und auch anderwärts alle Preise gewonnen hatten. In Stockholm errangen sie aber keinen Preis. Schuld daran war ihre Disziplinlosigkeit und bis zu einem gewissen Grade auch ihr eigener Gesandter, mein geistvoller, als Hofmann höchst gewandter Kollege Savinsky. Er hatte, der Prinzessin Wilhelm zu Ehren, ein russisches Militärorchester mit den ihm eigentümlichen Saiteninstrumenten (Balalaika) nach Stockholm kommen lassen, welches beinahe jeden Abend bei ihm seine glänzenden Tremolodarbietungen zum besten gab. Das Souper mit der früheren Großfürstin Maria Pawlowna, welche glücklich war, ihre ehemaligen Landsleute samt ihren Gattinnen zu begrüßen, dauerte beinahe täglich bis spät in die Nacht hinein. Die Offiziere konnten daher nicht, wie die anderen Konkurrenten, früh aufstehen, sondern erschienen am Übungsplatz erst zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens, als der Boden infolge der abnormen Hitze schon hart war, während die Konkurrenten anderer Nationen längst abgezogen waren. Die Pferde wurden ermüdet, waren übertrainiert, und leisteten dann nicht das von ihnen Erwartete. Den ersten Preis im Hochsprunge gewann ein französischer Kapitän, der bei der Einzelkonkurrenz die wenigsten Fehler machte. Ganz ohne Fehler blieb kein einziger Reiter. Die Aufgabe, welche beim Hochsprung zu erfüllen war, muß aber auch als eine außerordentlich schwierige bezeichnet werden. Über Nacht — soferne man im Juni in Stockholm von einer solchen sprechen kann — war die ungeheure Arena in einen Sprunggarten verwandelt worden, denn die

36 Hindernisse waren alle in der reizvollsten Weise von blühenden Sträuchern und Blumen eingefaßt worden. Es waren niedere und hohe, leichte und schwere Barrieren, Hürden und Gräben, manchmal Doppelsprünge in so rascher Aufeinanderfolge, zuweilen unmittelbar nach einer Biegung aufgerichtet, daß nur die vollkommenste Beherrschung und Sicherheit des Pferdes die Überwindung der Hindernisse ermöglichte. Daß die schwedischen Offiziere, welche doch im großen Hof der Hestgardkaserne eine beinahe identische Sprungbahn aufgestellt und auf dieselbe ihre Pferde eingestellt hatten, nicht siegreich aus der Konkurrenz hervorgegangen, wurde allgemein mit Erstaunen aufgenommen. Als eine kleine Kompensation mag gelten, daß Graf Karl Bonde auf einem schweren, in Schweden gezogenen Halbblutbraunen, den ersten von Kaiser Franz Joseph gestifteten Preis für Kampagnereiten errang. Graf Clarence Rosen stellte mit Bedauern fest, daß ein deutscher Offizier, dem nach dem allgemeinen Urteile der Kenner zumindest der zweite und dritte Preis im Kampagnereiten gebührt hätte, leer ausging. Auch im Hochsprung hatte ein deutscher Leutnant für dieselbe Leistung in Punkten wie der französische Kapitän nur den zweiten Preis erhalten. Franzosen, Belgier und Engländer unter den Preisrichtern hatten sich eben in einer wenig ehrenvollen Solidarität dahin verabredet, die unbeliebten Deutschen von jedem Preise möglichst auszuschließen, ein Beweis, wie schon im Jahre 1912 leider die gespannten politischen Beziehungen selbst das Urteil militärischer Preisrichter trübten.

Auch mir stellte indessen der leidige Widerstreit der Nationalitäten im Völkermosaik der Doppelmonarchie anläßlich der olympischen Spiele eine recht unwillkommene Aufgabe. So wie bei der Weltausstellung in Paris kamen zunächst die Unabhängigkeitsbestrebungen seitens der Ungarn wieder zum Ausdruck. Die Nationen im olympischen Sinne sind nicht mit den Nationen im Sinne eines Staates identisch. Die ungarische Nation ist gerade so wie

die finnische Nation im olympischen Sinne eine ganz unabhängige Einheit. Trotzdem bestand ich, gleich dem russischen Gesandten, darauf, daß der völkerrechtliche Verband, in welchem diese Nationen standen, beim offiziellen Einzuge in das Stadion anläßlich der Eröffnung in die Erscheinung träte, daß also die Ungarn nach den Österreichern ihren Einzug hielten, so wie die Finnen als Teil des russischen Gesamtreiches. Dies setzte ich im letzten Augenblicke durch einen direkten Appell an den Kronprinzen, den Präsidenten des Exekutivkomitees, durch, bei dem das Argument auf günstigen Boden fiel, es sei zumindest nicht sehr taktvoll, daß die Ungarn in Schweden uns Österreichern gegenüber das seinerzeitige Verhalten der separatistischen Norweger gegen die Schweden nachahmten. Bei der böhmischen olympischen Nation hatte ich insofern Schwierigkeiten, als sie älter und besser organisiert war als die österreichische. Sie mußte zwar als Anhängsel der Österreicher in das Stadion einmarschieren, rächte sich aber dadurch, daß sie eine ganz kleine österreichische Fahne und eine riesige böhmische Fahne mit dem doppelschwänzigen roten Löwen entfaltete. Um den Empfindlichkeiten unserer Nationen Rechnung zu tragen, hatte ich dafür gesorgt, daß sowohl ein Ungar als auch ein Tscheche meiner Gesandtschaft zugeteilt wurde; es war der Legationssekretär Baron Rubido Zichy, jetzt ungarischer Gesandter in London, der bei meiner Ankunft in Stockholm schon dort als erster diplomatischer Beamter fungierte und in den weitesten Kreisen beliebt war, ferner Graf Hans Kolowrat, der dann später in Stockholm blieb. So konnten meine Olympier bei offiziellen Anlässen in drei Sprachen begrüßt und harangiert werden. Da ich ferner infolge meiner etwas diktatorischen Entscheidung bezüglich des Einmarsches ins Stadion in Prag eine sehr schlechte Presse hatte, so bestellte ich einen Silberpokal als Trostpreis für einen vorzüglichen tschechischen Lawn-tennis-Spieler, dessen Team durch reinen Zufall um den zweiten Preis kam. Diesen Pokal überreichte ich ihm mit einer kleinen Ansprache in Gustavs

Vik, wohin ihn samt einigen anderen Tschechen Graf Kolowrat in seinem Motorboot brachte. Wir wurden alle zusammen photographiert und unsere Bilder erschienen in mehreren böhmischen Zeitungen mit Lobesartikeln für mein Entgegenkommen den tschechischen Olympiern gegenüber. Man sieht, wie leicht es manchmal ist, durch unbedeutende Zeichen der Anerkennung den Beifall der Chauvinisten zu gewinnen.

Es würde zu weit führen, auf die gelungenen Schaustellungen auf dem Gebiete der verschiedensten Sporte einzugehen. Alles spielte sich im Freien ab unter herrlichem blauen Himmel. Die Organisation bezüglich Unterbringung, Verpflegung und der Verkehrsregelung war tadellos. Noch im letzten Augenblick konnten wir zwei gute Zimmer zu ganz mäßigem Preise für österreichische Gäste mieten, deren wir eine stattliche Zahl in unserer in ein Massenquartier umgewandelten Stadtwohnung beherbergten. Darunter waren: Fürst Otto Windisch-Grätz, der Präsident, und Graf Rudolf Colloredo, Vizepräsident des olympischen Komitees für Österreich, Graf Douglas Thurn, unser Botschafter in St. Petersburg, samt Gemahlin, Baron Haymerle, Sohn des Ministers des Äußern, und viele andere. Wir bewohnten unser Cottage in Gustavs Vik, wo sich die heitersten Schwimm-, Lawn-tennis- und Segelpartien abspielten, an denen auch Fürst Münster, mein späterer Gast in Amerika, teilnahm. Die schwedische Hauptstadt und deren zauberhafte, meerbespülte Umgebung bot einen einzigen Rahmen für die farbenreichen, lebendigen Bilder.

Im Oktober 1912, als die mir längst in Aussicht gestellte Botschaft in Washington noch immer nicht frei wurde, bat ich um meine Abberufung unter Gewährung eines sechsmonatigen Urlaubs. Ich schied nicht leicht von dem Lande, wo ich eine so herzliche, liebenswürdige Gastfreundschaft genossen, viele Freunde gewonnen und die huldvollste Aufnahme seitens des Königs und der Prinzen gefunden hatte. Allein ich hatte im Mai 1912 das alte, teilweise verfallene Schloß Vestenhof mit etlichem Walde

vom Grafen Ernst Hoyos gekauft und wollte beim Umbau desselben anwesend sein.

Auf meiner Rückreise von Stockholm hatten ich und meine Gemahlin noch die Ehre, in Sofienruh, dem an der See vis-à-vis von Helsingör gelegenen reizenden Landsitze des Kronprinzen, empfangen zu werden, dem ich in dankbarer Anerkennung seiner überaus erfolgreichen Tätigkeit an der Spitze des Exekutivkomitees der olympischen Spiele das Großkreuz des Stephans-Ordens überbrachte. Sofienruh ist eine große, im Cottagestil erbaute Villa mit einem schön angelegten Garten, dessen von der Kronprinzessin eigenhändig gepflegter Blumenschmuck an die schönsten Produkte englischer Gartenkunst erinnerte. Der Empfang des Kronprinzenpaares war von bezaubernder Liebenswürdigkeit.

Der letzte Eindruck schloß in harmonischer Weise die dreieinhalb genußreichen Jahre unseres schwedischen Aufenthaltes.

X. Kapitel

Washington, April 1913 bis Oktober 1915, als Botschafter

1.

Ankunft – Kollegen – Interessante Persönlichkeiten – Landaufenthalt – Reisen – Einladungen – Kolonie

Als ich im April 1909, nach Schluß der Londoner Seerechtskonferenz, nur zögernd als Gesandter nach Stockholm ging, stellte mir Graf Aehrenthal die Beförderung zum Botschafter in baldige Aussicht. Im Jahre 1910 bezeichnete er die Botschaft in Washington als die mir zugedachte. Ich erhielt sie aber erst nach Aehrenthals Tod, Anfang 1913, nachdem Graf Berchtold meinen Vorgänger, Baron Hengelmüller, der schon 42 Dienstjahre zählte, endlich zum Rücktritt bewogen hatte. Ich wartete indessen den Regierungsantritt der neuen demokratischen Administration unter Wilson ab, welcher am 13. März 1913 das Staatssteuer in die Hand nahm. Ich machte ohne meine Frau im April die Überfahrt nach New York auf der damals den Schnelligkeitsrekord haltenden „Mauretania". Inzwischen hatte ich in Wien Gelegenheit gehabt, mich mit dem wichtigen Probleme unserer Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu beschäftigen. Aus meinen Unterredungen mit dem österreichischen Handelsminister und dem Grafen Tisza, den ich in Budapest aufsuchte, mußte ich zu meinem Leidwesen entnehmen, daß in beiden Reichshälften die meines Erachtens schädliche Tendenz vorwaltete, das Abströmen unserer kostbarsten Aktiven, nämlich der menschlichen Arbeitskraft, zu fördern. Graf Tisza hatte sogar mit der Cunard-Line einen Vertrag abgeschlossen, wonach ihre Dampfer behufs regelmäßiger Fahrten von Fiume nach New York subventioniert wur-

den und ihren Auswandereragenten im ganzen Königreiche alle möglichen Erleichterungen zugesichert waren. Als Gegenkonzession galt die Bestimmung, daß die Cunard-Line keine Zwischendeck-, sondern nur III.-Klasse-Passagiere führen sollte. Ich muß zugeben, daß das Los der ungarischen Auswanderer auf den Schiffen der Cunard-Line in der Tat ein besseres, ihre Behandlung, Unterbringung und Verpflegung eine viel menschenwürdigere war als die auf den Schiffen anderer Linien. Auch wurde von der ungarischen Regierung eine strenge Kontrolle ausgeübt, um allfällige Mißbräuche zu verhindern. Allein ich fand das Prinzip der Förderung der Auswanderung aus dem Reiche, wo noch so viele, dünnbevölkerte und brachliegende Gebiete für die innere Kolonisation offen standen, grundfalsch. Diesen inneren Bevölkerungsverschiebungen standen allerdings der gegenseitigen Abneigung der verschiedenen Nationalitäten entspringende, erhebliche Bedenken entgegen. Aber durch Steuerbefreiungen und Subventionen hätte man die wertvollen, produktiven Kräfte der Auswanderer wenigstens teilweise im eigenen Lande festhalten und die gesamte Nationalproduktion wirksam fördern können. In Österreich legte man namentlich Wert darauf, daß die Auswanderer beträchtliche Ersparnisse in Dollar in die Heimat überweisen ließen und durch diesen Zustrom an Gold unsere Zahlungsbilanz regelmäßig verbesserten. Die armen Ruthenen und Polen, die unter den elenden Lebensverhältnissen bei erbärmlich niedrigen Taglöhnen schmachteten, wurden scharenweise zur Expatriierung angeworben. Gerade für sie aber endete oft das Abenteuer in der traurigsten Weise. Denn es ist statistisch erwiesen, daß nur etwa ein Drittel von ihnen mit Ersparnissen in ihr Vaterland zurückzukehren pflegte. Ein Drittel aber von diesen unterernährten, unwissenden Leuten, welche auch in Amerika in der althergebrachten Weise an ihrer ungenügenden, fleischlosen Kost festhielten, ging namentlich in den Bergwerken zugrunde; denn sie waren dem intensiven, auf das höchste angespannten Arbeits-

tempo der Vereinigten Staaten in keiner Weise gewachsen. Das letzte Drittel dieser Kategorie von Einwanderern aus Galizien kam wohl in den großen Schmelztiegel, um in der nächsten Generation bereits den Assimilationsprozeß zum Yankee durchzumachen. Zwei Drittel dieser Auswanderer waren für uns verloren.

Die ungarische Auswanderungspolitik hingegen schien mir sogar mit der Nationalitätenpolitik zusammenzuhängen, insofern als die Regierung hoffte, es würden entweder ausschließlich oder doch in großer Mehrzahl die unzufriedenen Slowaken, Rumänen und Serben auswandern, so daß das Zahlenverhältnis zwischen dem magyarischen Staatsvolke und den anderen Nationalitäten ein günstigeres würde. Graf Tisza scheint sich aber hierin getäuscht zu haben; denn die Auswanderungsagenten müssen solche Sirenentöne angeschlagen haben, daß auch zahlreiche Magyaren sogar aus dem fruchtbaren Alfölde auswanderten. Sie, die ohnehin meistens der 48er-Partei angehörten, kehrten dann als ausgesprochene Republikaner in die Heimat zurück, welche das Lager der radikalsten Opposition bedenklich verstärkten.

Ich brachte auch meine Bedenken gegen die staatliche Unterstützung der Auswanderung bei Seiner Majestät, meinem Allergnädigsten Herrn, vor und fand verständnisvolles Entgegenkommen, so daß ich mir vornahm, in den Vereinigten Staaten nicht strikte den Intentionen der beiden Regierungen zu folgen.

Ich genoß eine schnelle und gute, beinahe ganz ruhige Überfahrt auf der „Mauretania". In New York hatte Generalkonsul Nuber sofort am Tage meiner Ankunft fünf Reporter und einen Photographen zur gleichen Zeit ins Hotel St. Regis bestellt, damit ich mich rechtzeitig an das Kreuzfeuer dieser indiskreten Freilanzen der Journalistik gewöhne. Der stereotypen Frage: „How do you like America" wich ich dadurch aus, daß ich bemerkte, ich käme zum erstenmal über den großen Teich; was ich aber drüben von Amerika gesehen, nämlich schöne, elegante Frauen, von denen so viele infolge ihrer Heiraten die höchsten

sozialen Positionen in London, Paris und Rom einnahmen, davon sei ich entzückt. Damit waren alle Reporter zufrieden. Schon am darauffolgenden Tage fuhr ich nach Washington.

Ich möchte zunächst mit wenigen Worten einige meiner diplomatischen Kollegen erwähnen, denen ich im Laufe der Jahre näherkam. Mein erster Besuch galt dem deutschen Botschafter Grafen Bernstorff, den ich noch nicht kannte. Er war seit vielen Jahren auf seinem Posten, daher mit dem Terrain gründlich vertraut. Er kam mir in sehr liebenswürdiger Weise entgegen und war in sozialer Beziehung durch seine Ratschläge sehr nützlich. Da er aber bis dahin ausschließlich mit republikanischen Präsidenten und Ministern zu tun hatte und ihm Wilson und die seit etwa einem Monat bestehende demokratische Administration beinahe ebenso neu wie mir waren, konnte ich von ihm über letztere nicht viel erfahren. Graf Bernstorff, der schon Ehrendoktor von 13 Universitäten und etwas blasiert war, zeigte mir gegenüber kein besonderes Interesse für die politischen Tagesereignisse, auf deren Besprechung er selten einging. Erst später, als der Krieg und seine Auswirkungen die Lage erschwerten und komplizierten, kamen wir uns näher. Ich lernte dann in ihm einen überaus klugen, geschickten Diplomaten und loyalen Kollegen schätzen.

Im Doyen des diplomatischen Korps, dem französischen Botschafter, fand ich einen alten Bekannten aus dem Quai d'Orsay, mit dem ich als damaligem Direktor du Departement du Nord in Paris die angenehmsten geschäftlichen Beziehungen unterhalten hatte. Er scheint in etwas pedantischer Weise die Gewohnheiten der ministeriellen Büros auf den diplomatischen Dienst übertragen zu haben durch Anordnung von Präsenzdienst, selbst in ganz ruhigen Zeiten usw., so daß sein Personal mit ihm höchst unzufrieden war. Wir maßen uns manchmal auf dem lawn-tennis ground. Mr. de Jusserand war ein Shakespeare-Kenner und soll sehr interessante Essays über den großen Briten geschrieben haben. Kein Zweifel, daß er die Sprache Shakespeares beherrschte,

allein seine Aussprache des Englischen war so durch und durch französisch, mit steter Betonung der letzten Silbe, daß, als er bei einem zu Ehren des Kardinals Gibbon gegebenen Bankett in der Landessprache dessen Gesundheit ausbrachte, man es den anwesenden Amerikanern an ihren erstaunten Gesichtern ansehen konnte, daß sie kein Wort davon verstanden, ja geglaubt hatten, Jusserand spreche französisch.

Sehr sympathisch war mir auch der brasilianische Botschafter de Gama, der mich nicht nur auf das kollegialste aufnahm, sondern mir namentlich durch die Kunde von seinem energischen Auftreten gegen den früheren Staatssekretär Knox imponierte. Letzterer war durch viele Monate von seinem Posten abwesend gewesen, um an einem panamerikanischen Kongreß in Südamerika teilzunehmen. Auch nach seiner Rückkehr scheint er den Verkehr mit den Diplomaten überaus vernachlässigt und sie nur selten vorgelassen zu haben. Als man nun für den abtretenden Staatssekretär ein Abschiedsbankett veranstaltete, erging an meinen brasilianischen Kollegen die Aufforderung, sich an demselben zu beteiligen und dabei das Wort zu ergreifen. Mr. de Gama weigerte sich lange, mit dem Bemerken, er finde an Knox nichts zu loben. Als aber die Arrangeure des Banketts nicht locker ließen, kam er zur Feier und hielt dem Staatssekretär in einer donnernden Philippika alle seine Fehler vor, um mit den Worten zu schließen, kurz, Mr. Knox war das Muster eines Staatssekretärs, wie er n i c h t sein soll. Dieser ungewöhnliche Vorfall machte riesiges Aufsehen. Jedermann glaubte, der Tadler habe sich unmöglich gemacht und müßte abgehen. Er wurde aber von Brasilien aus gehalten und blieb noch Jahre auf seinem Washingtoner Posten, den er später mit Paris vertauschte.

Ein Original war auch Marquis Cusani-Confalioneri, mein italienischer Kollege. Er war jahrelang in Wien als Vertrauensmann Nigras gewesen und verdankte wohl dessen Fürsprache seine Laufbahn. In ihm sah man den einzigen Diplomaten, der kein

Automobil hielt, sondern die Washingtoner durch eine altmodische Staatskarosse, mit großen Karossiers bespannt und mit riesigem Wappen geschmückt, ebensosehr erstaunte als belustigte. Er war Mailänder, überaus reaktionär und zitterte immer vor seiner Abberufung durch eine liberale Regierung, die auch wirklich nach einem Jahr erfolgte.

Eine wahre Freundschaft, auf gegenseitiger Achtung und Sympathie begründet, verband mich mit meinem englischen Kollegen Sir Cecil Spring-Rice, der fast gleichzeitig mit mir von Stockholm nach Washington versetzt worden war. Auf dem ersten Posten, der uns reichlich Muße zu Spaziergängen und langen Aussprachen bot, trafen wir uns, insbesondere im Sommer, fast täglich, da unsere Villen in Gustavs Vik am Meeresstrande sehr nahe voneinander gelegen waren. Sir Cecil, ein geistsprühender Irländer, klassischer Scholar, war in jeder Beziehung ein Original. Auf Äußerlichkeiten, Kleidung, Zeremoniell und dergleichen hielt er wohl weniger, als es einem Diplomaten zukommt. Auch war er so zerstreut, daß ihn seine liebenswürdige Gattin, die Tochter des englischen Botschafters in Berlin, Lascelles, an Einladungen erinnern mußte und auch noch im letzten Augenblick darauf zu achten hatte, daß er sich wirklich rechtzeitig umzog oder nicht etwa seine Krawatte vergaß. Leider litt er an Asthma und wohl auch an einem Herzfehler. Er vertrug keinen Blumengeruch und nahm eine Dinereinladung nur unter der Bedingung an, daß der Tisch ausschließlich mit Blattpflanzen geschmückt sei. Jedenfalls war er durch und durch ein feinfühlender Gentleman, der zärtlichste Vater und von überaus humaner Gesinnung. Noch aus den Oxforder Zeiten her war er mit Sir Edward Grey eng befreundet und in stetem Briefwechsel mit ihm geblieben. Dieser Umstand machte seine Auffassung der allgemeinen politischen Lage doppelt interessant. Bezeichnend ist es, daß Sir Cecil Spring Rice schon im Jahre 1911 und 1912 die größten Besorgnisse bezüglich der Erhaltung des Friedens mir gegenüber äußerte. Er nannte

damals Admiral Tirpitz den bösen Genius Deutschlands, der, mächtiger als Kaiser Wilhelm oder der Reichskanzler, durch seine Flottenpolitik unausweislich zum tödlichen Konflikt mit dem auf die Seeherrschaft angewiesenen England treibe. Der phantasiereiche Irländer sah ordentlich mit Sehergabe die furchtbaren Greuel des Weltkrieges voraus und versicherte mir, er könne keine Nacht ruhig schlafen, bevor nicht Tirpitz von dem Schauplatze abgetreten und eine Verständigung bezüglich des Aufhörens des Flottenwettrüstens erzielt wäre. Ich hielt damals, wie leider so viele, seine Befürchtungen für übertrieben, als Ausfluß seines kränklichen Zustandes, während ich in Wirklichkeit Sir Edward Greys, des liberalen Ministers des Äußern, Stimme aus Sir Cecils Mitteilungen heraushören und darüber nach Wien hätte berichten sollen.

Der Zustand Sir Cecils verschlechterte sich indessen im Laufe der Jahre. Kein Zweifel, daß er vom Ausbruch des Krieges an, infolge seiner Nervosität, der ungeheuren Verantwortung, die sein schwieriger Posten mit sich brachte, kaum mehr gewachsen war. Schon im Jahre 1913 bis 1914 nahm er höchst selten Einladungen an und mußte sich in jeder Weise schonen. Da kam es ihm nun sehr zustatten, daß er schon früher als Sekretär in Washington gewesen und mit einzelnen hervorragenden Politikern, wie Roosevelt und Senator Lodge, befreundet war. Bis zum August 1914 blieb ich im engen Kontakt mit Sir Cecil, besuchte ihn auf seinem Landsitz in New Hampshire von Manchester aus und besprach mit ihm jedes wichtigere Problem der internationalen Politik. Der Ausbruch des Krieges sollte unsere freundschaftlichen Beziehungen in jäher Weise unterbrechen. Unsere beiden Botschaften lagen in Connecticut Avenue einander gegenüber. Ich konnte von meinem Arbeitszimmer aus Sir Cecil des Morgens beim Rasieren beobachten. So fühlte ich als besonders peinlich, nicht nur jeden Verkehr mit meinem Visavis abbrechen, sondern sogar ihm ausweichen zu müssen, da nach den drakonischen Vor-

schriften der alliierten Regierungen selbst der Gruß mit den feindlichen Vertretern schwer verpönt war. Als endlich meine Frau im Oktober 1914 sich in Rotterdam auf dem gleichnamigen größten holländischen Passagierdampfer zur Fahrt nach New York einzuschiffen im Begriffe war, kamen die ersten Nachrichten von der Versenkung von Minen im Ärmelkanal durch die englische Marine. Graf Forgach telegraphierte im Namen des Ministers Grafen Berchtold von Wien aus, um mich warnend auf die Gefahren und mögliche Unannehmlichkeiten der Überfahrt aufmerksam zu machen und dringend hiervon abzuraten. Da sich aber meine unerschrockene Gattin in keiner Weise abhalten ließ, so schrieb ich an Sir Cecil und ersuchte ihn um seine Vermittlung, damit die englischen Torpedoboote bei Anhaltung der „Rotterdam" ihr keine Schwierigkeiten machten. Sir Cecil vermied es, mir selbst brieflich zu antworten, telegraphierte aber mehrere Male, und zwar lautete der sehr charakteristische Wortlaut eines Telegramms, als die „Rotterdam" ihre Abfahrt verzögerte: „When the devil does the ‚Rotterdam' start?" In einem anderen beruhigenden Telegramm sagte er: „We dont make war to women or children", ein Ausspruch, der durch die spätere Blockade, die in grausamster Weise noch nach dem Waffenstillstand aufrechterhalten wurde, leider nur zu sehr widerlegt wurde. Sir Cecil Spring Rice starb plötzlich in Toronto, wo er sich, nachdem Lord Reading zu seinem Nachfolger ernannt worden war, auf dem Rückweg nach der Heimat befand. Er wurde ein Opfer der großen Aufregungen, der Kriegszeit, die selbst ein vollständig gesunder Diplomat nur schwer ungestraft durchgemacht hätte. Es ist mir ein Bedürfnis, dem humanen, geistvollen und pflichttreuen Gentleman diese Worte treuer Freundschaft und dankbaren Gedenkens zu widmen.

Von dem in Washington beglaubigten Gesandten ist der holländische Vertreter Loudon zu nennen, ein schöner, eleganter Mann mit vollendeten Manieren, der deutsch, französisch und eng-

lisch ohne Akzent sprach und von seiner Frau beim Gesang von Volksliedern auf der Laute trefflich begleitet wurde. Er wurde später holländischer Minister des Äußern und ist jetzt als Gesandter in Paris oft von seiner Regierung nach Genf delegiert, wo er in hervorragender Weise der Vorbereitenden Abrüstungskommission vorstand.

Der Nachfolger des Herrn Loudon, Jonkheer van Rappard, war mit uns beiden so sehr befreundet, daß ihm sogar nach Kriegsausbruch der Vorwurf gemacht wurde, er verletze die Pflicht neutraler Haltung, da er vorwiegend mit uns verkehre.

Endlich muß ich des mexikanischen Geschäftsträgers Don Angelo Algara de Terreros gedenken, der unser bester Freund war und oft bei uns auf dem Lande weilte. Er steht noch heute in steter Korrespondenz mit uns und sendet uns regelmäßig amerikanische Revüen. Einer großen, spanischen Familie entsprossen, durch schöne, regelmäßige Züge und eine weiße Locke auffallend, war dieser liebenswürdige Diplomat der erklärte Liebling der Washingtoner Gesellschaft. Durch und durch feinfühlend, freigebig, wie es die vornehmen Spanier sind, trug er gelassen den Verlust des großen Grundbesitzes seiner Familie. Sein Vater war nämlich einer der eifrigsten Anhänger des unglücklichen Kaisers Maximilian gewesen, eine Gesinnung, die mit Konfiskation des ganzen Vermögens bestraft wurde. Algara, welcher das Regime Huerta vertrat, mußte Washington verlassen. Doch sahen wir uns viel in New York und in Manchester sowie in Lenox, wo wir die Sommer zubrachten.

Von hervorragenden Männern, die ich während meines kurzen, zweieinhalbjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten Amerikas kennengelernt, möchte ich vor allem den Kardinal Gibbon nennen. Der kleine Greis, der schon das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte, zeichnete sich durch seltene Rüstigkeit und Vitalität aus, wie sie wohl nur Kirchenfürsten eigen sind, welche sich bei mäßiger Lebensweise durch stete Arbeit jung erhalten.

Ich besuchte Kardinal Gibbon in Baltimore, seinem Bischofssitz, wo er mich in einem sehr bescheiden eingerichteten Raume empfing. Er äußerte sich mit zuversichtlichem Optimismus über die Zukunft der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. Der Kreis ihrer Gläubigen nehme stetig zu, namentlich im Süden. Insbesondere würden große Mengen von Negern in ihren Schoß aufgenommen, auf die das Mystische des Gottesdienstes, das Gepränge der Meßkleider, der Weihrauch und die Musik eine große Anziehungskraft ausübten. Kardinal Gibbon kam, wie alljährlich, am St.-Patrick-Tage nach Washington, wo er zu Ehren des irischen Schutzpatrons im katholischen Dome eine feierliche Messe unter großer Assistenz zelebrierte. Nachher fand ein vom Domkapitel gegebenes Festessen statt, bei dem ich neben dem Kardinal saß. Ich konnte mit Vergnügen feststellen, daß er nicht nur mit ausgezeichnetem Appetit gesegnet war, sondern auch als Feinschmecker einen nur ihm servierten Salat verzehrte, der nach seinem eigenen Rezept zubereitet worden war. Während dieses Festessens hielt der französische Botschafter die Rede, auf die ich schon früher anspielte. Zum Schluß ergriff er selbst das Wort zu einer launigen Ansprache, die aber in sehr würdiger Weise ausklang. Er war so beweglich, daß er es ganz selbstverständlich fand, zu einem Lunch oder Tee von Baltimore nach Washington zu kommen, wo er auch mein Gast war. Er war ein leuchtendes Beispiel der mustergültigen Auslese, welche die katholische Kirche für ihre Vertreter trifft. Als armer, irischer Schiffsjunge hatte er bei seiner ersten Überfahrt Schiffbruch gelitten und war, von allem entblößt, gelandet. Er starb hoch in den Achtzigerjahren, als einer der bedeutendsten Kardinäle, unter dem die katholische Kirche in Amerika ganz nennenswerte Fortschritte machte.

Zu den markantesten und sympathischsten Persönlichkeiten, die ich in Washington traf, gehört unzweifelhaft General Leonard Wood, der damals Chef des amerikanischen Generalstabes war. Von Haus aus Mediziner, trat er zuerst während des spanisch-

amerikanischen Krieges in die Öffentlichkeit. Er organisierte und führte das „Rough riders Corps", dessen nominelles Oberhaupt Roosevelt war. General Wood bewährte sich namentlich als Organisator auf militärischem Gebiete und stieg denn auch in amerikanischem Tempo in der Stufenleiter der militärischen Rangordnung auf. Er war ein außerordentlich angenehmer Gesellschafter, sehr belesen und alles eher als in seinem Berufe aufgehend. Meiner Frau versicherte er, daß er früh aufstehe, um jeden Morgen noch vor den Bürostunden einen guten französischen Roman oder ein anderes belletristisches Werk in aller Ruhe zu genießen. Diese Vielseitigkeit und die Gabe, alles Interessante mit leichter Hand zu berühren, machte ihn zu einem so hervorragenden „causeur", also zu einem weißen Raben in Amerika. Als er einst zum Diner von uns erwartet wurde, ließ er telephonisch melden, man möchte auf ihn nicht warten, er werde sicher, aber etwas verspätet, kommen. Er kam zum Fisch, führte während der ganzen Zeit, auch später im Rauchzimmer, eine brillante Konversation, um sich dann etwa um halb 11 Uhr mit den Worten zu verabschieden, er bitte, ihn zu entschuldigen, aber er müsse in sein Büro zurück, um 7 Uhr abends wären die Befehle zur Mobilisierung gegen Mexiko ausgegangen. Lächelnd fügte er hinzu, das wäre noch immer nicht ein Armeekorps bei uns; die Union könnte höchstens etwas mehr als 20.000 Mann ins Ausland schicken, wobei schon die schwere Küstenartillerie eingerechnet sei. Wir waren alle erstaunt über seine Ruhe, Unbefangenheit und vollständige Beherrschung seiner selbst, in einem Augenblick, wo eben das Räderwerk seiner Organisation auf die erste, harte Probe gestellt wurde. Die reibungslose Durchführung der Mobilisierung und des Transports der Truppen nach Verakruz sollen General Wood allgemein Anerkennung gebracht haben.

Da er mit der mexikanischen Politik Wilsons nicht einverstanden war und dies nicht verhehlte, war der Präsident gegen ihn sehr eingenommen und verhinderte die Verwendung dieser ausge-

zeichneten organisatorischen Kraft im Weltkriege. Später kam General Wood als Generalgouverneur nach den Philippinen, wo er die autonomen Bestrebungen energisch bekämpfte. Er starb vor einigen Jahren.

Von großen Finanzmännern lernte ich drei etwas näher kennen: Morgan, Rockefeller junior und Jacobus Schiff, den Chef der großen internationalen Emissionsfirma Kuhn, Löb & Co. Der erstere war mir seinem Aussehen nach und durch seine natürliche Art, sich zu geben, besonders sympathisch. Ich lernte ihn auf der „Lusitania" kennen, auf der ich mit meiner Frau anfangs Dezember 1913 von einem kurzen Urlaub zurückkehrte. Wir machten beide unseren „Constitutional Walk" auf dem ziemlich stark schaukelnden Deck, und zwar in entgegengesetzter Richtung, bei welcher Gelegenheit ich mit ihm, ohne zu wollen, karambolierte. Es folgten Entschuldigung, Vorstellung und des öfteren längere Gespräche. Bei dem einzigen Sturm, der die sonst selten schöne Überfahrt unterbrach, waren wir beide allein an unseren Tischen. Seine vier Damen hatten, ebenso wie meine Frau, es vorgezogen, in den Kabinen sich nicht gerade heiteren Reflexionen hinzugeben. Da der Tisch Morgans viel größer war, bat er mich, an dem seinen Platz zu nehmen. Ich benützte die Einladung, um ihm zu erzählen, daß meine Frau den Steward vergeblich ersucht hatte, ihr dieselben wunderbaren Glashaustrauben zu servieren wie dem großen, stattlichen am Nebentisch sitzenden Herrn. Sie erhielt zur Antwort, das wären die Trauben, die Mr. Morgan aus seinen eigenen Treibhäusern in einem großen Korbe mitgebracht hatte. Diese wie zufällig hingeworfene Bemerkung verhalf mir zu einem einzigen diplomatischen Erfolg während der Überfahrt. Mr. Morgan beeilte sich nämlich, meiner Frau zu jeder Mahlzeit prachtvolle Weintrauben zu schicken. Er war über sechs Fuß hoch, athletisch gebaut und hatte hinter buschigen Augenbrauen versteckte, tiefliegende Augen, die, wenn er sie öffnete, von Lebenslust und Humor funkelten. Ich beobachtete mit Stau-

nen und Bewunderung seine unverwüstliche gute Laune, mit der er beinahe stets das heitere Gespräch mit den vier Damen seiner Familie führte. Also endlich war ein Milliardär zu sehen, der Lebensfreude atmete und nicht unter der Last seiner Geschäfte und Sorgen zusammenbrach. Er gestand mir, sein Ideal wäre, in England auf dem von ihm gemieteten Landsitze das ganze Jahr zu wohnen und fleißig zu jagen; das sei leider nicht möglich, denn Wallstreet rufe ihn zurück. Ich hatte Gelegenheit, ihn einigemal in seinem Büro zu besuchen. Sein Vater war vor etwa einem Jahre gestorben, und habe ich kaum je einen Sohn getroffen, der mit soviel Liebe und Pietät von seinem Vater gesprochen hätte. Er hatte jedesmal Tränen in den Augen. Ich fragte ihn, warum er den größten Teil der schönen Sammlungen seines Vaters, die eben erst von London infolge der Herabsetzung der Zölle auf Kunstsachen herübergekommen war, verkaufe. Er erwiderte, er hätte zwei Schwestern auszuzahlen und außerdem einen unverhältnismäßig großen Teil seines Vermögens in den Kunstschätzen immobilisiert. Auch hätte er bei Durchsicht der Korrespondenz seines seligen Vaters die unangenehme Entdeckung gemacht, daß manche Bilder noch nicht gezahlt wären. Die Kunstschätze wurden durch einige Zeit im Metropolitan-Museum sehr geschickt als einheitliche Sammlung gezeigt, so daß die mit antiken Möbeln, Bronzen, wundervollem Porzellan geschmückten Räume den Eindruck einer Privatwohnung machten. Die Versteigerung ergab sehr hohe Preise. Sehr hübsche Panneaux von Fragonard, die in Grasse in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für 300.000 Franken angeboten worden waren, erzielten jetzt den unverhältnismäßig hinaufgeschraubten Preis von über eine Million Dollar, den, soviel mir erinnerlich, der Sammler Mr. Frick zahlte. Morgan spielte sozial keine Rolle wie die Vanderbilts, Astors oder die Stuyveson-Fish. Mrs. Morgan war aus Boston und, glaube ich, streng religiös, denn zu meiner nicht geringen Überraschung las ich im „New Yorker Herald" ein von ihr verfaßtes Gebet, das die

Ehefrauen für ihre Männer verrichten sollten. Mr. Morgan war aber vor dem Kriege durchaus nicht einer der reichsten Finanzmagnaten, sein ganz großes Vermögen stammt von der Kriegszeit her, als er Finanzagent der Alliierten wurde und an allen Lieferungen und Anlehen interessiert war. In dieser Zeit sahen wir uns nicht mehr, denn sein Büro war zu einer Art von kleinem Hauptquartier unserer Gegner geworden.

Rockefeller junior war ein ganz anderer Typus. Klein, schmächtig, sehr bleich, schien er kaum an seinen Milliarden irgendeine Befriedigung oder Wohlgefallen zu finden. Als ich ihn fragte, ob er je Diners oder Bälle besuchte, antwortete er, er müsse schon sehr früh aufstehen, um nur einen Teil der von ihm abhängigen Unternehmungen zu führen. Zu Bällen oder Abendunterhaltungen finde er nur selten Zeit, da er früh schlafen gehe; hingegen nehme er manchmal an Tanzstunden vor Tisch teil, um etwas Bewegung zu machen. Er war nach Washington als Zeuge bei der vom Kongreß angeordneten Untersuchung der blutigen Zusammenstöße mit streikenden Bergmännern im Staate Colorado geladen. Der vom Justizminister verwendete Ankläger, ein radikaler Advokat namens Brandeis, der mit Wilson befreundet war und ihm später die Ernennung zum Mitglied des Obersten Gerichtshofes verdankte, verhörte Mr. Rockefeller in einem herausfordernden, gehässigen Tone unter Einstreuung boshafter Bemerkungen, wie, er wundere sich, warum letzterer den Bergarbeitern nur eine Kapelle zur Erbauung, aber kein Kinogebäude zur Unterhaltung gebaut hatte. Rockefeller antwortete mit wundervoller Ruhe, ließ sich nicht aus dem Konzepte bringen oder verweigerte auch manchmal die Antwort auf eine von ihm als ungehörig bezeichnete Frage. Es handelte sich um den Streit zwischen dem Prinzipe des „Open shop" oder des individuellen Arbeitsvertrages, das die Rockefeller-Aktiengesellschaft vertrat, und dem des kollektiven Vertrages, den Arbeiterführer und Hetzer dem Staate Colorado aufzwingen wollten. Letz-

tere provozierten einen Streik und schickten eine Anzahl von Montenegrinern und anderen bewaffneten Desperados aus, um durch Terror, Anschießung der Beamten usw. ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Rockefeller aber ließ von der Pinkerton-Agentur bewaffnete Leute kommen, die selbst über Maschinengewehre verfügten und als Deputy sheriffs eingeschworen wurden. Die streikenden Arbeiter hatten sich in einem großen Zeltlager, unweit der stillgelegten Kohlengruben, niedergelassen. Eines Tages kam es zu einer heftigen Schießerei, wobei unglücklicherweise Zelte Feuer fingen und eine größere Zahl von Arbeitern, Frauen und Kindern den Tod fanden. Begreiflicherweise wurde die öffentliche Meinung durch diese Katastrophe stark aufgeregt, und namentlich die demokratische Presse überbot sich in Angriffen auf die blutsaugenden Trustmagnaten und dergleichen mehr. Es wurden nicht nur die Milizen im Staate Colorado aufgeboten, sondern ein berittenes Regiment der Federal-Armee dahin gesendet, um weitere blutige Zusammenstöße zu verhindern. Die Untersuchung führte zu keinem praktischen Ergebnis. Allerdings konnte man feststellen, daß in Colorado Rockefeller allmächtig war. Denn in diesem Staate beherrschte er nicht nur die beiden aus Wahlen hervorgegangenen gesetzgebenden Körper, sondern auch die gewählten Richter. Auch der Gouverneur von Colorado war von ihm abhängig. Es war ein tollkühnes Wagnis der Gewerkschaftsführer, von außen her durch Gewalt das Prinzip der gebundenen Kollektivverträge dem mächtigsten Trustmagnaten sozusagen in seinem Hauptquartier aufzwingen zu wollen. Sie hatten die Offensive ergriffen und die Gewalttätigkeiten begonnen. Rockefeller konnte sich darauf berufen, daß er in der Defensive war. Es ist mir nicht bekannt, daß die Untersuchung gegen ihn zu irgendeiner Sanktion geführt hätte. Meine Bemühungen, durch private Unterhandlungen zwischen dem sehr tüchtigen Vizekonsul Fischer in Denver und dem mir befreundeten Generalsekretär Rockefellers Mr. Joy L. Lee Entschädigungen für die

Witwen und Waisen der im Lagerbrande zugrunde gegangenen eigenen Staatsangehörigen zu erlangen, blieben leider erfolglos. Der Multimillionär weigerte sich, einen ihm ungünstigen Präzedenzfall zu schaffen, der den zahlreichen amerikanischen Opfern zugute gekommen wäre. Ich will mich jeder kritischen Äußerung über diesen Mangel an Entgegenkommen enthalten. Aber es wäre Rockefeller doch nicht schwergefallen, eine größere Summe zu spenden, die ich als staatliche Unterstützung unserer Regierung unter unseren Staatsangehörigen hätte verteilen lassen können.

Besser bekannt wurde ich mit dem bejahrten Jacobus Schiff, Chef der Firma Kuhn, Löb & Co., dessen Partner Felix Warburg und Otto Kahn waren. Jacobus Schiff vertrat die größte private Emissionsbank, welche infolge ihrer kontinentalen Verbindungen sich auch mit der Placierung von europäischen Anlehen beschäftigte. Unter anderem hatte unser Finanzminister Zaleski $5^1/_2$%ige österreichische Schatzscheine im Betrage von 25 Millionen Dollar durch das Haus Kuhn, Löb & Co. herausgeben lassen, welche am 31. Dezember 1915 zur Rückzahlung fällig wurden. Da mir bekannt war, daß unter den Besitzern dieser Schatzscheine sich auch viele Engländer befanden, so mußte ich, nach dem Vorbilde der Alliierten, dafür Vorsorge treffen, daß unsere Rückzahlungen nicht feindlichen Staatsangehörigen zugute kämen. Dies geschah nach bekannten Präzedenzfällen durch die Aufstellung des Erfordernisses eines „Affidavit" oder einer notariellen, beschworenen Aussage, daß der Inhaber der einzulösenden Schatzscheine amerikanischer Bürger sei. Es scheint zwar, daß die Richtigkeit solcher beschworener Aussagen einer näheren Prüfung kaum standhalten würde. Auch wurde mir anfänglich mit Rücksicht auf die Inhabernatur der Schatzscheine seitens des Hauses Schiff ein gewisser formaler Widerstand entgegengesetzt, der aber leicht zu überwinden war. Bei dieser Gelegenheit hatte ich mit dem Sohn Mortimer Schiff die Besprechungen zu führen, der sich ebenso gewandt als taktvoll erwies. Jacobus Schiff

stand damals an der Spitze der großen Judengemeinde in New York, die er auf nahezu eine Million Mitglieder schätzte. Er war sehr generös und widmete große Summen wohltätigen Zwecken. In einem Spital hatte er allein 100 Betten gestiftet und das nötige Kapital für deren Erhaltung hinterlegt. Besonders fiel mir das schöne, harmonische Familienleben auf, das bei ihm herrschte. Ich besuchte ihn auf seinem Landsitze und habe von diesem Wochenende die angenehmste Erinnerung bewahrt.

Von seinen beiden Firmengesellschaftern ist Otto Kahn vor allem als Kunstmäzen und Förderer des Musiklebens dem großen Publikum bekannt. Er war einer der Gründer und Direktoren der Metropolitan Opera und ist auch an der Schaffung des neuen Opernhauses beteiligt. Er gehörte zu den besonderen Bewunderern des großen Virtuosen Fritz K r e i s l e r, dessen Börsenschulden er samt einigen anderen Musikenthusiasten in großzügiger Weise regelte. Ich kann mich auch nur über seine Liebenswürdigkeit in anerkennender Weise äußern, denn, als ich seiner scharmanten Gattin hiervon Erwähnung machte, wie schwer es mir würde, selbst Tage vorher bessere Sitze in der Metropolitan Opera zu erhalten, stellte er mir sofort seine beiden trefflichen Stammsitze zur Verfügung.

Der zweite Partner und gleichzeitig Schwager des Jacobus Schiff, Herr F. Warburg, wurde, wie ich anderwärts erwähne, von Wilson zum Mitglied des Federal Reserve Board, das heißt des finanziellen Zentralorgans der Vereinigten Staaten ernannt und verwaltete sein verantwortliches Amt in sehr erfolgreicher Weise.

Von den Unterstaatssekretären des Staatsdepartements ist mir der berühmte Völkerrechtslehrer Mr. Basset Moore, der später zum Mitglied des Internationalen Gerichtshofes im Haag gewählt wurde, obwohl die Vereinigten Staaten dem Völkerbund nicht angehören, in besonders angenehmer Erinnerung geblieben. Ein kleiner, dicker, jovialer Mann, blieb er den ganzen heißen Sommer als treuer Wachthund seines Amtes in Washington. Er war

immer in Hemdärmeln und natürlich ohne Gilet, das ja schon seit dem 15. Mai, vom Augenblicke, wo der Strohhut als Canotier obligatorisch wird, verschwindet. Ich kann mir ihn kaum anders als in diesem luftigen Kostüm vorstellen. Es war ein wahres Vergnügen, ihn unter dem Vorwande eines Auftrages aufzusuchen, um mit ihm über alles mögliche con amore zu plaudern. Vom Bankette des Kardinals Gibbon am St.-Patrick-Tage gingen wir zusammen fort und hatten einen langen Gedankenaustausch über die protektionistische Politik der Vereinigten Staaten. Er kritisierte sie in scharfer Weise und meinte, selbst die von den Demokraten herabgesetzten Zölle wären noch immer zu hoch. Die europäischen Staaten könnten zwar nicht den amerikanischen Weizen oder die Baumwolle und andere Rohstoffe mit hohen Zöllen treffen, wohl aber die amerikanischen Industrieprodukte, welche weit über den inländischen Bedarf erzeugt würden und daher auf den Absatz im Auslande angewiesen seien. Mr. Basset Moore konnte die unsichere, schwankende Politik Wilsons in der mexikanischen Frage nicht billigen und gab seine Demission.

Hier muß ich auch des dritten Unterstaatssekretärs Mr. William Phillips, eines außerordentlich liebenswürdigen jungen Diplomaten, gedenken, der durch seine Geschäftskenntnis, Gefälligkeit und Gastfreundschaft mich zu besonderem Danke verpflichtet hat. Ich speiste bei ihm sowohl in Washington als auch auf der Northshore, wo seine Frau eine Violinsonate von Brahms ausgezeichnet spielte. Das hohe Kulturniveau in seinem Hause, die schönen Kunstschätze, wie das Porträt eines seiner Vorfahren von Van Dyck, das Verständnis für klassische Musik, der stille, vornehme Ton, hinterließen einen bleibenden, günstigen Eindruck. Mr. Phillips war der einzige, der in aufrichtigen Worten sein Bedauern über meinen vorzeitigen Abgang brieflich aussprach und der auch meiner Frau gegenüber besonderen Takt und Courtoisie an den Tag legte.

Ich möchte noch mehrerer Einladungen in schöne Landhäuser

gedenken, die mir eine bleibende Erinnerung zurückgelassen. Die erste ging von Mrs. Stuyvesant-Fish aus, einer leading-lady, die mich aufforderte, das Wochenende in ihrem am Hudson inmitten eines schönen Parkes gelegenen Landhause zuzubringen und dabei ihren Geburtstag zu feiern. Ihr Gemahl, der Typus eines holländischen, breitschultrigen Landedelmannes, stammte von den ursprünglichen Besiedlern des Staates New Amsterdam ab, der erst später in New York umgetauft wurde. Meine Gastgeberin zeichnete sich durch originelle Aussprüche aus, welche durch ihre Aufrichtigkeit überraschten, aber auch durch Geist, Witz und Energie. Sie teilte mir am Vorabend ihres Geburtstages mit, er würde von mehr als 100 Gästen gefeiert werden. Schon nach dem kleinen Samstagsdiner von etwa 20 Personen überrumpelte sie die allein in dem Salon weilenden Damen durch die Vorführung von Taschenspielertricks. Sie flüsterte mir zu, dadurch würden die Damen verhindert zu klatschen und über ihre Rivalinnen Böses zu sagen. Falls keine Herren zum Flirten da wären, sei die Gefahr groß, daß die unbeschäftigten Damen ihre Nebenbuhlerinnen zerreißen. Am nächsten Tage kamen 113 statt der 105 eingeladenen Gäste. Nachbarn hatten ihre Freunde mitgebracht. Aber trotzdem erhielten wir in weniger denn 50 Minuten ein vorzügliches Frühstück, und zwar im Freien, auf Terrassen, unter einem Zeltdach mit einer wundervollen Aussicht auf den in tiefem Einschnitt fließenden Hudson. Wir saßen zu sechs und acht an kleinen Tischen. Ich hatte den zweiten Platz neben der Hausfrau, da Graf Bernstorff auch erschienen war. Die nötige Zahl von Dienern, das Porzellan, Glas usw. waren mittels Extrazuges von New York gekommen. Gleich nach Tisch erschien eine Truppe von Trapezkünstlern, die auf einem großen Rasenplatze hervorragende Übungen ausführten. Ich konnte den Kommentar nicht zurückhalten: „You do not expect much from the conversational powers of your guests." Worauf Mrs. Fish lächelnd antwortete: „Indeed, I know them better than you." Es war noch nicht 4 Uhr, als das

Orchester auf ihren Befehl „Home sweet home" spielte und damit das Signal zum allgemeinen Aufbruch gab. Ich mußte selbst sofort mit Mrs. Frederick Vanderbilt, die mich für die nächste Nacht in ihr prächtiges Landhaus, ebenfalls am Hudson gelegen, eingeladen hatte, abfahren. Der Lärm, das Geschrei und Geschnatter der Insassen von mehr als 30 Automobilen, die alle gleichzeitig starten wollten, war unbeschreiblich. Die Vanderbiltsche Sommerresidenz wurde von einem Lord Clarendon, Gouverneur des Staates New York, angelegt und bewohnt und führt den Namen Hydepark nach dem Familiennamen der Clarendons. Das Landhaus ist von den Vanderbilts auf das luxuriöseste ausgestattet worden. Es ist von einer Reihe von Monolithsäulen umgeben, die ebenso groß sind als jene des Pantheon in Rom. Die Dimensionen im Innern entsprechen diesem Maßstabe und würden eine zahlreiche Gesellschaft trefflich umrahmen. Es war aber eine ganz kleine family-party, die sich in den hohen Räumen eher verlor. Ich erhielt das State-appartment mit großem, von Brüßler-, Gold- und Seidentapisserien geschmückten Salon, Schlaf- und Badezimmer. Mein Kammerdiener, an solche Pracht nicht gewöhnt, disponierte meine Kleider, Toilettensachen usw. in ganz gerechter Weise in allen drei Räumen, so daß ich zum Umziehen gerade doppelt so lange wie sonst brauchte und sicherlich einen halben Kilometer hin- und herlief. Die überaus liebenswürdige Hausfrau führte mich am nächsten Tag mittels Autos in ihrem Riesenpark mit uralten Baumgruppen, die mich an die herrlichen englischen Parks erinnerten, spazieren. Fabelhaft waren die Glashäuser, die Blumenbeete, die Fruchthäuser usw., welche mit den berühmten Glashäusern des Herzogs von Westminster in Eaton Hall verglichen werden können. Ferner wurde mir auch die Musterfarm gezeigt. Der Kuhstall hatte teilweise Marmorbekleidung und war wie ein Salon rein gehalten. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken: „Where are the silver bells?" Mrs. Vanderbilt hatte noch die Güte, mir in einer Rund-

fahrt mehrere Nachbarlandhäuser zu zeigen, darunter eines, welches durch Alter und eigentümliche Bauart auf das 17. Jahrhundert zurückzugehen schien. Die anderen waren moderne Villen oder Bungalows und erfüllten trefflich ihren Zweck, als Folie für den prachtvollen Hydepark zu dienen. Die Rückfahrt nach New York am Nachmittage war eine der heißesten Eisenbahnfahrten, selbst wenn ich Italien in meine Erinnerung zurückrufe. Es ist merkwürdig, wie gerade in Amerika die Herdennatur des Menschen oft hervortritt. Jedermann wartet auf seinen Nachbarn im Pullman-Car, um seinen Rock auszuziehen. Ich beschloß an diesem Tage Leithammel zu sein, zur offenbaren Befriedigung der Mitreisenden.

Ich war ferner Gast des reichen Senators Dupont, dessen Namen durch den Dupont-Cercle in Washington verewigt ist. Die Duponts stehen an der Spitze des Dynamit- und Pulvertrusts und gehören seit dem Kriege zu den reichsten Industriellen. Das Landgut derselben liegt in Delaware, unweit Philadelphia, und ist von bedeutender Ausdehnung. Besonders interessierte mich die Milchwirtschaft. Es waren etwa 40 Kühe von sehr schöner Rasse in einem prächtigen Stalle zu sehen. Auf meine Bemerkung, daß diese Milchproduktion mit Rücksicht auf die Nähe von Philadelphia sehr einträglich sein müsse, erhielt ich die erstaunliche Antwort: „Im Gegenteil, die 40 Kühe zeigen nur, wie reich Mr. Dupont ist, der sich den Luxus erlauben kann, jährlich 40.000 Dollar draufzuzahlen." Dies wurde mir durch den Hinweis auf den Umstand erklärt, daß Mr. Dupont mit dem Milchtrust auf Kriegsfuß stehe. Letzterer hinderte ihn absolut am Verkauf seiner Milch in Philadelphia. Mr. Dupont versuchte daselbst einen eigenen Laden zu eröffnen. Sofort hatte der Milchtrust neben oder gegenüber diesem Laden sein eigenes Verkaufslokal, wo er ihn solange unterbot, bis ihn die Kunden verließen. Er wollte dann seine Milch durch Milkboys austragen lassen, konnte aber keine finden, da ihm der Milchtrust durch höhere Löhne alle weg-

schnappte. Durch diese Monopolisierung der unentbehrlichen sowohl als der Luxuskonsumartikel erklärt sich die unverhältnismäßige Teuerung der Lebenshaltung in den Vereinigten Staaten. Es gibt nicht nur einen Milch-, sondern einen Früchte-, Kaffee-, Zucker-, Geflügel-, Fisch-, Tabaktrust. Der Fleischtrust endlich ist in den Händen der beiden großen „Packers-Firmen" Swift und Armour in Chicago, welche die Lieferung von Gefrierfleisch im ganzen Unionsgebiete monopolisieren. Es ist ja charakteristisch, daß der Genuß von frischem Fleisch als großer Luxus gilt, auf den der ganze Mittelstand und selbst viele Begüterte verzichten. In den gewöhnlichen Restaurants, den dining-cars der Züge, in den amerikanisch geführten Hotels erhält man nur Gefrierfleisch aufgetischt. Trotz hoher Preise kann sich die amerikanische Küche nicht mit der österreichischen bezüglich der Qualität der Lebensmittel vergleichen. Wirklich billig sind nur die Bananen und eine Art kleine Austern, „clams" genannt. Die kalifornischen Früchte sind allerdings herrlich, aber das daraus hergestellte Kompott zu teuer, um als Massenartikel zu gelten. Als Beispiel, wie die Trusts alles verteuern, möchte ich erwähnen, daß ich in Kanada in der Nähe des Niagarafalles Pfirsichfarmen besuchte, wo ein Korb von 35 bis 40 Pfirsichen in einem guten Jahre einen Dollar kosten. In Manchester an der Northshore, wohin man von Buffalo in einer Nacht reisen konnte, kostete ein Pfirsich 15 bis 20 Cents.

Wie Blumenduft mutet mich die Erinnerung an einige Frauengestalten an, welche unser Leben in Amerika durch Anmut und Geist verschönerten. Sie hatten sich im alten Europa Kultur angeeignet; sie besaßen schöne Landsitze und erinnerten an die Worte Ruskins: „Der Weg der Frauen soll mit Blumen bestreut werden." Miß Daisy Cameron, die distinguierte Tochter von Sir Roderick Cameron, der in Kanada das größte Ansehen genoß, hielt nebst ihrer lebensprühenden Schwester Mrs. Belmont Tiffany in ihrem hübschen Washingtoner Heim offenes Haus. Sie lud

uns wiederholt sowohl nach ihrem schönen Besitz in Long Island als auch nach ihrem Bungalow in Dark-Harbour ein.

Mrs. Ester Rowland, geborne Harrison, eine hochgebildete, im Ausland erzogene Frau, welche die französische und deutsche Sprache vollkommen beherrschte, hatte ihre Villa bei Philadelphia nach italienischem Geschmack eingerichtet. Dem Namen derselben, Rockrose, machten die auf felsigen Terrassen blühenden Rosen alle Ehre. Eine reiche Bibliothek entsprach dem hohen Niveau ihrer Bildung und den mannigfachen Interessen der liebenswürdigen Hausleute. Mrs. Rowland lud mich während des Krieges nach Rockrose ein und brachte mich bei einem größeren Diner mit führenden Journalisten aus Philadelphia zusammen, so daß ich Gelegenheit hatte, sie über die destruktiven Umtriebe des nationalistisch aufgewühlten Serbiens und die Notwendigkeit, diesen Machenschaften im Interesse des Bestandes unserer Monarchie ein Ende zu machen, aufzuklären.

Mrs. George Vanderbilt, eine junonische Erscheinung, hatte ihre Jugend in Paris zugebracht, was ihrer Konservation besonderen Reiz verlieh. Um ihr herrliches Schloß Buildmore in North-Carolina hatte sie eine Kolonie von Schotten angesiedelt, Webstühle nach bewährtem Vorbilde eingeführt und eine neue Industrie der Erzeugung von „home-spun"-Stoffen ins Leben gerufen, die heute noch floriert. Ihr Gemahl war einer der ersten, der in den Vereinigten Staaten seinen ungeheuren Waldbesitz nach den Regeln der Forstwissenschaft betrieb und eine Forstschule mit Lehrern aus Deutschland gründete. Die späteren staatlichen Forstschulen folgten alle diesem Vorbilde.

Die als Schönheit gefeierte Mrs. Robert Goelett, Schwägerin der Duchess of Roxborough, war die ungekrönte Königin von New York. In ihrem Hause verkehrten alle, die in Kunst und Wissenschaft hervorragten. Sie brachte uns mit Caruso zusammen und sang uns selbst Lieder in entzückender Weise vor. Bei unserem ersten Tischgespräch ging sie zu meinem Erstaunen so weit, philo

sophische Fragen zu berühren. Mrs. Goelett, von ihrem ersten Manne geschieden, hat nach unserer Abreise ein neues Leben angefangen. Sie heiratete den geistvollen Schriftsteller und begabten Bildhauer Henry Clews und führt an seiner Seite in einem romantischen Seeschlosse nächst Cannes ein idyllisches Leben, sich ganz der Kunst widmend.

In Washington entzückte uns vor allem Miß Cecilia May, jetzt Frau von Rath, deren kunstsinniger Bruder Henry May in Stockholm als Gesandschaftssekretär uns nähergetreten war. Der klassische Kopf einer spanischen Madonna verriet bei Miß Cecilia May die spanische Abstammung, denn ihre Mutter, einst als Schönheit bekannt, kam aus Kalifornien. Ferner nenne ich hier die blonde, rassige Mrs. Linda Thomas, Mrs. Charlie Mun, zart und von seltener Eleganz und last but not least Mathilde, die göttliche, „the divine", genannt, Tochter der gastfreundlichen Mrs. Minnie Townsend, deren Haus uns auch während der Kriegsjahre 1914 und 1915 offen blieb.

Ich brachte zwei Sommer in Manchester-Mass, an der sogenannten Northshore, nördlich von Boston, zu. Wir sehen das Meer von unseren Fenstern aus; ebenso aber auch einen Leuchtturm, wo bei dem leider oft sehr dichten Nebel Tag und Nacht ein Nebelhorn brüllte. Allein selbst daran gewöhnt man sich und schläft, falls die in der Nacht manchmal herrschende tropische Hitze dies erlaubt. Das Sommerklima von Manchester, das doch als Seebad und Sommerfrische gilt, läßt einen erst verstehen, warum alle besser situierten Amerikaner in dieser Jahreszeit aus ihrer Heimat scharenweise nach Europa flüchten. Wegen der Toiletten allein würden die Modedamen im Vorfrühling oder Herbst nach Paris fahren. In den Monaten Juni, Juli und August ist aber die Hitze in Amerika so arg, daß jeder Ort in Europa im Vergleich dazu eine Sommerfrische wird.

Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens war in Manchester natürlich der Country-Club, ohne den kein Amerikaner zu

einem Landaufenthalt zu bewegen wäre. Wenn die Herren meist die ganze Woche bis spät Nachmittag in ihren Büros oder Kanzleien beschäftigt sind, so haben die Damen doch die eleganten Räume des Country-Club stets zur Verfügung für teaparties usw. Dann werden dort Diners und Bälle gegeben. Nicht zum Country-Club zugelassen werden, gilt als gesellschaftlicher Ostrazismus, der gewöhnlich die Betroffenen die Flucht ergreifen läßt. Jeder Country-Club verfügt über 9 oder 18 Golflinks und eine Anzahl von ausgezeichnet gehaltenen lawn-tennis Courts. In Manchester wurden für die Turniere eigene Grasplätze mit großer Schwierigkeit, da es so wenig regnete, instand gesetzt. Die 18 links waren von großer Mannigfaltigkeit, manche boten durch Felsen und Niveaudifferenz malerische Ausblicke. Am Samstag nachmittags und am Sonntag war der Klub natürlich überfüllt. Manchester besitzt ferner einen wundervollen, über eine englische Meile langen Strand. Das bunte Treiben auf demselben war lebhaft und unterhaltend. Es war lange vor der Mode der kurzen Kleider; die Modedamen zeigten hübsche Badekostüme, in den Dimensionen nicht so rudimentär wie jetzt, mit zusammenstimmenden Strümpfen, Hüten und Sonnenschirmen, alles in gleicher Farbe.

Die Villenbesitzer erwiesen sich außerordentlich gastfreundlich, so daß man nur mit einiger Energie den Sommeraufenthalt zur Ruhepause machen konnte. Hier möchte ich bemerken, daß der Ausbruch des Krieges in unseren sozialen Beziehungen auf dem Lande kaum zu bemerken war. Nach Lenox, nördlich von New York, kamen wir im Juni 1915, was mit verschwindenden Ausnahmen niemanden hinderte, bei uns Karten abzuwerfen und uns einzuladen. In New York, wo die Zeitungen alle sozialen Zusammenkünfte und Veranstaltungen genau registrieren, standen die oberen Vierhundert viel mehr unter dem Zwange der anglophilen öffentlichen Meinung.

Es war mir ein besonderes Vergnügen, in Manchester auch einen trefflichen Musiker und geschulten Klavierspieler in der Person

des Herrn Wallace Goodrich, Direktors des Konservatoriums von Boston, zu treffen. Er hatte auch in Wien Musik getrieben, Brahms gekannt und spielte dessen Sonaten mit großem Verständnis. Ich musizierte des öfteren als Violinspieler mit Mr. Goodrich. Er gab mir aber auch große Bruchstücke aus der „Fledermaus" zum besten. Es waren heimatliche Klänge, die mir wohl taten. Von interessanten Persönlichkeiten in Manchester möchte ich Miß Boardman erwähnen, die Präsidentin des amerikanischen „Roten Kreuzes", welche später in Washington als solche uns große Dienste leistete. Sie war ein weiblicher Grenadier, nahezu sechs Fuß hoch, knochig und dürr, aber doch von unendlicher Güte und einer männlichen Energie. Nach Ausbruch des Krieges war ich in der Lage, sie im Hause des „Roten Kreuzes" in Washington aufzusuchen. Auf ihrem Schreibtisch standen vier Telephone, wenig Akten. Aber sie amtierte mit einer Ruhe, Präzision und Schnelligkeit, welche jedem Kommandanten eines Kriegsschiffes Ehre gemacht hätten. Während unseres kurzen Gespräches benützte sie alle vier Telephone und fertigte verschiedene Funktionäre rapid ab. Meine Bitte, Tetanumserum, welches unsere Spitäler in großen Quantitäten brauchten, für mich nach Wien zu expedieren und es dadurch vor dem Zugriffe der englischen Kriegsschiffe zu bewahren, gewährte sie sofort. Sie schickte ein bedeutendes, von uns angekauftes Quantum in das Spital des amerikanischen „Roten Kreuzes" in Wien mit der Weisung, es unseren Militärbehörden zur Verfügung zu stellen. In Manchester besaß ferner ein gewisser Judge Smith einen wunderschönen Park und berühmte Traber, wovon über dreißig in Boxes und luxuriösen Stallungen zu sehen waren. Charakteristisch ist, daß deren Eigentümer vor etwa zehn Jahren zugrunde gegangen war und sich auf Long Island in ein Cottage mit seiner Familie und einer einzigen Negerin als „coloured help" zurückgezogen hatte. Da er aber als ehrlich und tüchtig bekannt war, kamen ihm seine Gläubiger durch Gewährung von Darlehen zu Hilfe. Seine neuen Spe-

kulationen waren erfolgreich und er zahlte nicht nur sämtliche Schulden ab, sondern war bald wieder ein Dollarmillionär und Besitzer eines der ersten Traberställe der Vereinigten Staaten. Die angenehmste Erinnerung knüpft sich an die Bekanntschaft von Mr. und Mrs. Francis Meredith-Whitehouse, Besitzer einer sehr geschmackvollen Villa, „Crowhurst" genannt, mit einem reizenden Garten, der direkt an gewisse Gärten der Riviera erinnerte. Er war auf einem in steilem Felsen zum Meere abfallenden Grunde angelegt und mit vielen aus ihrem Besitze in Florida geholten südlichen Bäumen und Pflanzen sowie prachtvollen Blumen geschmückt. Mr. Whitehouse hatte ganz die Züge des alten Herzogs von Wellington und glich mit seinem sehr vornehmen Äußern und ruhigen Manieren viel eher einem englischen Lord, als einem der Geschäftswelt angehörenden Amerikaner. Seine überaus liebenswürdige Frau war die Schwester des Jachtbesitzers Mr. Allison Armour und teilte dessen deutsche Sympathien. Als bei der internationalen Regatta, der ich mit Mr. House beiwohnte, die deutschen Segeljachtbesitzer aus Hamburg sehr schlecht abschnitten, gab sie ihnen in ihrem malerischen „Crowhurst" einen Tee als „fiche de consolation", zu dem sie mich auch lud, mit der Bitte, ihr zu helfen, die etwas entmutigten deutschen Herren zu erheitern. Wir waren mit dem Ehepaare Whitehouse so befreundet, daß wir im dritten Sommer von Lenox aus die lange Autotour nicht scheuten und sie in „Crowhurst" aufsuchten. Meine Frau und ich fuhren dann auf der Jacht Mr. Armours „Utowana" nach dem nördlich gelegenen Dark Harbour. Wir kamen während der Nachtfahrt in so dichten Nebel, daß die Sirene die ganze Nacht heulte, begleitet von der Sirene eines anderen Schiffes, das parallel mit uns fuhr, das wir aber nie zu Gesicht bekamen. Ich brachte einen Teil der Nacht auf dem Deck zu. Mr. Armour war die ganze Nacht auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän, nur meine Frau schlief ungestört auf einer Deckkabine und fragte des Morgens beim Frühstück, ob während

der Nacht nicht irgend jemand gelärmt hätte. In North Harbour machten wir unter anderen die Bekanntschaft des Mr. Dana Gibson, des rühmlichst bekannten Zeichners des Wochenwitzblattes „Life" und seiner schönen Frau, die ihm bei seinen Frauenfiguren „Gibsongirls" stets als Vorbild vorschwebte.

Im Winter 1914 besuchte mich Fürst Münster, der Sohn des bekannten deutschen Botschafters in London und Paris, mit dem ich seit vielen Jahren eng befreundet war; mit Lady Muriel Hay, einer Schottin, verheiratet, selbst in England begütert und Englisch wie seine Muttersprache beherrschend, ein leidenschaftlicher Sportsmann, war der schöne, lebensfrohe Mann wie geschaffen, als „Löwe" in Amerika gefeiert zu werden. Zunächst gab Mr. Percy Pine, der Sohn des trustees der Universität Princeton, dem Fürsten Münster und mir ein großes, ausgezeichnetes Diner im Unionklub, wozu er etwa 30 Notabilitäten der Finanz, der Industrie und der Wissenschaft einlud. Unter ihnen war Mr. Nicolas Murray Butler, der berühmte Präsident der Universität Columbia, General Porter, der frühere amerikanische Botschafter in Paris, den ich gut kannte, Judge Gary, der Präsident des Stahltrustes, und viele Direktoren der ersten Banken. Außerdem war der eben in New York zum Besuche seines Schwiegervaters anwesende Herzog von Marlborough eingeladen. Letzterer war übrigens ebenso leichtsinnig und verschwenderisch, als sein großer Ahne habsüchtig und geizig. Er lud Münster und mich zu einem Souper mit Tanz ein, wo der Champagner in Strömen floß. Die Zeche vergaß er aber zu zahlen. Ich las nach einigen Wochen eine Mitteilung des Schwiegervaters in den Zeitungen, daß er nicht die geringste Absicht habe, die vom Herzog, der ohne Aufsehen abgedampft war, zurückgelassenen Schulden zu begleichen.

General Porter war seinerzeit Adjutant des Generals Sherman während des amerikanischen Bürgerkrieges gewesen. Ein humaner, hochgebildeter Mann, war er in Paris sehr beliebt. Als Geschäftsträger hatte ich mit ihm des öfteren politische Gespräche.

Ich begegnete ihm im Winter 1914, also etwa sechs oder sieben Monate nach Kriegsausbruch, in der Metropolitan-Oper und er besprach während eines langen Zwischenaktes die Kriegslage. Tief bedrückt betonte er, der Weltkrieg wäre das größte Unglück, das unser armes Menschengeschlecht je befallen; denn er werde vier oder noch mehr Jahre dauern, bis zur äußersten Erschöpfung und Verarmung Europas. Aber unser, der Zentralmächte Schicksal sei trotz aller möglichen Erfolge auf den Kriegsschauplätzen besiegelt, unsere schließliche Niederlage unvermeidlich. Denn England werde alle Seezufuhr abschneiden und uns im Notfalle durch Hunger niederzwingen. Auf meine Einwendung, solange könne doch kein Staat Krieg führen, schon des Geldmangels wegen, womit ich der allgemeinen irrigen Auffassung der Lage folgte, antwortete er, dies sei ganz falsch. Die amerikanischen Südstaaten hätten gegen die reichen Industriestaaten des Nordens trotz der Blockade vier Jahre Krieg zu führen vermocht. England hätte, gerade so wie im Jahre 1862 die Nordstaaten, nur ein Freiwilligenheer aufgestellt, sich auf die Vaterlandsliebe und den Abenteurersinn seines Volkes verlassend. Erst nach einem Jahre oder noch später werde man einsehen, daß man mit diesem improvisierten Heere, das sofort dezimiert würde, nicht aufkommen könne. Im zweiten Jahre würde dann trotz aller Widerstände die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und im dritten Jahre das neue Volksheer vollkommen gedrillt und ausgerüstet werden. Im vierten Jahre endlich werde es zusammen mit der französischen Armee eingreifen und im Vereine mit der Blockade uns niederringen. Besorgt und kopfschüttelnd schloß mein Mitredner seine Ausführungen: Gott gebe, daß wir nicht auch in den Krieg verwickelt werden. Der Ernst dieser prophetischen Auslassungen stimmte mich wohl nachdenklich, aber ich unterließ es, sie nach Wien zu melden, schon, um dort nicht dem ohnehin traditionellen Pessimismus neue Nahrung zu geben.

Mit dem Fürsten Münster gingen wir dann im Monat März nach

dem Süden. Wir hielten zunächst in Aiken, wo unser Gast mit Mr. Pine täglich vor- und nachmittags Golf spielte. Es war gerade die Zeit der Pfirsich- und Mandelblüte. Unvergeßlich bleibt mir der Anblick dieser blühenden Obstbäume, die eines Morgens mit Schnee bedeckt waren. Zum Glücke wich diese weiße Hülle den ersten Sonnenstrahlen und wir hatten die Genugtuung, nachmittags die reizende Gegend, gleich einem übergroßen Naturblumenstrauß, bewundern zu können. Als besonders geschmackvoll blieb mir der Garten des distinguierten Mr. Iselin, Schwiegervaters des Legationsrates Grafen Ferdinand Colloredo, in Erinnerung. Meine Frau und ich fuhren weiter nach Daytona (Florida), um die schöne Mrs. Elsie Goelett, jetzt Mary Clews, zu besuchen.

Während der Reise durch die früheren Negerstaaten hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie strenge daselbst auf die äußere Abtrennung der Weißen und der „coloured men" geachtet wird. In den beiden Carolina, Florida usw. dürfen die Neger nur auf einer ihnen eingeräumten Seite der Straße gehen. Sie haben ihre gesonderten Wagen in den Tramways sowie auf der Eisenbahn. Als ich, ich glaube in Charleston, die Eisenbahnbillette löste und in das unrichtige Wartezimmer der Neger kam, stürzte mir ein Eisenbahnbediensteter nach mit den Worten: „You are mistaken, Sir, this is the waiting room of the coloured men." Und doch sind die Neger unter der Aufsicht von Weißen vorzügliche Diener. In allen Eisenbahnspeisewaggons bedienen sie die Reisenden schnell und lautlos. Aber der den Bestellzettel und die Zahlung entgegennehmende „Ober" ist stets ein Weißer. In Washington, als dem Sitze des Kongresses, werden die Gesetze, welche den Neger in jedem Behufe den Weißen gleichstellen, geachtet. Dort fuhr ich selbst einmal mit Negern in einem Tramwaywagen, denn sie haben volle Bewegungsfreiheit. Charakteristisch ist es, daß in der Bundeshauptstadt die Neger in der Majorität sind. Aber die örtliche Scheidung ihrer Wohnsitze ist so strenge durchgeführt, sie bewohnen so ausschließlich gewisse Stadtteile der Peripherie in

elenden Holzhütten am Saume der Stadt, daß man sie während der Kongreßsaison kaum sieht. In jedem, selbst gut organisierten Haushalte werden die niedrigsten Handlangerdienste von Negern verrichtet. Allein es wird strenge darauf gehalten, daß man sie nicht sieht. Ich glaube, ich habe den „Charlie" unserer Gesandtschaft nur ein- oder zweimal während zweieinhalb Jahren zu Gesicht bekommen.

Interessant war eine Reise, die ich mit Münster auf der Pennsylvanischen Bahn nach Pittsburg und Chicago unternahm. Ich verdanke die Organisation derselben Mr. Ivy L. Lee, dem liebenswürdigen damaligen Executive Secretary der Pennsylvania Railroads, den Fürst Münster von London her gut kannte. Wir fuhren mit dem Vizepräsidenten dieser vorzüglich geführten Bahn, und zwar in dessen Salonwagen von Philadelphia zunächst nach Pittsburg. Wir hatten eine glasbedeckte, nach rückwärts offene Aussichtsplattform. Die Streckeningenieure der Bahn wechselten fortwährend und ermüdeten uns etwas durch ihre technischen Kommentare. Wir sahen, daß die Bahn auf der ganzen Strecke vier Parallelgeleise hatte. Die äußeren sind für die öfters haltenden Lokalzüge bestimmt; die inneren, durchlaufenden Schienen ohne einen einzigen Wechsel dienen den Eilzügen, die so im vollen Laufe glatt die Stationen durchfahren können. Diese vier Geleise werden aber ausschließlich von den Personenzügen benützt. Für Lastzüge besteht eine andere Bahn mit einer Höchststeigung von einem Prozent. Dadurch ist es möglich, bei den leer nach Pittsburg zurückkehrenden Kohlenzügen 70 bis 80 Waggon mit einer einzigen Lokomotive zu befördern. Besonders interessant war eine Einrichtung, die mir damals ganz neu war, seitdem aber schon in England Nachahmung gefunden hat. Sie bezweckt, das Fahren der Lokomotiven stundenlang, ohne Anhalten in den Stationen behufs Wasseraufnahme, zu ermöglichen. Es werden in großen Zwischenräumen auf hochgelegenen Punkten Wasserreservoirs angelegt und eine Rinne zwischen den Schienen auf abschüs-

sigem Terrain geführt. Wenn der Zug sich dem Reservoir nähert, verlangsamt er die Fahrt und die Lokomotive schöpft mit einer löffelartigen Schaufel das in die Rinne herabfließende Wasser. Die Fahrt im Salonwagen war sehr angenehm. Wir hatten ein Speisezimmer, vorzügliche Küche, zubereitet und serviert von Negern. Ich hatte ein Schlafzimmer mit Bett, Badekabine mit Dusche, desgleichen Fürst Münster. Das einzige Unangenehme war, daß wir immer der Aussicht wegen als letzter Wagen dem Zuge angehängt waren und daher bei Kurven etwas geschüttelt wurden. In Pittsburg blieben wir zwei Tage behufs Besichtigung von industriellen Etablissements und eines Kohlenbergwerkes, welches aber technisch zurückgeblieben war. In einem Glasschmelzofen sahen wir noch glühende Glasplatten, die einen ganzen Saal ausfüllten. Sie sollen die Dimensionen des Brüßler Glases überflügelt haben. Merkwürdigerweise begrüßte uns der Werkmeister dort als Ungar. Wir hatten größere Luncheons in Klubs, des Abends Dinners und mußten vom schwarzen Kaffee weg direkt zu unserem Salonwagen zurück.

Chicago machte mir den Eindruck einer außerordentlich blühenden Stadt mit sehr schönen Anlagen längs des Michigansees. Wir besuchten die Universität außerhalb der Stadt und eine Bibliothek. Zu erwähnen ist das berühmte große Kaufhaus Marshall Field, dessen innerer Aufbau auf großen Säulen, zwischen denen schöne Palmen disponiert sind, dem des Magazin du Louvre und dem Bon Marché weit überlegen ist. Die Fahrt ging nach Buffalo zu den Niagarafällen weiter. Da ich dieselben aber bereits gesehen hatte, kehrte ich von Chicago direkt nach Washington zurück. Ich will bei dieser Gelegenheit gleich einige Bemerkungen über die amerikanischen Eisenbahnen überhaupt machen. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß sie dem gewöhnlichen Reisenden großen Komfort bieten. Im Gegenteil, sie halten diesbezüglich den Vergleich mit den englischen Bahnen und sicher nicht mit den Luxuszügen auf den Kontinentalbahnen Europas aus. Man

löst immer zwei Billette, eines für die Eisenbahnfahrt und eines für den Pullman-Car. Letzterer stellt die erste Klasse vor, zu der die Neger keinen Zutritt haben. Im Pullman-Car sitzen etwa dreißig Passagiere auf drehbaren Fauteuils in einem einzigen großen Raume zusammen. Für Handgepäck ist in den Netzen nur sehr wenig Platz. Für gewöhnlich führen die Amerikaner nur ein oder zwei „Grippers" mit, das heißt Handtaschen, die so leicht sind, daß man sie selbst tragen kann. Alles andere Gepäck wird aufgegeben. Von Ruhe und Ungestörtheit ist in solchen Massenquartieren keine Rede, die übrigens der Yankee sehr ungern hat. Will man sich isolieren, ernster Lektüre pflegen oder gar arbeiten, so muß man eines der an jedem Ende des Wagens befindlichen Abteile (state room) mieten. Das erste Jahr konnte man ein solches noch, mit einer einzigen Fahrkarte versehen, erhalten. Später aber mußte man zwei oder drei Fahrkarten lösen, was bei längeren Fahrten sehr hoch kommt. Im gemeinschaftlichen Pullman-Car herrscht oft großer Lärm. Namentlich die ganz ungezogenen, verwöhnten Kinder stören einen, stolpern einem über die Füße; und als ich sie zurechtwies, fielen nicht nur die Familie, sondern auch andere Mitreisende über mich her. Viele Amerikaner wohnen ja jahraus, jahrein in einem Hotel und die Hotelhalle mit dem ewigen Hin und Her ist ihr Salon. Lärm und Bewegung, lautes Gespräch scheinen ihr Lebenselement. Abgeschlossenheit, Ruhe, was der Engländer „Privacy" nennt, wünschen und verstehen sie nicht. Der Milliardär hat seinen Privat-Car, fährt aber mit einer „party of Friends", die um so lärmender sein können, als sie den ganzen Waggon für sich haben. Nur mit Rücksicht auf diese Mentalität versteht man, daß in den Pullman-Schlafwagen 30 Personen, je zwei hinter einem Vorhang im selben großen Schlafraum zusammengepfercht, mehrere Nächte zubringen. Es gibt nur gemeinschaftliche Waschräume, vor denen man queue macht. Da man sehr wenig Platz für kleines Gepäck hat, muß man z. B. einen anderen Anzug aus dem großen, aufgegebenen Reisegepäck heraus-

holen, was allerdings im Gepäckwagen während der Fahrt anstandslos geschieht. Die Raucher sind gar schlecht daran. In jedem Wagen gibt oder gab es zu meiner Zeit nur ein ganz kleines Rauchcoupé, wo kaum vier oder fünf Personen Platz haben und wo man die Luft mit einem Messer hätte schneiden können. Die Verpflegung ist sehr schlecht und teuer, namentlich, weil Konserven und Gefrierfleisch die Regel sind. Für das erste Frühstück zahlt man einen Dollar, gleich viel, ob man nur eine Tasse Tee trinkt oder eine beliebige Anzahl von warmen Speisen usw. zu konsumieren fähig ist, was der gewöhnliche Europäer nicht zustande bringt. Geht die Route längs des Meeres, wird man manchmal durch frischen Seefisch erfreut. Sonst aber ißt man vom Hummer an bis zur Butter, Milch und zu den Gemüsen nichts Frisches. Hierzu kommt, daß die großen Stahlwaggons unter den glühenden Sonnenstrahlen des Sommers zu den Bleidächern von Venedig werden. Die Züge sind meist sehr lang und sehr schwer, so daß die Maschinen sie oft nur durch plötzliche Stöße in Bewegung setzen können. Ich wurde nachts in jeder Station durch diesen unzarten Start aufgeweckt. Und doch versicherte mir Mr. Bryan, daß er sich von der Fahrt nach San Franzisko, die vier Nächte und drei Tage dauert, Ruhe und Erholung erwartet.

Es ist meine Pflicht, auch Worte der Dankbarkeit und Anerkennung der österreichisch-ungarischen Kolonie in New York zu zollen. Es gab eine österreichische Hilfsgesellschaft mit einem eigenen Heim, welches namentlich Einwanderern bei ihrer ersten Ankunft zustatten kam. Der damalige Vizekonsul Dr. Fischerauer, jetzt österreichischer Generalkonsul in New York, und der Exporteur Karl Hans Stricker machten sich um diesen Verein besonders verdient. Derselbe gab mir ein schönes Bankett in dem bereits längst verschwundenen, ausgezeichneten Restaurant Delmonico.

Die Opferwilligkeit und der tätige Patriotismus der österreichischen und ungarischen Landsleute bewährten sich namentlich

während des Weltkrieges. Im Winter 1915 veranstaltete die deutsche und unsere österreichisch-ungarische Kolonie einen Monsterbasar in einer hierzu gemieteten, riesengroßen, gedeckten Exerzierhalle (armoury), welcher volle 14 Tage dauerte und dank der verständnisvollen Mitarbeit des Generalkonsuls Nuber einen sehr bedeutenden Reingewinn abwarf. Alle dort verkauften Waren entstammten Spenden der wirklich großherzigen Deutschen und engeren Landsleute. Einen ungeheuren Erfolg hatte das Wiener Kaffeehaus, wo schmucke Dirndln und als Köche ganz in Weiß gekleidete Herren ausgezeichneten Kaffee und vielfaches, geschmackvolles Gebäck servierten. Gespendete Klaviere oder Autos wurden mit großem Gewinne verlost. Wir teilten den Reinertrag mit Deutschland zu gleichen Teilen, so daß jede unserer Reichshälften ein Viertel desselben erhielt, was für uns ungewöhnlich vorteilhaft war, denn die Deutschen hatten weit mehr als die Hälfte des Basars organisiert. Ich erinnere mich nicht mehr an den genauen Betrag, den ich nach Wien abführte. Ich glaube aber, es waren mehrere hunderttausend Dollar für Österreich sowohl als für Ungarn.

In Philadelphia war ein unserer Sache sympathisch gegenüberstehendes Damenkomitee von Amerikanerinnen auch in seinen Bemühungen erfolgreich. Es organisierte eine Opernvorstellung mit Mitwirkung der Mme. Sembrich, der Graf Bernstorff und ich beiwohnten. Die Damen gaben dann ein Souper im Ritz-Restaurant, bei dem ich die liebenswürdige Mrs. Walter Thomson kennenlernte. Sie kam mit ihrem Gemahl, einem ausgezeichneten Lawn-tennis-Spieler, in den Nachkriegsjahren regelmäßig nach Karlsbad, wo ich mit ihnen sowie ihren zwei bildschönen Töchtern viele angenehme Stunden verbrachte.

2.

Wilson und Colonel House

Ich will nun versuchen, Wilson, diese rätselhafte Erscheinung, zu charakterisieren, und zwar zunächst nach persönlichen Eindrücken. Wenige Charakterbilder sind so sehr durch der Parteien „Haß und Gunst" verzerrt und durch Übertreibungen im günstigen oder ungünstigen Sinne entstellt worden als das seine. Deswegen ist es schwer, Wilson mit objektiver Ruhe schon heute gerecht zu werden. Es bietet aber doch gewisse Vorteile, wenn seine Zeitgenossen als Augenzeugen das nötige Kleinmaterial zusammentragen, damit später die Historiker einen wahrheitsgetreuen Überblick über die politische Bedeutung des Mannes gewinnen können.

Seine Persönlichkeit war weit davon entfernt, bei erster Berührung sympathisch zu wirken. Übrigens gab er sich auch nicht die geringste Mühe dazu. In Haltung und Miene hatte er etwas Steifes, Abwehrendes. Etwas über mittelgroß und schlank geblieben, schien er jünger, als er wirklich war. Zunächst fiel einem das unverhältnismäßig mächtige Kinn auf, ein Zeichen, das oft auf starken Willen, manchmal auch auf Eigensinn gedeutet wird. Bei meiner Antrittsaudienz, bei der ich frei sprach, verlas er, der ausgezeichnete Redner, nur eine kurze Antwort, die ganz banal gehalten war, ersuchte mich, ihm die Herren der Botschaft vorzustellen und entließ mich aber, ohne selbst den Versuch zu machen, mich in ein Gespräch zu verwickeln. Kein Souverän oder Staatschef, der das Beglaubigungsschreiben eines neu angekommenen Missionschefs entgegennimmt, unterläßt es doch herkömmlich, ihm einige Fragen zu stellen, die so konventionell sind, daß sie sich immer wiederholen. In meinem Falle waren die Erkundigungen, ob die Überfahrt gut gewesen sei und die Frage nach der Gesundheit meines greisen Monarchen kaum zu vermeiden. Aber

auf das Unterbleiben jedes Gesprächs und jeder Frage war ich nicht gefaßt, so daß ich nicht umhin konnte, Mr. Bryan, der mich als Staatssekretär begleitete, über die Einsilbigkeit des Chefs der Exekutive eine etwas spitze Bemerkung zu machen. Der Vorgang wiederholte sich bei dem den Missionschefs vom Präsidenten gegebenen großen Diner, bei dem er nur die zwei neben ihm sitzenden rangältesten Botschafter und Senator Lodge, den Führer der republikanischen Opposition im Senate, mit längeren Ansprachen beehrte. Hier wurde es mir klar, Wilson wäre so weltfremd, daß er die elementarsten Pflichten des Gastgebers entweder nicht kannte oder sie ungestraft verletzen zu können glaubte. Er war aber doch zu selbstbewußt, zu sehr erfüllt von der Bedeutung seiner hohen Stellung, als daß er sich dazu bequemt hätte, kompetenten Ortes Rat einzuholen.

Wilson war in seiner Jugend kurze Zeit Anwalt gewesen. Allein alles, was einen guten Anwalt macht, Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, Anpassungsfähigkeit und Geschmeidigkeit, fehlten ihm. Es war daher naheliegend, daß schon wegen seines ungeschickten, steifen Auftretens die Klienten ausbleiben würden. Da gab er ein kurzes Buch „The congressional Government" heraus, das sowohl durch die Durchdringung des Stoffes als durch die knappe Form meines Erachtens eine Meisterleistung darstellt. Er kritisiert darin in sehr richtiger Weise die amerikanische Konstitution, welche keine organische Verbindung zwischen den gesetzgebenden Körpern und der Exekutive schaffe. Das Kabinett wird von dem mit großer Machtfülle ausgestatteten Präsidenten ernannt, und zwar in ganz freier Weise, ohne daß die Minister einem der beiden Kongreßhäuser anzugehören brauchen. Als Minister haben sie weder Sitz noch Stimme im Kongreß, von dem sie nur auf Wunsch als Experten gehört werden. Ein negatives Votum, die Verwerfung eines Gesetzentwurfes, welches zwar von der Administration ausgeht, aber von einem Abgeordneten oder Senator vertreten wird, hat nicht den Rücktritt des Kabinetts zur

Folge, welches einzig und allein dem Präsidenten verantwortlich ist. Hier tritt also eine dem Fortgange der Geschäfte sehr nachteilige Teilung der Gewalten ein. Auf der anderen Seite kennt wieder die amerikanische Konstitution das Prinzip der gegenseitigen Hemmungen der Gewalten (constitutional checks), welches ein Ausfluß des den Demokraten anhaftenden gegenseitigen Mißtrauens ist. Der Präsident ist in der Ausübung zahlreicher und gerade der wichtigsten Akte der Exekutive, wie bei den Ernennungen zu den höheren Staatsämtern und vor allem bei der Ratifikation von Verträgen, an die Zustimmung des Senats, noch dazu mit qualifizierter Mehrheit gebunden. Die letztere Bestimmung hängt sich wie ein Bleigewicht an alle diplomatischen Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten und macht viele Verträge derselben ganz prekär, wie z. B. die alten Schiedsverträge. Wilson lobt im Gegensatze hierzu die englische Konstituion, wonach das Kabinett nur ein aus der Mehrheit des Unterhauses gebildetes Komitee ist und letzterem streng verantwortlich bleibt. Wilson schrieb außerdem eine Geschichte der Vereinigten Staaten, welche mir von einem gebildeten Amerikaner als journalistische Zusammenstellung ohne Wert hingestellt wurde. Indessen wurde er doch als Geschichtsprofessor nach Princeton, einer jüngeren, unweit New York gelegenen Universität berufen, wo er später das Amt des Präsidenten, das heißt des Verwaltungsvorstandes, bekleidete. Ich selbst war Gast von Mr. Pine, einem der trustees der Universität. Letzterer gab mir nun die denkbar schlechteste Auskunft über Wilsons persönliche Charaktereigenschaften. Er nannte ihn unverträglich, eitel, neidisch, intrigant und herrschsüchtig. Als der Dekan von Princeton eine Privatsammlung so erfolgreich einleitete, daß mit deren Erlös eine herrliche, große Festhalle gebaut werden konnte, wäre es zum offenen Konflikte zwischen ihm und Wilson gekommen, der ersterem diesen großen Erfolg nicht gönnen wollte. Endlich hätten sich die trustees gezwungen gesehen, Wilson zu kündigen, denn sie verfügen ganz

frei über das Vermögen und die Einkünfte der Universität und daher auch über die Bestellung der Professoren. Es ist wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der republikanisch gesinnte reiche Mr. Pine in seiner Einschätzung des demokratischen Wilson nicht sehr objektiv war. Aber selbst ein Teil der ihm vorgeworfenen Eigenschaften, falls sie auf Wahrheit beruhen, werfen ein eigentümliches Streiflicht auf Wilsons Charakter. Sicher ist, daß er schon in Princeton als Gegner der „Trusts" und des Großkapitals sich bei den Demokraten beliebt machen wollte, indem er gegen das exklusive, luxuriöse Leben der Milliardärssöhne rigoros vorzugehen versuchte. So erfuhr ich, daß er dagegen Verwahrung einlegte, daß diese nur zu reichen jungen Leuten in eigenen Villen oder Klubs wohnten, ihre besonderen Lawn-tennis-Gründe hielten und auch eigene Köche anstellten, wobei ihre „Mess-dinners" auf schwerem Silber serviert wurden, ähnlich wie bei den englischen Garderegimentern. Sosehr Wilson recht hatte, gegen die Exklusivität und den übertriebenen Luxus dieser den oberen „Vierhundert" angehörenden jungen Leute Einspruch zu erheben, sosehr schoß er über das Ziel, als er, offenbar in einer Reminiszenz an spartanische Sitten oder platonische Postulate, die Einrichtung gemeinsamer Schlafstellen propagierte. Er wollte damit das Prinzip demokratischer Gleichheit in ganz verfehlter Anwendung auch auf der Universität zur Geltung bringen. Allein er hatte nicht die geringste Aussicht durchzudringen, da die Treuhänder der Universität eben die Väter und Verwandten der zu maßregelnden jungen Leute waren. Die Entlassung von der Universität Princeton war übrigens Wilsons Glück. Er wurde zum Gouverneur des Staates New Jersey gewählt, des New York benachbarten Staates, dessen laxe Gesetze und Verwaltungspraxis bei Gründung und Überwachung von Aktiengesellschaften zu den größten Mißbräuchen geführt hatten. Viele New Yorker Aktiengesellschaften waren aus diesem Grunde in New Jersey ins Leben gerufen worden oder hatten später ihren Sitz dahin verlegt. Wil-

son gelang es, den Augiasstall durch strenge Maßregeln auf legislativem und administrativem Gebiete zu reinigen. Dadurch wurde er in weiteren politischen Kreisen bekannt. Auch Mr. House, über den ich noch viel zu sagen habe, wurde damals auf ihn aufmerksam und trug in entscheidender Weise zur Präsidentenwahl Wilsons bei.

Ich hatte zwei besondere Audienzen beim Präsidenten der Vereinigten Staaten, die beide für mich infolge der rein passiven Haltung desselben einen peinlichen Nebengeschmack hatten. Zur ersten gab ein vom Kongreß votiertes Gesetz, betreffend die Beschränkung der Einwanderung durch Einführung des Erfordernisses des Schreibens der eigenen Landessprache den Anlaß. Es war klar, daß die Vorschreibung dieser sogenannten „Literary test" die Zahl unserer Auswanderer, unter denen es einen großen Prozentsatz Analphabeten gab, stark herabsetzen würde. Es verlautete, daß Wilson gegen dieses Gesetz, obwohl die demokratischen Gewerkschaften im Interesse der Hochhaltung der Löhne dasselbe direkt der demokratischen Partei aufgezwungen hatten, sein Veto einlegen würde. Ich bemühte mich, im entgegengesetzten Sinne zu wirken, da mir eben die Beschränkung der viel zu großen Auswanderung aus unserer Monarchie als höchstes Ziel vorschwebte. Aber Wilson ließ sich nur herab, zu erklären, die besten Arbeiter wären durchaus nicht immer die des Lesens und Schreibens Kundigen. Auf eine Diskussion der von mir geschilderten Gefahr der Herabdrückung der Lebenshaltung der geschulten einheimischen Arbeiter durch das Hereinströmen großer Massen von ungeschulten Einwanderern wollte er sich nicht einlassen. Auch verhinderte er durch seinen Einspruch das Inkrafttreten des Gesetzes, wodurch er indirekt wenigstens die Schuld an der späteren Hypertrophie des Arbeitsmarktes trägt, die in weiterer Folge zu den jetzigen drakonischen Absperrungsmaßregeln führte.

Meine zweite Audienz verlief äußerlich ebenso unerfreulich, denn Wilson ließ mich reden, ohne seinerseits ein Wort zu ent-

gegnen oder eine Zwischenfrage zu stellen. Er gab mir auch keine bestimmte Zusage oder Antwort, so daß ich ihn ziemlich entmutigt verließ. Es war im Frühjahr 1915, also im ersten Kriegsjahre. Wir hatten während der mörderischen Schlachten bei Komarow, Lemberg usw. schon mehrere 100.000 Gefangene verloren. Sie waren alle in Sommeradjustierung. Viele hatten die Mäntel verloren oder man hatte sie ihnen gestohlen. Sie wurden, sofern sie nicht Slawen waren, nach Ostsibirien transportiert und mußten dort den furchtbar kalten Winter verbringen. Man kann sich vorstellen, wie mörderisch dessen Folgen waren. In Tientsin hatte sich daher unter dem Vorsitze der Frau des dortigen deutschen Generalkonsuls ein deutsch-österreichisches Hilfskomitee gebildet. Es brachte in Erfahrung, daß in den ostsibirischen Gefangenenlagern äußerste Not, Mangel an Kleidungsstücken und dem Notwendigsten, wie Arzneien und Verbandzeug, bestehe. Die russischen Behörden aber verweigerten selbst den Delegierten und Ärzten des amerikanischen Roten Kreuzes die Zulassung zu den Gefangenenlagern, um die empörenden, dort herrschenden Übelstände und Unterschleife zu vertuschen. Angesichts dieser erschreckenden Sachlage beschloß ich, auf eigene Faust an Wilson die dringende Bitte um direkte Intervention bei Kaiser Nikolaus zu richten, was ich in der besprochenen Audienz tat. Ich sagte dem Präsidenten, daß Kaiser Nikolaus, dessen gutes Herz bekannt sei, sicher in Unkenntnis dieser entsetzlichen Mißbräuche wäre; daß ein persönlicher Appell an seine Menschlichkeit seitens des Präsidenten des mächtigsten neutralen Staates zweifellos von Erfolg begleitet wäre. Ich verließ ihn, wie gesagt, ohne eine Zusage seinerseits, hörte zwei oder drei Wochen nichts und zweifelte, irgend etwas erreicht zu haben. Zu meiner freudigen Überraschung benachrichtigte mich aber das State-Department von einer sehr umsichtigen und erfolgreichen Aktion Wilsons. Er hatte einen eigenhändigen Brief an den Zaren geschrieben und mittels Kuriers an seinen Botschafter in St. Petersburg expedieren lassen.

Letzteren beauftragte er, den Brief bei einer ad hoc ohne Angabe der Gründe zu erwirkenden Audienz Kaiser Nikolaus zu übergeben. Dadurch wurde verhindert, daß Sasonoff die Mitteilung interzeptiere. Der Kaiser wär sehr aufgebracht gewesen und hätte sofort telegraphisch die nötigen Befehle erlassen. Die amerikanischen Ärzte brachen denn auch ungesäumt mit Pelzen, Decken, Medikamenten usw. von Tientsin auf. Manche unserer armen Gefangenen mögen schon der riesigen Kälte und den Entbehrungen jeder Art erlegen sein, aber die Mehrzahl wurde gerettet. Unser Gesandter in Peking, Herr von Rosthorn, hatte den trefflichen Einfall, den Vorschlag zu machen, eine der eben fälligen Raten der Entschädigung für die Kosten des Feldzuges gegen die Boxer zurückzuhalten und dem amerikanischen Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen, eine Anregung, auf die ich mit Freuden einging, wobei ich eine Anfrage in Wien nicht für notwendig hielt. Wir müssen loyal anerkennen, daß Wilson durch seine umsichtige Vorgangsweise vielen tausenden unserer Soldaten das Leben rettete, wofür ich ihm wärmstens im Namen meiner Regierung dankte. Das Groteske aber war, daß letztere durch die eigenmächtige Zurückhaltung einiger tausend Pfund so verstimmt war, daß sie nicht ein Wort der Anerkennung für unser Eingreifen fand und ich die Unterlassung motu proprio Wilson gegenüber gutzumachen hatte. Letzterer bewies aber durch sein Verhalten, daß man an seinen humanen Sinn mit Erfolg appellieren konnte.

Ich will gar nicht leugnen, daß er hoher Konzeptionen fähig und sicher auch bei Übernahme seiner verantwortlichen Stellung von idealen Bestrebungen und Wünschen erfüllt war. Leider war er aber zu weltfremd, um ein richtiges Urteil über die Ausführbarkeit und Erreichbarkeit seiner Beschlüsse zu fällen. Es fehlte ihm der gesunde Realismus, der praktische Sinn und das Fingerspitzengefühl des Staatsmannes, der mit den Tatsachen rechnet. Er war eben ein Doktrinär und *vor allem ein Mann des Wortes*, das er in Schrift und Rede vorzüglich beherrschte,

aber nicht ein Mann der Tat. Dazu kam ein erhebliches Maß von Eigendünkel und Selbstüberschätzung. Statt bei seinen beinahe durchgehends fachkundigen Ministern Rat und Beistand zu suchen, hielt er dieselben von sich entfernt und war so gut wie in gar keinem persönlichen Kontakt mit ihnen. Bei ernsten Krisen, die schwerwiegende Entschließungen nötig machten, wie z. B. die der Expedition nach Verakruz, isolierte er sich tagelang, ließ niemanden vor, spielte nur Golf oder unternahm längere Autofahrten mit seinem Privatarzte. Er ging hier eben auch wie ein Gelehrter vor, der sich in seiner einsamen Stube zu wissenschaftlichen Schlüssen und Erkenntnissen ungestört durchringen will, während in der Politik die unmittelbare Berührung mit dem in ewigem Flusse befindlichen Leben Voraussetzung richtigen Handelns ist. Diese Fehler Wilsons fielen bei Behandlung der Fragen der inneren Politik nicht sosehr ins Gewicht als bei der Beschäftigung mit den Problemen der äußeren Politik. In erster Beziehung führte die Wilsonsche Administration im Jahre 1913 und der ersten Hälfte des Jahres 1914, also bis zum Kriegsausbruche, zwei große Reformen durch: die Reduktion des Zolltarifs und die Neuregelung des Geldwesens durch Schaffung des Systems der Bundes-Reserve-Banken. Die Zollreform war ein ständiger Programmpunkt der demokratischen Partei, die sich ja in erster Linie auf die die Landwirtschaft treibenden Süd- und Weststaaten stützte. Wilson versprach schon während der Wahlkampagne die erhebliche Herabsetzung der hohen, manchmal sogar prohibitiv wirkenden Zölle, die ja nur die Industrien schützten und das allgemeine Preisniveau erhöhten. Mr. House lieferte ihm damals die statistischen Daten für seine Wahlreden. Bezüglich der neuen Finanzorganisation ist zu bemerken, daß auch hier Mr. House die Initiative zur Durchführung der Enquete und der ganzen erfolgreichen Neugestaltung der Geldfundierung gebührt. Die amerikanische Währung war merkwürdigerweise gar nicht auf genügender Goldbasis aufgebaut, sondern großenteils auf Bundes-

obligationen, welche im Falle eines Runs nur mit Verlust und sehr schwer mobilisiert werden konnten. Daher waren die periodischen Finanzkrisen besonders akuter Natur und konnten des öfteren bloß durch heroische Maßregeln der auf Selbsthilfe angewiesenen führenden Finanzmänner überstanden werden. Die Schaffung eines Federal-Reserve-Board in Washington, welcher über die genügende Golddeckung verfügt und dieselbe je nach Bedarf an die Federal-Reserve-Banken der Ost-, Mittel- oder Weststaaten leiten und auf einen einheitlichen Diskontosatz wirken kann, hat sich glänzend bewährt. Allein Wilson hatte hier zum Glück die Bankfachmänner und Finanzpolitiker frei schalten lassen und auch bei der trefflichen Wahl der ersten Mitglieder des Federal-Reserve-Board, welche die neue Institution anzukurbeln hatten, Mr. Houses Rat befolgt. Bei dieser Gelegenheit kam dem Präsidenten seine starre Unnachgiebigkeit auch einmal zustatten. Unter den von ihm nominierten Mitgliedern des Boards befand sich auch Herr F. Warburg, Schwager des Herrn Jacobus Schiff, mit dem er als Partner des großen Emissionshauses Kuhn, Löb & Co. assoziiert war. Mr. Warburg hatte sich als Finanzpolitiker durch mehrere Werke einen besonderen Ruf erworben. Er trat sofort als aktiver Partner aus der Firma aus. Der Senat aber, dessen Zustimmung zur Ernennung notwendig war, hielt dieselbe — vielleicht aus Antisemitismus — durch viele Monate zurück. Wilson jedoch gab nicht nach und urgierte immer wieder die widerspenstigen Senatoren, bis diese, des Kampfes müde, endlich die Ernennung Mr. Warburgs guthießen.

In der äußeren Politik war die siegreiche Kampagne des Präsidenten behufs Widerrufung des Gesetzes, welches amerikanische Schiffe von der Zahlung aller Kanalgebühren bei Durchfahrt durch den Panamakanal befreite, von besonderer Bedeutung. Diese Befreiung war eine offene Verletzung des Hay-Pouncefoot-Vertrages, der klar und deutlich bestimmte, daß die S c h i f f e a l l e r N a t i o n e n dieselben Kanalgebühren zu zahlen hätten.

Da nun eben dieser Vertrag den Bau, die Instandhaltung und selbst die Befestigung und Verteidigung des Panamakanales den Vereinigten Staaten übertragen hatte, argumentierten die amerikanischen Kongreßmitglieder als praktische Geschäftsleute in folgender Weise: Wenn wir Amerikaner alle die Lasten dieses Riesenwerkes zu tragen haben, müssen wir doch auch entsprechende Vorteile dafür einheimsen. Der größte Vorteil würde sicherlich durch Befreiung der amerikanischen Küstenschiffahrt von allen Kanalgebühren gegeben sein. Ein ungeheurer Aufschwung der amerikanischen Handelsschiffahrt und die allmähliche Zurückdrängung der fremden Schiffahrt müßten daraus folgen. Man hatte daher zur gezwungenen Auslegung die Zuflucht genommen, daß die Worte „die Schiffe aller Nationen" bedeutete „die Schiffe aller anderen Nationen", denn das amerikanische Volk, das alle Kosten getragen, müsse anders behandelt werden als die Fremden, die allerdings Anspruch auf gleiche Behandlung unter sich hatten. England und alle Staaten legten einstimmigen Protest gegen diese flagrante Vertragsverletzung ein, welche sich allerdings erst nach der Eröffnung des Kanals auswirken sollte. Nun trat Wilson plötzlich für die einzig korrekte Widerrufung jenes Gesetzes ein, welches die offene Verletzung der amerikanischen Vertragspflicht mit beinahe zynischer Unverfrorenheit verkündet hatte. Er begegnete sehr starkem Widerstande im eigenen Lager; aber es gelang ihm, eine größere Anzahl republikanischer Kongreßmänner für seine These zu gewinnen und die Abschaffung des eben erwähnten Gesetzes durchzusetzen. Er hatte dabei die ihm besonders liegende schöne Rolle, sich auf die Heiligkeit des gegebenen Wortes zu berufen und die moralische Mindereinschätzung zu betonen, welcher die Vereinigten Staaten infolge des willkürlichen Hinwegdeutens klarer Verpflichtungen bereits seitens der zivilisierten Staaten der ganzen Welt begegneten. Ich hegte aber doch Zweifel darüber, ob das Verhalten des Präsidenten wirklich so ganz desinteressiert und nur von hohen ethi-

schen Beweggründen bestimmt wäre. Die Veröffentlichung eines Teiles der Korrespondenz des Mr. House, der sogenannten „Intimate Papers", erbrachte mir erst lange nach Beendigung des Weltkrieges den Beweis der Richtigkeit meiner Vermutung. Mr. House war in der Tat am 1. Juli 1913 in London mit Sir Edward Grey zusammengekommen und nach einem intimen, wenn auch inoffiziellen Gedankenaustausch wurde bezüglich der zwei hauptsächlichen Reibungspunkte zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ein Einverständnis erzielt. In der mexikanischen Frage erklärte sich Sir Edward Grey bereit, den von Wilson mit Erbitterung bekämpften Präsidenten Huerta fallenzulassen, obwohl letzterer die britischen Petroleuminteressen nicht angetastet hatte. House ersuchte ferner Grey, von jeder weiteren offiziellen Reklamation wegen Befreiung der amerikanischen Küstenschiffe von den Kanalgebühren abzusehen. Hingegen versprach er, Wilson würde ganz spontan in der nächsten Hauptsession des Kongresses das Gebührenbefreiungsgesetz widerrufen lassen. Mr. W. Tyrrell, der Privatsekretär des britischen Ministers des Äußeren, jetzt als Lord Tyrrell Botschafter in Paris, fuhr in aller Stille im Dezember 1913 nach Washington, um an Stelle des erkrankten Sir Cecil Spring-Rice in einigen Zusammenkünften mit Wilson und House das Abkommen abzuschließen. Im Juni 1914 löste ersterer sein Wort bezüglich der Aufhebung des anstößigen Gesetzes ein. Er ließ sich in der „World" und einem großen Teile der Presse als der Hüter und Pfleger der öffentlichen Moral in den auswärtigen Beziehungen der Union feiern. In Wirklichkeit war eine Art stillschweigender „Entente cordiale" zwischen den beiden mächtigen westlichen Demokratien ins Leben gerufen worden, welche auf deren Verhältnis im nahen Weltkrieg von großer Bedeutung sein sollte.

Als ein besonderes Beispiel der Hypokrisie einerseits, weltfremden, doktrinären Sinnes anderseits, möchte ich das von Wilson bald nach dem Ausbruche des Weltkrieges verkündete Neu-

tralitätsmanifest erwähnen. Er verlangte in demselben von jedem amerikanischen Staatsbürger vollkommene Unparteilichkeit nicht nur in Haltung und Handlung, sondern auch in seinen innersten Gefühlen und seiner Gesinnung. Es lag darin die vollständige Verkennung der Mentalität, der psychologischen Atmosphäre seiner Landsleute, die je nach ihrem Ursprungslande, Abstammung und Muttersprache leidenschaftlich mit der einen oder anderen kriegführenden Partei fühlten und wenigstens im Privatverkehr für oder gegen sie eintreten mußten. Der Präsident aber selbst verstieß als erster gegen diese theoretische Übertreibung der neutralen, das heißt unparteiischen Gesinnung und Haltung, denn er war infolge seiner schottischen Abstammung, ausschließlichen Kenntnis der englischen Sprache und Literatur, seiner demokratischen Vorurteile gegen die militärischen Monarchen Europas durchaus zugunsten der Alliierten voreingenommen. Dies trat auch sehr bald in dem verschiedenen Tone seiner Reklamationen zutage. Gegen die Alliierten sehen wir nur Milde und Zurückhaltung, gegen die Deutschen Schroffheit und Drohungen. Die Seeübergriffe der britischen Flotte, welche den amerikanischen sowie den ganzen neutralen Handel paralysierten, wurden im Herbste 1914 zum Gegenstand eines Protestes gemacht. Obwohl Sir Edward Grey durch Monate denselben nicht einmal einer Antwort würdigte, konnte sich das State-Departement nicht zu eindringlicheren Schritten entschließen. Hingegen war die erste „Lusitania"-Note so gut wie ein, allerdings unbefristetes, Ultimatum. Die Deutschen machten mit Recht geltend, daß die „Lusitania" trotz aller Ableugnungen eine große Ladung von Munition mit sich führte und daher nach den Regeln des Völkerrechtes als ein Hilfskriegsschiff, als ein Schiff der feindlichen Kriegsflotte betrachtet und behandelt werden konnte. Diese Behauptung stellte sich nach Jahren, anläßlich der Prozesse gegen die die Entschädigung verweigernden Versicherungsgesellschaften, als richtig und den Tatsachen entsprechend heraus. Vom reinen Völkerrechtsstandpunkt

konnte die Versenkung der „Lusitania" vertreten werden. Allerdings vom Gesichtspunkte der Humanität und Opportunität war die Tat nicht genug zu verdammen und wurde für den späteren Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg von verhängnisvoller Bedeutung. Damals fegte ein Sturm der Entrüstung und des Entsetzens über die „teutonische (sic) Unmenschlichkeit" durch das Land, so daß es sicher das Verdienst von Wilson und Bryan ist, wenn sie, trotz der maßlos erhitzten Leidenschaften, allmählich doch die diplomatische Korrespondenz in ein ruhiges Fahrwasser lenkten und den Bruch wegen des krassesten Falles der Versenkung vermieden. Nicht dieses Einlenken Wilsons, der in seiner zweiten und dritten „Lusitania"-Note immer zurückhaltender und mäßiger wurde, da er offenbar eine friedliche Lösung des Konfliktes wünschte, sondern sein schwaches, lendenlahmes Vorgehen gegen die maßlosen Eigenmächtigkeiten und Seeübergriffe der Alliierten muß ihm vorgeworfen werden. Der naheliegende Einwurf, die Vereinigten Staaten hätten so gut wie keine gegenüber der britischen in Betracht kommende Flotte gehabt, ein energisches Auftreten gegen die englische Regierung wäre daher ohne Sanktion geblieben, ist nämlich nicht stichhaltig. Wilson hatte genügende Pressionsmittel in seinen Händen, um ein wenigstens teilweises Einlenken im Seekriege der Alliierten zu erzwingen. Er brauchte nur ein Ausfuhrverbot auf Waffen, Munition und Kriegsbedarf zu erlassen, wozu er durch Resolution des Repräsentantenhauses im Juli 1916 auf eigenes Verlangen ausdrücklich ermächtigt worden war, und der englische Widerstand wäre zusammengebrochen. Allein dadurch wäre die eben einsetzende Hochkonjunktur der amerikanischen Industrie, die sich mit Riesengewinnen auf Kriegsindustrien umgestellt hatte, zum jähen Stillstande gekommen. Von den beiden Schlagworten seines Wahlprogrammes „Peace — prosperity" wäre das zweite, das eben seiner Verwirklichung nahte, nicht nur unerfüllt geblieben, sondern die im Jahre 1914 vor Kriegsausbruch bestehende schwere

industrielle Krise wäre noch verschärft worden. In Philadelphia allein, einer Stadt mit damals einer Million Einwohnern, gab es noch im Frühjahr 1915, nach einem Konsularberichte, 100.000 Arbeitslose.

Ich muß zugeben, die Stellung Wilsons war eine schwierige. Das eigene Volk in seiner großen Mehrheit, durch Ursprung, Sprache und Kulturgemeinschaft, anglophil und durch mächtige Interessen an den Sieg der Alliierten gebunden; hingegen nur die Deutsch- und Irisch-Amerikaner, ferner die Staaten mit starkem skandinavischen Einschlag den Zentralmächten freundlich gesinnt. Im Osten, in Neu-England, dem Sitze der großen Trusts, waren unsere Anhänger eine verschwindende Minderheit. Die oberen Vierhundert, alle sozial führenden Stände, die Universitäten traten einmütig für die Alliierten ein, welche ja auch über alle Kabeln, die großen Zeitungen, den ganzen Nachrichtendienst verfügten. Dazu kam die perfide, aber außerordentlich geschickte Propaganda der Alliierten unter Führung Northcliff's. Allen diesen Einflüssen blieb Wilson — vielleicht unbewußt — trotz seiner Isolierung nicht fremd. Man kann ihm dies auch kaum übelnehmen. Wohl aber war sein Manifest mit dem unausführbaren Wunsche innerer Gefühlsunparteilichkeit ein Ausfluß seiner puritanischen Hypokrisie, die niemanden sympathisch berühren konnte. Wie läßt sich denn auch dieses Postulat unparteiischen Verhaltens mit seiner Entschließung vereinbaren, wonach wir, die wir von allen Kabeln abgeschnitten waren, die drahtlose Telegraphie nur in claris und unter amerikanischer Zensur benützen durften. Mr. Lansing vertrat diese ganz unneutrale Vorgangsweise mit der Motivierung, der Verlust der Kabel wäre die logische Folge der Seebeherrschung durch die Alliierten. Diese Ungleichheit auszugleichen, dazu sei keine neutrale Macht berechtigt. Hingegen sei die Gefahr vorhanden gewesen, daß wir durch drahtlose Telegramme die deutschen Behörden vom Auslaufen von Dampfern verständigten und dieselben der Gefahr der Torpedierung aussetzten.

Diese Argumentation überzeugt wohl niemanden. Ebenso parteiisch verhielt sich Wilson in der Frage der Bewaffnung von Handelsdampfern. Die demokratische Mehrheit des Kongresses war für das von den Zentralmächten verlangte Verbot der Bewaffnung der Handelsdampfer, so daß die vom 1. März an angedrohte Versenkung derselben durch die deutschen Unterseeboote ohne frühere Anrufung hätte vermieden werden können. Obwohl nun Lansing Journalisten und Diplomaten die Gewährung dieser Konzession an Deutschland schon verkündet hatte, widerrief plötzlich Wilson alles und erklärte in einer Botschaft an den Kongreß, die Ehre der Vereinigten Staaten sei damit innig verknüpft, daß die bestehenden völkerrechtlichen Bestimmungen bezüglich Bewaffnung von Handelsdampfern nicht einseitig abgeändert würden. Bezeichnend ist es, daß nach den amerikanischen Gesetzen die eigenen Handelsdampfer nicht berechtigt waren, auf Deck Kanonen aufzustellen, und daß Wilson die Ermächtigung hierzu im Februar 1917 durch eine Verordnung erteilte, obwohl sein Vorschlag hierzu im Senate durch Obstruktion gefallen war. Aber hier tritt uns wieder dieselbe Hypokrisie entgegen, da das State-Department anderseits bei der Verletzung der wichtigsten Regeln des Seekriegsrechtes durch die Engländer, wie die ungemessene Ausdehnung des Begriffes der Konterbande oder Verkündigung einer Papierblockade, sich mit einem schwachen Proteste begnügte.

Wie weit sich Wilson während des Krieges von der von ihm als Pflicht eines jeden amerikanischen Bürgers definierten Unparteilichkeit entfernte und in jeglicher Weise die Sache der Alliierten förderte, erhellt unwiderleglich aus folgenden Ausführungen des Professors Seymour, Herausgebers der „Intimate Papers" des Colonel House (II. Band, Seite 261). Danach vergaßen die Alliierten, welche sich bitter darüber beklagten, daß die Vereinigten Staaten noch immer nicht in den Krieg eingetreten seien, einfach die Unterstützung, welche die Ententemächte seitens der Ver-

einigten Staaten Amerikas erhalten hatten. „Durch die um ein weniges striktere Interpretation der Pflichten der Neutralen hätte Präsident Wilson die Aufnahme der ungeheuren Anlehen und die Lieferung von Kriegsmunition verhindern können. Immerhin hatte er das Berliner Kabinett gezwungen, den Unterseebootkrieg den von ihm aufgestellten Grundsätzen anzupassen und die Schiffahrt der Alliierten dadurch geschützt. Es wäre ein leichtes für Wilson gewesen, Repressalien anzuordnen, welche sofort vom Kongresse genehmigt worden wären, welcher durchaus nicht von den Alliierten günstigen Gefühlen beseelt wäre." Ein Embargo auf Munition wurde im Kongresse wiederholt verlangt. Aber die Übergriffe der Alliierten mußten erst jedes Maß übersteigen, den ganzen neutralen Handel knebeln, die Londoner Deklaration mit ihren Garantien ganz über Bord werfen, den Postverkehr zwischen Neutralen kontrollieren und endlich durch die Veröffentlichung einer schwarzen Liste 50 amerikanische Firmen wegen angeblich feindlicher Geschäftspartner dem Ruin nahebringen, bevor sich Wilson im Juli 1916 entschloß, vom Kongreß die Ermächtigung zu Repressalien gegen die Alliierten zu verlangen. Aber auch dann kam es nicht zum Verbote der Waffen- und Munitionseinfuhr. Dafür sorgte vor allem House, der den Präsidenten warnte, diese Maßregel würde zum Abbruch der Beziehungen und endlich zum Kriege mit den Alliierten führen. Dazu waren allerdings die Vereinigten Staaten nicht gerüstet und erst später ließ sich Wilson von House bewegen, ein ungeheures Schiffsbauprogramm votieren zu lassen, welches das Prinzip der Parität mit der britischen Flotte verwirklichen sollte. Allein in den Augen des Mr. House war diese Rüstung in erster Linie dazu bestimmt, den Vereinigten Staaten die Möglichkeit zu geben, auf die Friedensverhandlungen entscheidenden Einfluß zu üben und die von ihm und Wilson ins Auge gefaßte Friedensorganisation zu sichern. Sollte die amerikanische Union nicht imstande sein, neutral zu bleiben, so war, nach der Überzeugung des Ratgebers

Wilsons, der richtige Platz an der Seite der Alliierten, behufs Niederringung des deutschen Militarismus und der angeblichen Weltherrschaftspläne des Kaisers. Beide, Wilson und House, standen mit ihren vollständigen Sympathien auf seiten der demokratisch regierten alliierten Länder und fürchteten, im Falle eines deutschen Sieges, die Notwendigkeit, ein starkes, permanentes Landheer zur Abwehr möglicher deutscher Übergriffe ins Leben zu rufen und zu erhalten.

Die zwei Hauptfehler Wilsons lassen sich also definieren: 1. als doktrinäre, weltfremde Anlage, Prinzipienreiterei ohne Rücksichtnahme auf Realitäten, auf das Erreichbare und deren logische Folge, starres Festhalten an vorgefaßten Meinungen sowie freiwillige Isolierung behufs Vermeidung selbst berechtigter Einflüsse. 2. Eine weitgehende Entschlußlosigkeit, ein langes Schwanken und Zögern mit der Setzung der Tat, nachdem er sie längst in tönenden Worten verkündet. Er war eben ein Meister des Wortes, der Formulierung, die allerdings, ähnlich wie seinerzeit bei Gladstone, nicht immer durch Klarheit und Präzision glänzte, sondern in ihrer sehr abstrakten Fassung verschiedene Deutung zuließ, was leider auch von einigen seiner 14 Punkte gilt. Man hatte manchmal das Gefühl, daß Wilson eine formvollendete Rede oder Botschaft an den Kongreß bereits als erfolgreiche Lösung der Frage ansah, über die er sich doch nur in prinzipieller Weise geäußert hatte.

Am unfähigsten zeigte er sich bei Behandlung der Frage der Wahl Huertas zum mexikanischen Präsidenten, gegen den, als Halbindianer, er eine unüberwindliche Abneigung hegte. Hier hatte Wilson sich angeblich den Standpunkt einer früheren Kongreßresolution zu eigen gemacht, wonach die Vereinigten Staaten in Zentralamerika keine Regierung, keinen Präsidenten anerkennen würden, die in gewaltsamer Weise durch Revolution zur Herrschaft gelangt waren und nicht auf dem Volkswillen beruhten. Nun war aber von jeher in Mexiko der Präsident durch einen ge-

waltsamen, meist mit Blutvergießen verbundenen Umsturz emporgekommen und die Wahlen waren doch nur eine unter militärischem Drucke abgespielte Komödie. Obwohl nun Huerta den größten Teil Mexikos faktisch beherrschte, während die beiden Rivalen Carranza und Villa, ein grausamer Bandenführer, nur einzelne Provinzen besetzt hielten, verweigerte Wilson, ungleich anderen Großmächten, Huerta die Anerkennung, da letzterem die Anstiftung des Mordes des Finanzministers Gustavo Madera ohne zwingenden Beweis vorgeworfen wurde. Wilson prägte damals die vielverlachte Formel „watchful waiting", hielt sich jedoch nicht daran, denn er veranlaßte zwei verlustreiche militärische Interventionen in Mexiko. Die erste Expedition nach Verakruz wurde unter ganz nichtigen Vorwänden der Mißachtung amerikanischer Ansprüche in Tampico unternommen. In Wirklichkeit war der Zweck der, einen deutschen Dampfer zu verhindern, mit Waffen und Munition für Huerta zu landen. Die amerikanischen Truppen verließen nach einiger Zeit wieder Verakruz, ohne die angestrebte Genugtuung der Begrüßung des Sternenbanners erreicht zu haben. Die zweite Expedition wurde gegen den Banditen Villa durch eine mobile Kavalleriebrigade höchst leichtsinnig von Texas aus unternommen. Sie endete noch kläglicher als jene von Verakruz, denn durch die Guerillabanden wurden die Verbindungen mit der Grenze abgeschnitten und das Expeditionskorps mußte wegen Lebensmittelmangel nach verlustreichen Kämpfen nach Texas zurück. Allein das Gewicht des großen Nachbarreiches, das Ausfuhrverbot auf Waffen und Munition, die Zurückziehung der amerikanischen Kredite genügten, um auf die Dauer Huertas Stellung unhaltbar zu machen. Als auch Sir Edward Grey Huerta fallen ließ, konnte endlich auf einer Konferenz der A. B. C.-Mächte in Niagara-Falls (Kanada) Carranza als rechtmäßiger Präsident anerkannt werden. Der durch Wilson verlängerte Bürgerkrieg hatte aber bedeutende amerikanische Interessen in Mexiko beträchtlich geschädigt.

Der unversöhnliche Haß Wilsons gegen Huerta war erst befriedigt, als letzterer, der nach seiner Absetzung nach den Vereinigten Staaten flüchtete, der Verschwörung gegen einen befreundeten Staat (Mexiko?) angeklagt, in einem militärischen Kerker starb.

Zum Glück für Wilson stand ihm aber ein Mann treu zur Seite, der einzig in seiner Art, selbstlos, weder Ehren noch Ämter anstrebend, seinen Ehrgeiz daransetzte, Wilson zu beraten, zu helfen und gewissermaßen zu ergänzen. Es ist dies Mr. House oder Colonel House, wie er gewöhnlich in Europa genannt wird, obwohl er nie in der Armee gedient und sich selbst auch nicht Oberst House nennt. Er hatte nämlich gerade alle jene Eigenschaften, die Wilson fehlten, große Menschenkenntnis und außerordentlich angenehme Umgangsformen; eher reserviert als gesprächig, flößte er doch großes Vertrauen durch seinen Takt, seine Diskretion und seltene Gabe der Menschenbehandlung ein. Mr. House stammte aus Texas, wo er als Farmer, Industrieller und Bankier schon im Besitze eines mittleren Vermögens, sich praktische Kenntnisse im Wirtschaftsleben erworben hatte. Bald bewährte er sich als politischer Organisator, der, ohne offizielle Stellung, die Wahl dreier aufeinanderfolgender Gouverneure seines Staates Texas leitete und durchsetzte. Schon sehr früh war er beflissen, einen passenden demokratischen Kandidaten für die Präsidentenwahl von 1912 zu finden und nachdem Bryan, der dreimal durchgefallene Kandidat seiner Partei, nicht mehr in Betracht kam, verfiel er auf Wilson, der sich soeben als „Reformer" in New Jersey seine Sporen verdient hatte. Bald verband eine intime Freundschaft die beiden so ungleichen Männer. Wilson setzte unbedingtes Vertrauen in die Menschenkenntnis und das organisatorische Talent seines neuen Freundes. Es gelang House, bei der demokratischen Nationalkonvention Bryan für Wilson zu gewinnen und so dessen Wahl zu sichern. Die meisten Minister wurden nach dem Rate des Mr. House ernannt, dessen Auswahl sich im großen und ganzen bewährte. Er selbst lehnte aber jede Bekleidung einer offiziellen

Stellung ab, die ihn ja auch in zu ausschließlicher Weise in Anspruch genommen hätte; er wollte hinter den Kulissen bleiben, aber desto mehr Einfluß auf den Gang nicht nur der Administration, sondern auch auf die Ernennungen und auf die Gesetzgebung ausüben. Das Bewußtsein großer Machtfülle und entscheidenden Einflusses auf das Staatsoberhaupt genügte ihm. Da Wilson schwer zugänglich war, so wendeten sich alle unzufriedenen Stellenwerber oder Bittsteller an ihn. House erhielt bald den Titel „Silent Partner", später in etwas ironischem Sinne „the Assistant President". Im diplomatischen Korps wurde er „Père Joseph" genannt. Da wir Diplomaten in keinem persönlichen Verkehr mit Wilson standen und ohne offiziellen Auftrag nur schwer um eine Audienz ansuchen konnten, so war House das willkommene Sprachrohr für Botschaften oder Mitteilungen, die für den Präsidenten bestimmt waren. House hielt darauf, mit den Vertretern der Großmächte persönliche Verbindungen anzuknüpfen und auch zu pflegen, wie er selbst in seinen „Intimate Papers" bezeugt. Wir trafen uns öfter im Sommer 1913 und 1914 an der Northshore, unweit Boston, wo wir beide Villen gemietet hatten. Einmal lud er mich ein, der dortigen alljährlichen, internationalen Regatta auf einem größeren Regierungskutter mit ihm beizuwohnen. Nach einem vorzüglichen Lunch an Bord desselben gestanden wir uns, daß für den Nichtsegler die Zeit zwischen Start und Ankunft der Segelschiffe sehr langsam vergehe, und beschlossen, zusammen ans Land zu gehen. Mr. House machte mich darauf aufmerksam, daß der Kutter die mir gebührenden Salutschüsse abgeben würde, und ersuchte mich, in der kleinen Dampfbarkasse aufzustehen und zu grüßen. Ich folgte diesem Wunsche; kaum war ich aufgestanden, als unmittelbar über mir die Kanonen dröhnten und mich der Luftdruck meiner ganzen Länge nach in der Barkasse hinstreckte. Der äußere Effekt war verloren, aber wir lachten doch beide herzlich über den programmwidrigen Zwischenfall. House fragte mich mehr als einmal, wann, nach meiner Ansicht, der richtige Augen-

blick für die Friedensvermittlung des Präsidenten gekommen wäre. Ich erwiderte „sofort", falls kein größerer Erfolg auf der einen oder der anderen Seite die Friedensbereitschaft der im Vorteile befindlichen Gruppe für den Augenblick ausschließe.

Anläßlich eines Besuches, den ich Mr. House im Sommer 1914 abstattete, kamen wir auf das Ultimatum des Grafen Berchtold Serbien gegenüber zu sprechen. Ich erklärte ihm, daß alle Legenden von unserem Wunsche, nach Saloniki vorzudringen, der erhitzten Phantasie der serbischen Patrioten und russischer panslawistischer Wühler entstammten. Hätte doch Graf Aehrenthal anläßlich der Annexion von Bosnien die militärische Okkupation des Sandschaks von Novi-Bazar aufgegeben, das als ein vorgeschobener Posten für den Vormarsch nach dem Süden angesehen wurde. Wir verfolgten seit Jahrzehnten nur handelspolitische Ziele in Serbien, während Rußland eine reine Prestigepolitik, gegründet auf Gemeinsamkeit der Rasse und der Religion, führte. Die offizielle russische Politik hätte immer äußerlich den Schein gewahrt, den Status quo auf der Balkanhalbinsel erhalten zu wollen; allein jeder russische Konsul und Gesandte, auch Tscharykoff, mit dem ich doch im Jahre 1903 die besten Beziehungen in Belgrad pflegte, vor allem aber Hartig, hätten sich als Protektoren der serbischen Ausbreitungsgelüste gefühlt und stets gegen uns gehetzt. Unsere südslawischen Provinzen wären durch diese destruktive Agitation in gefährlicher Weise aufgewühlt worden, so daß eine energische Remedur unvermeidlich wäre.

Ohne von der so richtigen anfänglichen Stellung des Grafen Tisza zu wissen, gebrauchte ich ganz ähnliche Argumente wie er, die gegen das Ultimatum und das mit demselben verbundene Risiko sprachen. Ich betonte insbesondere, daß die Angliederung von neuen, serbischen Distrikten an Ungarn von letzterem auf keinen Fall zugelassen würde; ich erklärte sodann ganz offen, daß ich diesen gefährlichen Schritt nicht begreife; aber nicht etwa deswegen, weil er die Souveränität Serbiens mißachtet hätte, son-

dern aus Gründen der politischen Opportunität. Denn entweder die Serben nahmen das Ultimatum an; dann wäre alles beim alten geblieben, da sie, wie immer bisher, sicher keine einzige der ihnen auferlegten dauernden Verpflichtungen erfüllt hätten und der Stachel der erlittenen Demütigung zurückgeblieben wäre; oder aber sie wiesen die Bedingungen ganz oder teilweise zurück. Dann müßten sie den nötigen Rückhalt an Rußland gefunden haben, womit die Gefahr der Erweiterung des Konflikts und des Weltkrieges heraufbeschworen wäre. Mr. House schrieb hierüber einen Brief an Wilson, der nach mehr denn zehn Jahren in den „Intimate Papers" erschien und worin er mich als sehr indiskret schilderte, „er hätte mich reden lassen, sei ganz still geblieben und habe alles erfahren, was er wollte". Ich veröffentlichte hierüber eine Erklärung in den amerikanischen Zeitungen, worin ich Mr. House dafür ironisch dankte, daß er alles „Indiskrete", was ich gesagt, an Wilson weitergegeben hatte, denn damit hatte er meinem Wunsch entsprochen. Ich legte nämlich Gewicht darauf, daß man mich im Weißen Hause nicht für einen chauvinistischen Drauflosgeher halte. Mr. House, der meine Erwiderung gelesen, war ritterlich genug, mir in einem Privatbrief seine höfliche Entschuldigung zu übermitteln, womit die Angelegenheit erledigt erscheint.

Mr. House war es auch, der mir, als eine starke Agitation behufs Erwirkung eines Waffen- und Munitionsausfuhrverbotes von den uns günstigen Kreisen ausging, versicherte, der Präsident könnte nie diesen Schritt gutheißen. Die Vereinigten Staaten hätten selbst kein stehendes Heer und nur für die kleine aktive Armee von 120.000 bis 130.000 Mann das nötige Kriegsmaterial. Im Falle des plötzlichen Ausbruches eines Krieges müßten sie imstande sein, auf die Rüstungsbestände, Waffen, Munition usw., neutraler Staaten zu greifen, bis sich die eigene Industrie umgestellt hätte. Amerika müsse aber als neutraler Staat andere kriegführende Staaten mit Kriegsbedarf beliefern, um im Notfalle selbst belie-

fert zu werden. Auf keinen Fall könnten sich die Vereinigten Staaten diese Quelle durch einseitige nunmehrige Verfügung des Embargo auf Kriegsbedarf verschütten.

Eine sehr interessante Initiative ergriff „Père Joseph" in der Frage von Panamerika. Hier schwebte ihm die Schaffung einer Art „Völkerbundes" vor, der an Stelle des vagen, der Monroedoktrin entspringenden Protektorats der Vereinigten Staaten Amerikas die Kooperation aller amerikanischen Staaten gesetzt hätte. Er hatte das Verbot gegenseitiger Aggression und Garantie des Gebietsstandes, sowie der politischen Unabhängigkeit der Staaten ins Auge gefaßt, der später die Abrüstung folgen sollte. Man sieht hier schon im Keime den Pakt des Völkerbundes, dessen Idee ja durchaus nicht auf Wilson allein zurückgeht, sondern als geistiges Eigentum vieler Friedensfreunde jener Zeit gelten muß. Argentinien und Brasilien waren zum Eintritt in den projektierten Bund bereit; aber Chile, das über die beste Flotte verfügte, wollte auf diese seine Überlegenheit nicht verzichten. House fuhr damals nach Europa, Bryan brachte der Idee nicht das genügende Verständnis entgegen, so daß sie fallengelassen wurde.

House wendete sich schon sehr früh dem Felde der auswärtigen Politik zu, auf dem Wilson infolge seiner völligen Unkenntnis der europäischen Dinge ziemlich hilflos dastand. Im Frühjahr 1914 hatte House instinktartig das Vorgefühl des nahen Weltkonflikts. Er fuhr ohne offizielle Stellung über das Meer zu seinem „Großen Wagnis", wie er es selbst nannte. Er hatte den großzügigen Gedanken, eine Annäherung zwischen seinem Lande und den drei führenden Großmächten Europas durch eine Kooperation auf kolonisatorischem Gebiete herbeizuführen, welcher die einverständliche Abrüstung zu Land und zur See folgen sollte. Die Vereinigten Staaten sollten die engherzige Auffassung der Monroedoktrin, wonach auf dem ganzen amerikanischen Kontinent jede Kolonisierung durch europäische Mächte ausgeschlossen war, auf-

geben. Die unbewohnten Gebiete von Südamerika sollten insbesondere deutscher Besiedlung offenstehen, aber auch Afrika sollte in Frage kommen. Alle vier Großmächte hätten die nötigen Kapitalien aufzubringen, um zu billigen Zinsen den zu gründenden Kolonialgesellschaften die nötigen Summen zur Verfügung zu stellen. Durch diese finanzielle und kolonisatorische Mitarbeit sollten die vorhandenen Gegensätze gemildert, gegenseitiges Vertrauen eingeflößt und die allgemeine Abrüstung in die Wege geleitet werden. Man sieht, House hatte eine positiv aufbauende Einbildungskraft und originelle Gedanken. Er wurde auch in Potsdam von Kaiser Wilhelm inmitten eines militärischen Festes empfangen, dem er seine Anregung unterbreitete. Von der militärisch-aggressiven Atmosphäre in Deutschland entsetzt, brachte er seine Pläne auch in Paris und London vor, fand aber nur kühle Aufnahme für dieselben. Übrigens war der Mord von Sarajevo der Auftakt zum Weltkrieg. Knapp vor dessen Ausbruch war House nach Amerika zurückgekehrt.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf das ungemein intensive, vielseitige Eingreifen von House in die amerikanische äußere Politik eingehen. Er blieb der treue Inspirator, Berater und auch Handlanger Wilsons. Dieser war oft in Abwesenheit seiner männlichen Egeria recht unglücklich in der Ausführung seiner Entschließungen sowie dem Wortlaute seiner Enunziationen, ja selbst der offiziellen Noten des Staatsdepartements, die von House sonst regelmäßig kontrolliert und oft ausgebessert wurden. Letzterer blieb namentlich das Hauptsprachrohr für die Botschafter Deutschlands und Großbritanniens gegenüber Wilson — Graf Bernstorff war in ständigem intimen Kontakt mit Mr. House. Der Inhalt jeder Note oder Antwort des Deutschen Auswärtigen Amtes betreffend den Lusitaniakonflikt und später anläßlich der Versenkung des Arabic und des Sussex, wobei 80 Nichtkombattanten ertranken, war zuvor gemeinsam von Bernstorff und House vereinbart worden. Letzterer unterrichtete immer den Botschaf-

ter von dem Mindestmaß an Konzessionen oder deutschen Zusicherungen, welche den oft imminenten Abbruch der diplomatischen Beziehungen gerade noch vermeiden ließen. Beide Männer arbeiteten mit unendlicher Geduld und Ausdauer, getragen von gegenseitigem Vertrauen; und nur dieser loyalen Kooperation ist es zu verdanken, daß, trotz der vielen Zwischenfälle, die Vereinigten Staaten bis zum Frühjahr 1917, also durch zweidreiviertel Jahre, nicht in die Reihe unserer Gegner eintraten. Beide Männer hofften immer wieder auf die Möglichkeit einer Friedensvermittlung durch Wilson, dessen Unentschlossenheit und ewiges Zagen, auch nach seiner Wiederwahl im November 1916, jedoch alle diese Hoffnungen zuschanden machte. Falls er wirklich den Frieden wollte, so hätte er eben die Meditation selbst dann versuchen müssen, wenn ihr Gelingen nicht sicher war. Denn sobald Friedensbereitschaft auf beiden Seiten überwog, war seine Vermittlung nicht mehr die einzig mögliche. Jede europäische neutrale Macht hätte ja dann die Fäden zwischen den beiden sich bekämpfenden Gruppen knüpfen können. Wilson aber wollte nur den Frieden, wenn er durch ihn kam. Die vermittelnde Note des Papstes verstimmte ihn tief, denn er wollte ja als der einzige, große Friedensspender, der Retter der Menschheit erscheinen, der Messias, den noch Generationen als ihren Wohltäter preisen würden. Er wollte aber auch einen die Zentralmächte zur Ohnmacht verurteilenden Frieden zugunsten der Alliierten, statt das große Gewicht der Vereinigten Staaten für einen Verständigungs- und Ausgleichsfrieden einzusetzen. Hätte sich Wilson das Beispiel Roosevelts bei Abschluß des Friedens von Portsmouth, zu dem dieser die Japaner durch Hochdruck bewog, zu Herzen genommen, so hätte er schon durch Androhung des Ausfuhrverbotes auf Waffen, Munition und Kriegsbedarf ein Einlenken der Alliierten erzwingen können. Er tat es nicht, weil er den vollständigen Sieg der Alliierten wünschte und selbst längst aufgehört hatte, neutral zu sein.

In einer Hinsicht muß ich allerdings Wilson Gerechtigkeit wider-

fahren lassen. Er hatte viel größere Gewissensbedenken, selbst gegen den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland als House, welche sofort nach der Versenkung der Sussex hierfür plädiert hatte, aber damals dem Widerstande Wilsons begegnete. House, der während des Krieges zweimal nach Europa fuhr und mit den englischen Ministern im engsten Gedankenaustausch stand, schien der Ansicht zuzuneigen, daß der Krieg zwischen Deutschland und Amerika infolge der grausamen Seekriegsführung der Deutschen nicht zu vermeiden sei; ein früheres Eingreifen der Nordamerikanischen Union auf seiten der Alliierten könnte den Krieg nur verkürzen und wäre daher die humanste Vorgangsweise. Daraus allein läßt sich sein Mediationsplan erklären. Im Jahre 1916 hatte House mit Grey als Basis des Friedens die Räumung der besetzten Gebiete durch die Deutschen, volle Entschädigung an Belgien und Abtretung des ganzen linken Rheinufers vereinbart, wogegen England das Prinzip der Freiheit der Meere, das heißt der Nichtwegnahme der feindlichen Waren und Schiffe und des Verzichtes auf eine Hungerblockade anzunehmen hätte. Auch die Herstellung einer Friedensorganisation, welche dem Völkerbunde präludierte, wurde ins Auge gefaßt. Allein weder die Zentralmächte, deren Kriegslage im Jahre 1916 auf dem Kontinent günstig stand, noch die Alliierten, welche ihr Hauptkriegsmittel, die Blockade, nicht aufgeben konnten, waren zu solchen Zugeständnissen bereit. Charakteristisch für Houses anglophile Gesinnung war dabei, daß er die Annahme dieser schweren Bedingungen durch die Zentralmächte erzwingen wollte; denn in dem von Grey entworfenen Memorandum, welches Wilson zur Unterschrift vorgelegt wurde, hätten die Vereinigten Staaten sich verpflichtet, im Falle der Nichtannahme durch Deutschland in den Krieg einzutreten. Hier schreckte aber Wilson vor der schweren Verantwortung zurück und wich einer positiven Verpflichtung durch Einschaltung des einzigen Wortes „wahrscheinlich" aus. Grey indessen schob die Franzosen vor, welche als am schwersten

geprüftes Volk in erster Linie berufen wären, um Wilsons Friedensvermittlung anzusuchen. Der französische Botschafter Jusserand, diskret sondiert, wollte aber nicht einmal den Gedanken der Mediation gutheißen. Auf beiden kriegführenden Seiten war die Situation im Jahre 1916 für ernste Friedensverhandlungen nicht reif.

Das jahrelange Zusammenwirken von Wilson und House, dessen Dienste unschätzbar, ja unentbehrlich waren, da er die konstitutionellen Fehler und auch Schwächen seines Partners durch taktvolles, diplomatisches Eingreifen, seinen diskreten Rat, Initiative und stete Fühlungnahme mit allen maßgebenden Personen des In- und Auslandes gewissermaßen kompensierte, steht in der Geschichte wohl einzig da. Diese engen Beziehungen dauerten noch während der ersten Hälfte der langwierigen, internen Friedensverhandlungen von Paris. House war dritter Bevollmächtigter und vertrat auch den Präsidenten während der kurzen Reise desselben nach Washington im März 1918. Er scheint nun, nach Ansicht Wilsons, dessen Nerven allerdings durch den langen Kampf um den Völkerbund und den unerwarteten Widerstand des Senats überreizt waren, sich den Intentionen des Präsidenten nicht ganz angepaßt zu haben. Jedenfalls erkaltete seitdem sichtlich das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Männern bis zur allmählichen völligen Entfremdung. Die Frage, was Mr. House im Jahre 1925 mit der Veröffentlichung seiner „Intimate Papers", worin aber nicht ein einziger Brief Wilsons an ihn enthalten ist, beabsichtigte, kann ich nicht eindeutig beantworten. Es ist gewiß, daß ein Mann, der, jedem äußeren Schein abhold, auf Amt und Würden verzichtete und nur wirklichen Einfluß und Macht für das Beste seines Volkes auszuüben wünschte, nicht von der Absicht geleitet sein konnte, sich selbst in greller Beleuchtung zu verherrlichen. Wahrscheinlich ist es, daß er seinem verstorbenen und vielfach angefeindeten Freunde ein ehrendes Zeugnis hohen Gerechtigkeitssinnes, idealer Lebensauffassung und staatsmänni-

scher Begabung ausstellen wollte, abgesehen von dem großen Werte der Veröffentlichung als Geschichtsquelle. Wilson trat in der Tat mit fanatischem Eifer für die neue, ihm vorschwebende Ordnung ein, in der nicht nur gleiche Rechte, sondern auch gleiche Pflichten und die friedliche Zusammenarbeit der Völker, der kleinsten wie der größten, gesichert, militärische Allianzen ausgeschlossen sein sollten. Er betonte dabei, daß die Vereinigten Staaten eben durch ihre Größe und ihren Reichtum verpflichtet wären, der ganzen Menschheit ohne irgendwelche egoistische Bereicherungs- oder Vergrößerungsziele zu dienen. Wilson konnte bei seiner vollständigen Unkenntnis europäischer Verhältnisse nur die amerikanischen Zustände zum Ausgangspunkte seiner Weltbeglückungspläne machen. Er knüpfte an Lincolns Ausspruch: „Government of the people, by the people for the people" an, um zu verkünden:

I. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker: Die Regierung muß gegründet sein auf die Zustimmung der Regierten. Hier unterließ er es zu fragen, ob in Europa gewisse Völker überhaupt in der Lage wären, sich selbst zu regieren und ob nicht eine andere Staatsform als die demokratische einzig und allein ihrer niedrigen Kultur entspräche.

II. Die Verpflichtung, an einem Weltverbande zu gegenseitigem Schutze und Hilfe, kurz am Völkerbunde mitzuarbeiten.

Dies ist der Kernpunkt seiner vierzehn Punkte und der späteren vier Punkte, die noch in mehreren schöngeformten, aber etwas mystisch klingenden Reden ergänzt wurden. Mit diesem Rüstzeug ging er nach Paris zu den Friedensverhandlungen. Unbegreiflich ist, daß House schon im Jahre 1917, bei Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg, durch Balfour auf die geheimen Verträge mit Italien, Rußland, Rumänien usw. und deren territoriale Aufteilungsbestimmungen aufmerksam gemacht, denselben keine weitere Bedeutung beimaß. Er äußerte damals sogar die Ansicht, man verteile das Fell des Bären, bevor er erlegt worden sei, und

meldete Wilson nichts darüber. Letzterer ging also nach Paris, ohne von deren Inhalt genaue Kenntnis zu haben. Er war der irrigen Ansicht, die günstige, ja begeisterte Aufnahme, die sein ideales Programm bei den europäischen Völkern, insbesondere aber in liberalen und Arbeiterkreisen, gefunden, bürge dafür, daß etwaige geheime Abmachungen, die den offiziell verkündeten Kriegszielen der Alliierten widersprächen, sofort beiseite geschoben würden. In Paris erwartete ihn ein peinliches Erwachen aus seinen Illusionen. Allmählich erst wurden ihm die verschiedenen, geheimen Zugeständnisse bezüglich Ländererwerbungen bekannt. Statt der Unterhandlungen behufs Schaffung eines idealen, selbstlosen Friedensbundes sah er sich sofort inmitten eines Länderschachers ohnegleichen, aufgefordert, zur Verteilung der Beute sein Jawort zu geben. Er verweigerte zwar allen geheimen Abmachungen seine Zustimmung, aber dem allgemeinen Ansturm der großen und kleinen Sieger auf Länder- oder Kolonienerwerb konnte er allein auf die Dauer nicht widerstehen. Hier glaubte er nun, als einzige große Errungenschaft die Schöpfung seiner Friedensorganisation sichern zu müssen, welche die nötige „Elastizität" behufs Korrigierung der krassesten Ungerechtigkeiten und Mißgriffe in der Grenzziehung der Friedensverträge bieten sollte. Mit Aufwendung seiner ganzen Energie erzwang er gegenüber der geschlossenen Phalanx aller führenden Delegierten die Durchberatung des Völkerbundpaktes an erster Stelle in einer von ihm selbst präsidierten Kommission und die Aufnahme des Völkerbundpaktes an die Spitze aller Friedensverträge als deren integrierender Bestandteil. Dies ist sein unvergängliches Verdienst, wodurch er sich einen ehrenvollen Markstein in der Geschichte gesetzt und die Dankbarkeit der Nachwelt in höherem Maße als jene der Mitwelt sichern wird.

Denn der Völkerbund ist der einzige große Fortschritt, den der Weltkrieg gezeitigt und der mit Wilson's Namen eng verbunden bleibt.

Er ist die Methode friedlicher Streitschlichtung und in noch höherem Maße harmonischer Zusammenarbeit der Staaten und Völker auf allen Gebieten materieller Produktion und kulturellen Lebens. Er bietet den Rahmen regelmäßiger Zusammenkünfte der leitenden Staatsmänner, die durch persönlichen, wiederholten Kontakt sich nicht nur näher kennen lernen, sondern Vertrauen zueinander fassen und diesen Geist gegenseitigen Verstehens und guten Willens in ihren eigenen Staaten verbreiten. Ohne dieses durch den Völkerbund bedingte Treuverhältnis wären weder die Locarnoabmachungen noch der Kellogg-Pakt möglich geworden. Wenn wir den unsäglichen Greueln eines neuen, großen Krieges entgehen, so werden wir es nur der Friedensschöpfung Wilsons verdanken.

Ihm verdankt auch Deutschland die Erhaltung des linken Rheinufers, allerdings mit Lloyd Georges wirksamer Unterstützung, sowie die Verhinderung des Verlustes des vorwiegend deutschen Teiles von Schleswig. Manche Fehler beging Wilson infolge der vollständigen Unkenntnis der europäischen Verhältnisse und einseitiger Informierung durch seine sonst sehr tüchtigen Sachverständigen. Diesen standen ja auch meist nur von den verbündeten Mächten ausgehende Informationsquellen und parteiisch zusammengestellte, statistische Daten zur Verfügung. Wilson sprach immer von der Pflicht, die unterdrückten Völker zu befreien und ihnen Selbstregierung zu geben. Aber hatte er denn je Gelegenheit, sich zu überzeugen, ob und wieweit gerade jene Völker unterdrückt waren, die am lautesten ihre Klagen in Amerika vorbrachten? Waren die Tschechen, die Slowenen, die Italiener, die Rumänen in Österreich unterdrückt? Hatten sie nicht ihre Schulen, konnten sie nicht vor Gericht und vor den Verwaltungsbehörden sich ihrer Sprache bedienen? Die Tschechen hatten zahlreiche Stellen, selbst in den Ministerien in Wien und allen Behörden inne. Kein Schuldiener konnte an einer deutschen Schule in Böhmen angestellt werden, ohne daß sofort auch ein tschechi-

scher Schuldiener an einer tschechischen Lehranstalt untergebracht werden mußte. In Wahrheit waren die Tschechen auf der ganzen Linie in der Offensive, im Vorrücken, die Deutschen im Zurückweichen begriffen. Die schnellere Vermehrung durch größere Geburtenzahl der Tschechen hatte zur Folge, daß letztere in gewisse deutsche Industriebezirke Nordböhmens sehr rasch eindrangen und deren früher rein deutschen Charakter gefährdeten. Was endlich die materielle Lage der Tschechen in den letzten Jahren vor dem Kriege betrifft, so mußten sie selbst ihren ungeheuren Aufschwung zugeben. Gewisse Industrien, wie die Brauereien, waren vorzugsweise in tschechischen Händen. Von einer Bedrückung oder ungerechten Behandlung der Tschechen konnten nur die politischen Agitatoren, wie Kramař, Klofač usw., sprechen oder die von ihnen irregeleiteten Schriftsteller, wie René Pinon, Dechanel und Chéradame und die Deutschenhasser Buxton oder Wickham Steed*) schreiben.

Im italienischen Südtirol ging die Nationalitätenfreundlichkeit der österreichischen Regierung bis zur Schwäche. Eine Expositur der Statthalterei Innsbruck in Trient unter einem Hofrat war der administrative Mittelpunkt des ganz italienisch regierten Distrikts mit ausschließlich italienischen Schulen, italienischer Amts- und Gerichtssprache.

Was endlich die Polen in Galizien betrifft, so hatten sie dort einen Staat im Staate errichtet mit ausschließlich polnischer Unterrichts-, Verwaltungs- und Gerichtssprache, die so weit ging, daß selbst im Obersten Gerichtshofe ein polnischer Senat ins Leben gerufen werden mußte. Leider muß ich zugeben, daß die Polen den anderen slawischen Brüderstamm in Galizien, die Ruthenen, in jeder Weise bedrückten und ihnen nur widerstrebend den Gebrauch ihrer Sprache in Amt und Schule, und das im geringsten Maße, zugestanden. Einleuchtend ist es, daß bei der Vielsprachig-

*) „Prozeß der Diktatur." Herausgegeben von Otto Forst de Battaglia. Amalthea-Verlag.

keit Österreichs eine Sprache die allgemeine Verständigungssprache sein mußte, und zwar die deutsche, als die jenes Volksstammes, welcher als Kulturträger die Ostmark gegründet und den Kitt unseres Völkermosaiks bildete; die Sprache der Dynastie, des Heeres, der Beamten und der höheren führenden Klassen. Dies konnten aber die verschiedenen Nationalitäten nicht verwinden. Sie wollten selbst in Wien vollständige Gleichberechtigung für ihre Sprachen, und erreichten es, daß zum Schluß im Reichsrat Reden in sieben Sprachen gehalten wurden, so daß er zu einem babylonischen Turme herabgewürdigt wurde. In Wirklichkeit war Österreich das gelobte Land der Nationalitäten und nicht das Land der Unterdrückung derselben.

Wilson setzte auch immer die Völker im Gegensatz zu den Regierungen. Letztere verdächtigte er als nationalistisch, der Geheimdiplomatie, dem Länderschacher huldigend. Den Völkern, welche seine 14 Punkte bejubelten, versprach er Freiheit und Gerechtigkeit. Er hatte in einer seiner tönenden Enunziationen ausdrücklich erklärt, er hege keine Gefühle der Feindschaft gegen das deutsche Volk. Sein Land kämpfe gegen die militärische Diktatur und den angeblich die Weltherrschaft anstrebenden Imperialismus Deutschlands. Allgemein verstand man dies als Anspielung auf den Kaiser und dessen säbelrasselnde, unglückliche Reden. Der Kaiser wurde geopfert. Die deutsche Republik war berechtigt, auf Grund des Waffenstillstandes auf Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes ihres Volkes zu rechnen und die Zulassung von ehrlichen Volksabstimmungen im Elsaß, in Schlesien usw. zu erwarten. Die in der Weltgeschichte einzig dastehenden Friedensdiktate stellen einen direkten Treubruch Wilsons dar, den er selbst sicherlich schmerzlich empfinden mußte.

Als die deutschen Friedensdelegationen in ihrer ersten schriftlichen Gegenäußerung auf diesen Treubruch hinwiesen, hatte Clemenceau den Zynismus, sich auf die Zustimmung Wilsons zu den

Friedensbedingungen zu berufen, der sicher der kompetenteste Interpret der vierzehn Punkte wäre. Es gibt kaum eine grausamere Satire als die Zwangslage, in welche der noch vor kurzem so mächtige Präsident der Vereinigten Staaten in Versailles geraten war.

Die Entstehung des tschechischen Staates gleicht einem Wunder. Ohne Territorium, ohne Regierung und irgendeine tatsächlich ausgeübte Hoheitsgewalt gelang es Masaryk und Beneš, bloß auf Grund der verschwindend geringfügigen Leistungen der tschechischen Legionen, die Anerkennung als Kriegführende und Alliierte zu erwirken. Die vollständige Unkenntnis der Tatsachen und der Geographie bei Wilson und Briand waren die besten Bundesgenossen der Tschechen. Wilson war eben durch seinen Deutschenhaß verblendet und verfolgte vor allem das Ziel, die slawischen Staaten auf Kosten Deutschlands zu stärken.

Dieselbe Vorliebe für die Slawen und Feindschaft gegen alle deutschen Elemente zeigte er auch bei der Behandlung der Polen, während er Italien unbegreiflicherweise die 220.000 deutschen Süditaliener und eine noch größere Zahl von Slowenen ohne den geringsten Grund gegen den Rat seiner Experten opferte.

Die früher angeblich bedrückten Völker sind jetzt zu Staatsvölkern avanciert, welche ihre Minderheiten hundertmal mehr bedrücken und überdies wirtschaftlich zu schwächen oder sogar ganz zu entnationalisieren bestrebt sind.

So sieht die von Wilson mit soviel Emphase angekündigte Volksbeglückung aus. Diese tiefen Schatten verdunkeln leider nur zu sehr sein unvergängliches Verdienst und die Schaffung des Völkerbundes.

Seit Napoleon hatte wohl kein Mann eine solche überragende Stellung, eine solche anscheinend unwiderstehliche Machtfülle, ein solches moralisches Ansehen wie Wilson, als er im Triumphzuge in Paris, London und Rom einzog, umjubelt, angestaunt, bewundert und von allen Völkern als Retter empfangen. Doch die

einander widerstreitenden Aussprüche der Völker, die tausenderlei Forderungen jedweder Nation oder Nationalität, Konfession, Sekte, Vereinigung konnten nicht befriedigt werden. Auch die vierzehn Punkte waren manchmal unklar, vag gefaßt. Aber von einer bloß teilweisen Nichtbeachtung oder Umgehung der von Wilson verkündeten Prinzipien bis zur klaren, flagranten Verleugnung derselben ist ein weiter Weg, dessen Betretung durch Wilson tiefste Entmutigung und Bestürzung unter den besiegten Völkern auslösen mußte. Das traurige war, daß er Schritt für Schritt diese Prinzipien verteidigte, erst nach monatelangem Ringen mit dem Zyniker Clemenceau und Taktiker Lord George sich zu den ihm aufgedrungenen Lösungen verstand.

Ganz tragisch war aber der Schlag, der ihn im eigenen Lande traf. Sein Lieblingskind, der Völkerbund, für dessen Geburt er alle Kräfte eingesetzt und dem zuliebe er die größten Konzessionen auf Kosten der vierzehn Punkte gemacht hatte, sollte von dem amerikanischen Volke verleugnet werden. Es mag sein, daß er durch geschicktere Behandlung und Gewinnung der republikanischen Senatoren die nötige Zweidrittelmajorität im Senate sich hätte sichern können. Vielleicht hätte die Opposition des Senats, die zunächst nur eine persönliche oder parteipolitische war, vermieden werden können. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß *der ungerechte Friedensvertrag*, als er bekannt wurde, in den Vereinigten Staaten allgemeinen Tadel und Abweisung auslöste. Die *Verwerfung des Völkerbundpaktes* als eines integrierenden Bestandteiles der Friedensverträge ist auch auf die große Enttäuschung zurückzuführen, welche die für die idealen Ziele des Krieges gewonnenen Amerikaner durch den Länderschacher und die Demaskierung der imperialistischen Ansprüche der europäischen Mächte erlitten. Tragisch war Wilsons Fall von ungeahnter Höhe zur tiefsten Ungunst seines Volkes, das sich einmütig von Europa und dem Völkerbunde abwendete. Der kranke, gelähmte Wilson, vom Spott und Hohn der Presse verfolgt, von seiner eige-

nen Partei verlassen, bietet uns ein neues Beispiel von der Nähe des Tarpejischen Felsens zum Kapitol.

3.

Meine Begegnung mit Mr. Bryan

Bryan war zwar ein denkbar schlechter Staatssekretär, aber von allen Politikern, die ich in Amerika traf, als Mensch der sympathischeste. Er hatte in seinem ganzen Wesen, seiner Art, sich zu geben, etwas ungemein Offenes, Aufrichtiges und dabei natürliche Anmut und Würde. Scharfgeschnittene, ausdrucksvolle Züge, eine große, etwas volle Gestalt und eine wundervolle Baritonstimme nahmen schon bei der ersten Begegnung für ihn ein. Als Anhänger der Doppelwährung und unbeschränkten Silberprägung, die er in der Hoffnung auf höhere Preise der landwirtschaftlichen Produkte im Namen der Farmer mit Feuereifer verfocht, hatte er keinen durchschlagenden Erfolg. Während der langen republikanischen Herrschaft war er der ewig durchfallende, demokratische Präsidentschaftskandidat. Im Jahre 1912 konnte er in der demokratischen Delegiertenkonvention als Kandidat nicht mehr durchdringen. Namentlich auf Betreiben der durch Oberst House stramm organisierten Delegation des Südstaates Texas wurde die Kandidatur Wilsons aufgestellt, der als Neuling in der Politik („a dark horse") noch keine Zeit gehabt hatte, sich viele persönliche Feindschaften zuzuziehen. Bryan brachte ihm die ausschlaggebenden Stimmen seiner noch immer zahlreichen Anhänger gegen die Zusicherung des wichtigen Postens des Staatssekretärs in der kommenden Administration.

Als solchen lernte ich ihn im April 1913 in Washington kennen. Er berief kurze Zeit nach seinem Amtsantritte sämtliche fremde Missionschefs zu sich, um ihnen seine Vorschläge bezüglich des

Abschlusses von sogenannten Friedensverträgen auseinanderzusetzen. Sie gipfelten in der vorzunehmenden Wahl von ständigen Versöhnungskommissionen, bestehend aus je zwei Vertrauensmännern der Parteien und einem neutralen, einverständlich zu wählenden Vorsitzenden. Alle Streitfälle der kontrahierenden Staaten, welcher Natur immer, waren dieser Kommission zur Untersuchung und innerhalb einer nicht zu langen Frist zu erfolgenden Berichterstattung zu unterbreiten. Während dieser Zeit hatten die Waffen zu ruhen. Die vorgeschlagene Lösung sollte nicht bindend sein; aber jeder Staat hatte noch die Verpflichtung, drei oder sechs Monate zu warten, bevor er Feindseligkeiten beginnen durfte. Der Hauptzweck der Bryanschen Vorschläge ging also dahin, Zeit zu gewinnen, den erhitzten Gemütern und den aufwallenden Leidenschaften Gelegenheit zur Abkühlung zu geben, bis die Wogen nationaler Erregung sich geglättet hätten und die Erwägungen der Vernunft wieder zur Geltung kämen. Bryan schloß im Laufe des Jahres 1913 und 1914 zahlreiche Verträge dieser Art mit über 20 Staaten, darunter auch Frankreich, England, Italien und den meisten südamerikanischen Republiken. Er verfolgte die einschlägigen Unterhandlungen mit Feuereifer, hatte hingegen sonst für alle anderen ihm ganz fernliegenden Fragen der äußeren Politik gar kein Interesse, ja es fehlten ihm die notwendigen Kenntnisse für eine etwas vorausschauende, folgerichtige Leitung der äußeren Politik.

In der brennenden mexikanischen Frage überließ er Wilson die Führung, welche, plan- und ziellos, gänzlich versagte.

Mr. Bryan ließ indessen mit olympischer Ruhe den Dingen ihren Lauf. Hingegen lockte er mich und meine Kollegen trotz der tropischen Augusthitze durch telegraphische Einladungen nach Washington, um uns dringend zu bitten, doch bei unseren Regierungen auf den baldigen Abschluß seiner Friedensverträge zu dringen. Mein englischer Kollege, Sir Cecil Spring-Rice, teilte mir vertraulich mit, daß unsere, nämlich Deutschlands und Öster-

reich-Ungarns, abwartende Haltung Mr. Bryan sehr verstimmt hätte. Der Gegensatz zum Entgegenkommen der anderen europäischen Großmächte habe in Washington einen ungünstigen Eindruck hinterlassen. Uns beiden schien damals die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung zwischen den Vereinigten Staaten und Österreich-Ungarn ganz ausgeschlossen, da letzteres als kontinentale, kolonielose Macht außerhalb der Weltpolitik stand. Für eventuelle Streitfälle aus Zollreklamationen oder Schadenersatzansprüchen bot mir eine unparteiische Entscheidung der gemischten Kommission größere Vorteile als die immer unberechenbaren Entschließungen des State-Departements, welche oft, infolge der passiven Resistenz der Einzelstaaten, „toter Buchstabe" blieben. Indem ich diese Argumente in Wien vorbrachte und vor Wiederholung des Fehlers warnte, den wir bei der zweiten Haager Konferenz durch Ablehnung des Schiedsvertrages und der Abrüstungsvorschläge machten, konnte ich im Frühjahr 1914 die prinzipielle Zustimmung meiner Regierung zum Abschluß eines Bryanschen Vertrages mit den Vereinigten Staaten von Amerika erwirken. Obwohl der Ausbruch des Weltkrieges die Ausführung dieser Zusicherung verhinderte, soll unser Einlenken damals hoch eingeschätzt worden sein.

Mein deutscher Kollege, Graf Bernstorff, gestand mir damals, daß auch Deutschland unmöglich sich allein von allen Mächten dieser Aktion fernhalten könnte, daß er daher in Berlin auf Abgabe einer analogen zustimmenden, prinzipiellen Erklärung dringen müsse. Wäre ein solcher Vertrag zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zustande gekommen, so hätte bei Erklärung des unbeschränkten U-Bootkrieges die Versöhnungskommission in Aktion treten müssen. Vielleicht wäre der Krieg vermieden, jedenfalls aber die Lusitaniakrise im Mai 1915 nicht so akut gewesen.

Daß der Grundgedanke der Bryan-Verträge ein richtiger und durchaus gesunder war, erhellt auch daraus, daß derselbe im

Pakte des Völkerbundes und später auch in den Locarnoverträgen Aufnahme fand.

Hätte Bryan die staatsmännische Begabung eines Elihu Root oder Hoover gehabt, so hätte er doch einen Versuch gemacht, die neutralen Seemächte nach Ausbruch des Weltkrieges unter seiner Führung zur Verteidigung ihres Handels und ihrer Schiffahrt zusammenzufassen. Die Abhaltung der panamerikanischen Konferenz unter seinem Vorsitz im Winter 1915 konnte den Anlaß hierzu bieten. Der chilenische Botschafter, der früher in seinem Lande Justizminister gewesen war, beantragte im Schoße dieser Konferenz die Regelung des Seekriegsrechtes, insbesondere eine nähere Bestimmung der Rechte der Neutralen. Ich erfuhr hiervon durch meinen brasilianischen Kollegen und ersuchte ihn, unter Ausarbeitung einer Denkschrift, die Regelung nur auf die zwei überaus wichtigen Materien der Blockade und der Konterbande zu beschränken. Er möge, unter Benützung der Londoner Seerechtsdeklaration, jene Formulierung beantragen, welche die Vereinigten Staaten in ihrer Protestnote gegen die Übergriffe der britischen Flotte im Herbst 1914 sich angeeignet hatten. Bryan und Lansing, der damals der „legal adviser" des Staatsdepartements war, würden nicht umhin können, für diesen Antrag einzustehen. Ich wollte aber dabei ganz im Hintergrunde bleiben und enthielt mich jeden Schrittes im State-Department, um nicht dessen Verdacht wachzurufen. Ich suggerierte eine Einladung an die europäischen neutralen Seemächte, welche sich den amerikanischen Staaten zu einer feierlichen Proklamierung der Rechte der Neutralen zur See anschließen konnten. Der Gedanke wurde zunächst beifällig aufgenommen. Der holländische Gesandte van Rappard erwirkte die telegraphische Ermächtigung seiner Regierung zum Eintritt in die Konferenz. Allein weder Bryan noch Lansing zeigten das geringste Verständnis für meine Anregung, welche infolgedessen fallengelassen wurde.

So anerkennenswert auch die Tätigkeit Bryans im Dienste des

Friedens war, so versagte er doch in allen anderen Beziehungen ganz und gar als Leiter der äußeren Politik der Vereinigten Staaten. Er war eben durchaus Volksführer, Volksredner und Journalist, der nur durch die Öffentlichkeit und die Einwirkung auf die öffentliche Meinung handeln konnte, und in keiner Weise Staatsmann. Eine zielbewußte, langsichtige Aktion, die durch Unterhandlungen mit fremden Kabinetten in aller Stille durchgeführt, erst nach erreichtem Ziele den kompetenten Volksvertretern unterbreitet würde, war ihm unverständlich. Im State-Department lagerten permanent während der Bryanschen Amtswirksamkeit zumindest ein Dutzend Reporter. Der Privatsekretär (alias Präsidialist) Bryans war selbst ein Journalist. Man kann sich vorstellen, wie diskret die Geschäfte in Washington betrieben wurden. Bei meiner ersten Unterredung mit dem Staatssekretär wurde er vom französischen Botschafter telephonisch angerufen. Ich erhob mich und wollte das Zimmer verlassen; allein Bryan ließ dies nicht zu und zwang mich, seiner Konversation mit Jusserand zuzuhören. Ich konnte daraus entnehmen, daß der Bryan-Vertrag mit Frankreich beinahe perfekt war, worüber eben Bryan so glücklich war, daß er mich vorzeitig in alles einweihen mußte. Eben diese seine Naivität war einer seiner liebenswürdigsten Züge. Seine Aufrichtigkeit, Offenheit waren so groß, daß man das Gefühl hatte, er sei keiner Intrige, keines Finassierens fähig. Andere Kollegen behaupteten allerdings, daß er hinter der Maske der Offenheit und Frömmigkeit seine Schlauheit geschickt verbarg.

Bryan rauchte nicht und trank nicht. Er und seine Frau waren so strikte Anhänger der Temperenzbewegung, daß in seinem Hause kein Tropfen Alkohol Einlaß fand. Er hatte die Gewissenhaftigkeit, Wilson darauf aufmerksam zu machen, daß er auch als Staatssekretär bei Ausübung der offiziellen Gastfreundschaft von seinen Mäßigkeitsgrundsätzen nicht abweichen würde, und bat um seine Zustimmung vor Annahme des Postens. So kam es

denn, daß er uns bei einem Abschiedsdejeuner für zwei abberufene Kollegen zwei verschiedene Mineralwässer vorsetzen ließ, die auf die Gesundheit der scheidenden Missionschefs getrunken wurden. Da einer derselben der türkische Botschafter war, konnte sich Bryan lächelnd auf die Vorschriften des Korans berufen.

Eine Schwäche des liebenswürdigen Mannes kann ich allerdings nicht verschweigen. Er hatte das Bedürfnis, trotz einfacher Lebensführung, viel Geld zu verdienen. Da er als Staatssekretär ein relativ sehr geringes Gehalt bezog, so hielt er es für notwendig, in den Sommerferien als Wanderredner bei verschiedenen Veranstaltungen von Universitäten, Sommerkursen usw. aufzutreten. Einmal wollte es das Mißgeschick, daß er auf einer Freiluftbühne unmittelbar vor Tiroler Zitherspielern über irgendein biblisches Thema sprach. Die Zeitungen der Republikaner griffen sofort die Sache auf, und so wurde denn Bryan als Tiroler Jodler in kurzen Kniehosen und farbigen Hosenträgern eine stehende Figur der Witzblätter.

Daß das Verhältnis zwischen dem mitteilsamen, demagogischen Staatssekretär und dem einsamen, mißtrauischen, doktrinären Wilson kein harmonisches sein konnte, liegt auf der Hand. Letzterer sah in Bryans Offenheit, Naivität und Geschäftsunkunde eine direkte Gefahr und besprach die Fragen der äußeren Politik beinahe ausschließlich mit Mr. House. In der Behandlung des „Lusitania"-Falles ging Wilson so weit, die erste überaus brüske Note dem damit nicht übereinstimmenden Bryan im Kabinettsrate aufzuzwingen. Der Staatssekretär war angelegentlich bemüht, dem ernsten Konflikt etwas von seiner Schärfe zu nehmen und zeigte in seinen Äußerungen den fremden Vertretern gegenüber einen viel versöhnlicheren Geist, als es Wilson genehm war. Ich hatte auch diesbezüglich eine Unterredung mit ihm, wobei ich ganz unabsichtlich, zu meinem lebhaften Bedauern, den Gegensatz zwischen dem Präsidenten und seinem Staatssekretär verschärfte und offenbar auch das Mißtrauen Wilsons auf mich zog.



Ich hatte über meine Unterredung über Berlin an Baron Burian etwa folgendes telegraphiert: Bryan versicherte, daß die durch die „Lusitania"-Versenkung überaus aufgeregte öffentliche

Meinung einen ernsten Protest des Staatsdepartements zur Folge haben müßte. Die Note sei streng, aber in einem freundlichen Tone gehalten; er hoffe, daß die deutsche Antwort von demselben freundschaftlichen Geist erfüllt sein würde. Der deutsche Verzicht auf den unbeschränkten, ruchlosen Gebrauch der Unterseeboote, den er in der deutschen Antwortnote erwarte, müßte aber unbedingt sein und nicht von einem energischen amerikanischen Protest gegen die englische Blockade abhängig gemacht werden. Er hatte hinzugefügt, allerdings könnte die deutsche Regierung in einer öffentlichen, an das deutsche Volk gerichteten Kundgebung die sichere Erwartung von einem scharfen Vorgehen des Staatsdepartements gegen die Blockade ausdrücken. Allein die beiden Aktionen dürften nicht in einen Zusammenhang gebracht werden, wonach es den Anschein hätte, die Vereinigten Staaten reklamierten in London gegen die Blockade infolge eines von Deutschland ausgehenden Druckes. Bryan hätte wiederholt auf den ungeheuren Eindruck, die maßlose Entrüstung hingewiesen, welche der furchtbare Tod so vieler amerikanischer Staatsangehöriger hervorgebracht, und eine Remedur für notwendig bezeichnet. Wegen Beförderungsschwierigkeiten mußte ich mein Telegramm über Berlin an Baron Burian senden, so daß man in der Wilhelmstraße dasselbe früher als in Wien kannte. Der amerikanische Botschafter in Berlin, Mr. Gerard, glaubte nun, um seinen Reklamationen in der „Lusitania"-Affäre mehr Nachdruck zu geben, auf einen etwas abgenützten diplomatischen Kniff zurückgreifen zu sollen, indem er in ostentativer Weise selbst Unter den Linden im Schlafwagenbüro für sich und seine Familie Schlafstellen reservieren ließ, als ob der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland unmittelbar bevorstände. Der Unterstaatssekretär Zimmermann beschloß darauf in seiner burschikosen Weise, dem „Bluff" Gerards einen eigenen „Bluff" entgegenzustellen. Zu diesem Behufe beging er die Indiskretion, Gerard mein gar nicht an ihn gerich-

tetes Telegramm vorzulesen und zu bemerken: „Sie ersehen aus Dumbas Telegramm, daß die Note des State-Departements gar nicht so ernst gemeint ist, sondern nur die eigene öffentliche Meinung zum besten haben soll" (a fob). Gerard kabelte dies mittels Privatchiffres an den hinter den Kulissen allgegenwärtigen House, der wieder sofort Wilson hiervon benachrichtigte. Dies führte zu einer unangenehmen Auseinandersetzung zwischen Wilson und Bryan, welch letzterer mich wieder um Aufklärung und um Bestätigung der Richtigkeit seiner sehr eingehenden Aufzeichnung über unsere Unterredung ersuchte. Ich konnte dieser Einladung sofort nachkommen und meine Erklärung durch Wiedergabe des Wortlautes meines Telegramms bekräftigen. Ich machte damals noch besonders darauf aufmerksam, daß Zimmermann es wohlweislich unterlassen hatte, Mr. Gerard auch ein wenige Tage früher von mir abgesendetes Kabel vorzulesen, worin klipp und klar erklärt wurde, die neuerliche Torpedierung eines Passagierbootes ohne Warnung bedeutet den Krieg mit den Vereinigten Staaten. Außerdem hatte mir Mr. W. Phillips, der dritte Unterstaatssekretär, später Botschafter in Brüssel und jetzt, wenn ich nicht irre, der erste nordamerikanische Vertreter in Kanada, kurz vorher eine ganz analoge Mitteilung gemacht. Dieser geschulte, ausgezeichnete Diplomat, dem sicher niemand den Vorwurf der Germanophilie machen konnte, erklärte mir einfach: „Die öffentliche Meinung ist bei uns so aufgeregt, daß unsere Note ernst und kategorisch sein mußte." Wenn irgendeine Regierung, so ist die amerikanische Regierung eine von der öffentlichen Meinung abhängende und auf ihr beruhende Regierung. Und niemand horchte mehr auf die in der Presse laut werdenden Stimmen der öffentlichen Meinung als Wilson. Mein Hinweis auf die stark aufgeregte öffentliche Meinung als Rückhalt und Hintergrund eines offiziellen Ansuchens konnte nur als den Ernst der Forderung hervorhebend ausgelegt werden.

Dieser Zwischenfall wurde leider von der republikanischen

Opposition aufgegriffen und auch von den Anglophilen (Jingo-Presse) gegen Bryan auf das eifrigste in maßlosen Übertreibungen ausgebeutet. Übrigens erkannte letzterer, daß auf die Dauer das starre Verhalten Wilsons gegenüber Deutschland und das Unterlassen energischer Vorstellungen gegen die britischen, stets überhandnehmenden Seeübergriffe nicht nur unneutral sei, sondern zum Bruche mit Deutschland führen müsse. Da diese Haltung seiner überzeugungstreuen Friedensliebe widersprach, zog er daraus die Konsequenz und unterbreitete dem Präsidenten in einem würdevollen, stark motivierten Briefe seine Demission.

Er trat später in Monsterversammlungen als trefflicher Volksredner für die Nichtbeteiligung Amerikas am Kriege ein. Der Umstand aber, daß bei diesen Protestmeetings immer eine große Anzahl Deutschamerikaner beteiligt waren, beeinträchtigte einigermaßen die Wirkung der sonst imposanten Demonstrationen.

Bryan war außerordentlich bibeltreu und ließ es sich nicht nehmen, im Sommer 1925 in dem gegen einen Lehrer der Darwinschen Evolutionstheorie in Dayton (Tennessee) geführten Prozesse (dem sogenannten Affenprozesse) die Anklage wegen Herabsetzung der Offenbarung zu vertreten. Er erlag dort infolge der tropischen Hitze einem Schlaganfalle.

4.

Charakterzüge des amerikanischen Volkes

Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, den Versuch zu machen, in einigen allgemeinen Zügen ein Charakterbild des amerikanischen Volkes zu entwerfen. Es ist vielleicht etwas gewagt, nach einem relativ kurzen Aufenthalte, der mich doch in erster Linie nur in Beziehung mit den offiziellen sowie den oberen Kreisen Neuenglands brachte, ein auf eigene Wahrnehmung beruhen-

des Urteil abzugeben. Allein, ich hatte doch Gelegenheit, namentlich bei Reisen und während der drei auf dem Lande zugebrachten Sommer, mit Leuten aller Klassen und Berufe zu verkehren. Als hervorragendster Charakterzug, der ihnen allen gemeinsam ist, fiel mir der unverwüstliche Optimismus, das jugendliche Selbstvertrauen auf, das alt und jung in allen Schichten durchdringt und zu unermüdlicher, manchmal fieberhafter Tätigkeit treibt. Es ist eben ein junges Volk, welches aus den in den allgemeinen Schmelztiegel geworfenen Volkssplittern ersteht und manchmal schon in der zweiten, sicher aber in der dritten Generation sich der neuen Umgebung ganz assimiliert. Die Volksschulen, in denen die Lehrerinnen in großer Mehrzahl die Jugend formen, haben das große Verdienst, sie zu glühender Liebe und Bewunderung für das neue Vaterland zu erziehen: „Amerika ist das erste, das reichste, das mächtigste Land der Welt! Jeder Bürger ist vor dem Gesetze gleich und kann es zum Präsidenten der Vereinigten Staaten bringen! Man ist nicht Untertan wie in den europäischen Monarchien, sondern ein Bürger, der durch Ausübung des Stimmrechtes an der Volkssouveränität teilnimmt." Der neugebackene Yankee wird also schon in der Schule von der Überlegenheit seines Landes und Volkes über die alten europäischen Länder und Völker überzeugt. Er blickt mit demselben Selbstbewußtsein auf die europäischen, insbesondere auf die romanischen Staaten herab, wie etwa ein kräftiger Jüngling auf gebrechliche Greise. Dieses Gefühl herrschte bereits vor dem Weltkriege in Amerika vor. Jetzt aber, nach der Aufstellung eines Millionenheeres, welches noch rechtzeitig im Weltbrande miteingreifen konnte, nach dem ungeheuren Zuwachse an Reichtum, Macht und Ansehen, den die Vereinigten Staaten gewonnen, sind das Selbstvertrauen und Kraftgefühl der Nation mit Recht noch ungemein erhöht.

Wie die ganze Nation, so das einzelne Individuum. Der Wagemut, der Unternehmungsgeist der Amerikaner hat nicht nur den ganzen, ihnen eigenen Kontinent erschlossen, sondern wirtschaft-

lich Zentral- und Südamerika erobert. Jetzt sind das verarmte Europa, Staaten, Länder, Städte, sowie zahllose private Unternehmungen von amerikanischen Krediten abhängig. Sollte dieser ungeheure Erfolg nicht etwa zu einer Überspannung der Kräfte, zu imperialistischen Ausdehnungsgelüsten, zu einer Gefährdung des Kräftegleichgewichtes in der Welt führen?

Hier setzt aber der kühl abwägende und rechnende Geschäftssinn ein, den Hoover in typischer Weise verkörpert. Wozu den kostspieligen Wettlauf der Seerüstungen mit Großbritannien fortsetzen, wenn ein friedlicher Ausgleich der Gegensätze möglich ist? Ich glaube, daß trotz der Jingos im Senate die wirtschaftliche Vernunft siegen und in der Seeabrüstung wenigstens eine erste Etappe zurückgelegt werden wird.

Wenn man den Amerikanern eine materialistische Richtung, die alles beherrschende Sucht nach Gewinn, die Jagd nach Millionen vorwirft, so ist dies angesichts der unglaublichen Schnelligkeit, mit der sie große Vermögen zu erwerben wissen, der wilden Spekulation an den Börsen und der wechselnden Konjunkturen eine naheliegende Schlußfolgerung. Allein es wäre verfehlt anzunehmen, daß über diesen Zug hin die idealen Bestrebungen nicht auch in hohem Maße vertreten sind. Daß die Einwanderer und die Söhne und Enkel derselben, die sich ihre Existenz erst schaffen müssen, im härtesten Konkurrenzkampfe stehen und mit beispielloser Tatkraft dem Erwerbe nachgehen, ist ja natürlich. Ganz anders aber steht es um diejenigen, welche bereits auf festem Boden gelandet sind. Sie machen oft und jedenfalls viel öfter als die entsprechenden Kreise bei uns von ihrem großen Überfluß den schönsten Gebrauch. Als Funktion eines großen Vermögens gilt in Amerika der Dienst für das Gemeinwesen, die Pflicht, für die vom Schicksale weniger begünstigten Mitbürger durch die Schaffung gemeinnütziger Institutionen einzutreten. Ich brauche nur an die zahlreichen Bibliotheken Carnegies und die Rockefeller-Stiftung zu erinnern. Die zahllosen Spitäler, Museen, Gale-

rien, Bibliotheken, ja die Universitäten sind ausnahmslos durch private Initiative, durch Spenden und Stiftungen reicher Amerikaner ins Leben gerufen worden. Bei uns, wo der Etatismus alle Felder überwuchert, erwartet man alles vom Staat und den Behörden. Der einzelne steckt müßig die Hände in die Taschen; er sucht vielfach gar keine ständige Arbeit, denn er hat ja Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung, die ihn vor dem Verhungern bewahrt und Zeit zu einzelnen entgeltlichen Dienstleistungen läßt. In den Vereinigten Staaten muß jeder, der stellenlos wird, sehen, wie er sich weiterbringt. Er wechselt seinen Beruf, versucht es bald auf dem Lande, bald in der Stadt, während bei uns die Gewerkschaften dies rigoros verbieten. Die zahlreichen Versicherungen gegen Unfall, Krankheit, Arbeitslosigkeit usw. töten bei uns den Spartrieb, während in Amerika der einzelne, gut situierte Beamte und Arbeiter durch Transaktionen mit privaten Versicherungsgesellschaften in hundert verschiedenen Kombinationen für die eigene und die Zukunft von Frau und Kind sorgt. Er verläßt sich auf niemanden als sich selbst, erwartet vom Staate und der Gemeinde nichts, als daß sie ihn in Ruhe lassen. Der schwere Milliardär tritt an die Stelle des in Europa übermächtigen, allgegenwärtigen Staates. So ist die Thesis, daß Amerika dasjenige Land ist, welches die schönsten Beispiele tätigen Altruismus aufweist, nur ein scheinbares Paradoxon.

Die Jugend des amerikanischen Volkes bringt dann ganz natürlich alle diesem Lebensalter entsprechenden Eigenschaften zur Erscheinung: Lebenslust, Selbstvertrauen und Heiterkeit, die Freude am Lärm, Bewegung und Wechsel der Szenerie. Am Samstag Nachmittag und Sonntag unternehmen Hunderttausende in Amerika halsbrecherische Autofahrten. Dieses „Joy-riding" bedeutet, daß ganze Familien oder Gesellschaften, aus überquellender Lebenskraft laut schreiend, mit fliegenden Haaren auf den Autostraßen dahinstürmen, ohne viel Rücksicht auf das eigene und das Leben der Weggenossen. Am sogenannten Labourday

im August, der dem Bankholiday in England entspricht, gab es im Jahre 1929 nicht weniger als 160 Tote infolge von Automobilunglücksfällen. Allein was soll dieser kleine Aderlaß einer jungen, aufstrebenden Nation von 125 Millionen bedeuten?

Die Nordamerikanische Union ist ihrer Verfassung nach eine Demokratie; in Wirklichkeit aber herrschen doch die Trusts, das organisierte Kapital, welches für die republikanische Partei und deren Schutzzollsystem den Ausschlag gibt. Es ist also das plutokratische Element, welches sich in der politischen Praxis durchsetzt. Das demokratische Prinzip kommt aber doch in Sitten und Gebräuchen vielfach zum Durchbruch. So in der äußeren Kleidung der Arbeiter, welche die blauen Blusen in der Fabrik zurücklassen und draußen durch ihren Anzug in keiner Weise vom kleinen Angestellten oder Gewerbsmann zu unterscheiden sind. Die relativ hohe Lebenshaltung, der Besitz eines Ford, der Besuch der Kinos usw. ist dem Farmer, dem Arbeiter und kleinen Beamten gemeinsam, verwischt die äußeren Merkmale der verschiedenen Stände und Berufsarten.

Der Arbeiter, der in den Tramways und den verschiedenen Untergrundbahnen in der einzigen Klasse zusammen mit den Vertretern der mittleren und höheren Stände fährt, fühlt durchaus nicht den Klassenunterschied, wie dies bei dem in Europa systematisch großgezogenen Klassenhasse der Fall ist. Als ich in Washington einen Schlosser behufs Öffnung einer Schreibtischlade holen ließ, kam er mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Rasch gefaßt, schüttelte ich die schwarze Hand und wurde dahin belehrt, daß er, im Falle meiner Weigerung, wahrscheinlich sofort kehrt gemacht hätte, ohne seinen Auftrag auszuführen. Diesem Gefühle der Gleichheit entspricht auf der anderen Seite die gutmütige Höflichkeit, mit der der Mann aus dem Volke den Frauen oder älteren Herren entgegenkommt, ihnen seinen Sitz einräumt, bereitwilligst sich in Gespräche einläßt oder Auskünfte erteilt. Ich habe von der guten Laune und Höflichkeit der Volksmengen

in Amerika den besten und angenehmsten Eindruck gewonnen.

Ich hörte manchmal den Vorwurf, die amerikanischen Männer widmen sich meistens zu früh dem praktischen Wirtschaftsleben, bevor sie in der Schule den Grund für eine höhere Bildung gelegt. Sie würden dadurch einseitig, ihr Gesichtskreis beschränkt und ihre Konversation böte kein Interesse, falls man nicht auf ihren speziellen Beruf zu sprechen käme. Die Frauen hingegen wären viel gebildeter, vielseitiger und ständen auf einer höheren Kulturstufe. Dieses Urteil kann nur bedingt und unter Vorbehalten als richtig anerkannt werden. Bei vielen Völkern trifft dieselbe Ungleichheit des Bildungsgrades und Interessenkreises der Männer und Frauen zu. In Rußland, Polen, Rumänien, Italien usw. ist das schwache dem starken Geschlechte in den höheren Ständen geistig überlegen; nur in den germanischen und skandinavischen Ländern ist das entgegengesetzte Verhältnis festzustellen. Aber auch in Amerika nimmt gerade das Universitätswesen sowie die Frequenz der höheren Schulen jeder Gattung in neuerer Zeit einen großen Aufschwung. Ich hatte Gelegenheit, in Boston sowie in Philadelphia und deren nächster Umgebung mit hochgebildeten, im Geschäftsleben stehenden Männern zusammenzukommen, deren Interessenkreis weit über den ihres materiellen Vorteiles hinausging; die, auf dem Lande weilend, nur einige Tage der Woche das Stadtbüro aufsuchten und sonst, ebenso wie die begüterten Engländer, ihre Mußestunden in geistvoller Weise auszufüllen wußten. Der Wissens- und Lerntrieb ist ferner in allen Schichten groß. Die Bibliotheken sind überfüllt und populäre Kurse, namentlich im Sommer, außerordentlich besucht. Kurz, auch auf diesem Gebiete ist ein merklicher Fortschritt zu erwähnen.

Wenn endlich die Kunst als Blüte und Ausdruck der Kultur einen wertvollen Maßstab abgibt, so ist vor allem die Architektur in der Nordamerikanischen Union auf einer hohen Stufe der Entwicklung angelangt. Man mag über die Wolkenkratzer ein strenges Urteil fällen, die durch die räumliche Beengung in New York

und die relative Billigkeit des Eisen- und Stahlmaterials bedingte originelle Bautechnik ist doch ein Triumph der Anpassungsfähigkeit des amerikanischen Architekten. Auf der anderen Seite zeichnet sich die aus der Ecole des Beaux Arts in Paris hervorgegangene Schule durch eine sehr gelungene Reproduktion der klassischen französischen Stile aus, die besonders in den neuen Stadtteilen Washingtons günstig wirkt.

Was besonders angenehm auffällt, ist der Umstand, daß die meisten den höheren Ständen angehörenden amerikanischen Architekten bei ihren Bauten für modernen Komfort viel mehr Verständnis zeigen und anwenden als ihre Fachgenossen in Europa. Dies erklärt, daß kaum ein neues Stadt- und Landhaus ohne eine größere Zahl von Bädern, die unmittelbar an die Schlafzimmer anschließen, Garderoben, Neben- und Putzräume sowie genügende Räume für die Dienerschaft gebaut wird.

Im Süden herrscht der sogenannte „Colonial style", eine Adaptierung des englischen „Adamstyles", wobei die stattlichen großen Landhäuser, angesichts des Mangels an Steinen, meistens mit Kolonaden aus Holz geschmückt waren. Dieser sehr gefällige Stil ist vielfach in Ausführung aus edlerem Material wieder erstanden, während moderne Villen, Bungalows und Cottages eine malerische Mannigfaltigkeit aufweisen.

Die Monumentalbauten Carnegies endlich, wie die prachtvollen großen Bahnhöfe bringen durch die riesigen Dimensionen und das wertvolle Material der Monolithsäulen das ganze stolze Selbstbewußtsein der jungen, kraftstrotzenden Nation zum Ausdruck.

Auch die amerikanische Malerschule war schon in der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 durch gute Landschafter vertreten. Die Wandmalereien eines Sargent in der Bostoner Bibliothek, falls man ihn als amerikanischen Maler gelten läßt, stellen ganz allein einen Ruhmestitel dar.

Bedenkt man, daß die Union im Vergleiche zu den alten Staaten Europas noch in den Kinderschuhen steckt, so kann man von

verheißungsvollen Ansätzen sprechen, die mit der Zeit sicher zu höherer Kunstblüte ausreifen werden.

5.

Presse und öffentliche Meinung

Die Presse spielt natürlich in einem Lande des allgemeinen Stimmrechtes, welches die Freiheit der Meinungsäußerung bis zur Grenze der Ungebundenheit achtet, eine hervorragende Rolle. Und doch ist hier ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Einflusse in der Alten Welt zu betonen. In Amerika herrscht unter den breiten Schichten der Wähler der Herdeninstinkt, die Massenhypnose, welche blindlings glücklich gewählten Schlagworten oder populären Führern folgt, in viel höherem Maße als bei uns in Europa vor. Es entspricht dies der Art der Bildung der öffentlichen Meinung, ja auch dem Prinzipe der Standardisierung in der industriellen Produktion, der Beschränkung auf wenige Typen, die aber dann immer wieder wiederholt werden. Der Durchschnittsamerikaner, the man of the street, wobei der kleine Angestellte sich in seiner Mentalität nicht stark vom qualifizierten Werkführer unterscheidet, hat weder Zeit noch Interesse für Politik, die in den Händen der Berufspolitiker, einer wenig angesehenen Kaste, liegt. Selbst der Finanzmann oder Inhaber einer Industrieanlage liest täglich kaum die „Headlines", die oft tendenziös gefälschten Überschriften der Leitartikel mehrerer Zeitungen, und dies meistens in der Untergrundbahn auf seinem Wege nach oder von Wallstreet, der City New Yorks. Nur am Sonntag Nachmittag mag er in einer Wochenzeitschrift einen „leader" durchlaufen. Die Meinung und politische Richtung ist in Amerika viel mehr als in England durch Familien- oder auch staatliche Tradition bedingt. So stimmen gewöhnlich die Landwirt-

schaft treibenden Süd-, West- und Mittelweststaaten demokratisch, die industrialisierten, schutzzöllnerischen Oststaaten Neu-Englands, wozu auch eine Reihe südlicher Staaten mit rasch aufstrebender Industrie gehören, wählen republikanisch. Nur in Ausnahmefällen, wie im Jahre 1920, als die alles mit sich reißende Reaktion gegen Wilson und dessen Friedensverträge einsetzte, fielen auch die Südstaaten von der demokratischen Partei ab, um bei den nächsten Wahlen wieder in ihr altes Lager zurückzukehren. Alle vier Jahre, anläßlich der Präsidentenwahl, macht sich im großen Publikum etwas regeres Interesse für Politik kund, wobei wieder die äußere Politik, angesichts der stupenden Unkenntnis aller auswärtigen Fragen, so gut wie keine Rolle spielt. Einzelne markante Persönlichkeiten, wie Roosevelt oder Hoover, erweckten höhere Teilnahme, fanden sogar enthusiastische Nachfolgerschaft, weil sie die Volksstimmung nicht nur kannten, sondern sogar führten.

Die politische Führung durch die Presse tritt also in den Hintergrund. Für gewöhnlich müssen die Zeitungen durch sensationelle Aufmachung lokaler Ereignisse, wie Mord- und Ehebruchsprozesse, Sportneuigkeiten und eine Fülle von Informationen über praktische Lebensfragen, von Kochrezepten an bis zur Hühneraugenbehandlung, die Leser fesseln. Alle Zeitungsorgane leben von den Anzeigen, insbesondere auch alle Wochen- und Monatszeitschriften, wobei die gefällige, ja reizende Illustrierung bei der Anpreisung des angebotenen Artikels oft entscheidend wirkt. Da aber die in Trusts vereinigten Industrien sowie die Riesenkaufhäuser (Department-Houses) allein kapitalskräftig genug sind, um regelmäßig für Tausende von Dollars zu annoncieren, so beherrschen sie auch die große Presse, wenigstens im Osten. Die großen New Yorker Zeitungen, wie „New York Times", „World", „New York Tribune", „Sun", sowie die „Evening Post", hielten einen sehr großen Stab tüchtiger Mitarbeiter und boten eine ungeheure Fülle von Lesestoff. Hier ist auch die deutsche „New

Yorker Staatszeitung" zu erwähnen, die, von Herrn Paul Rieder trefflich geleitet, sich durch die Reichhaltigkeit und Verläßlichkeit ihres Inhaltes auszeichnete.

Während des Krieges vertrat in der Wochenschrift „Fatherland" der begabte Schriftsteller und etwas dekadente Dichter Louis Viereck in sehr kühner Polemik unsere Interessen.

Die Sonntagszeitung der New Yorker „Times" erreichte manchmal mit den Anzeigen 120 Seiten und brachte, ähnlich unseren führenden Journalen, sehr interessante belletristische Beiträge. Die Mehrzahl der Preßorgane von Neu-England war schon vor Kriegsausbruch englandfreundlich gesinnt. Sie war es ihrer Leser wegen, die von den 400 Oberen geführt, nicht nur infolge der Sprach- und Kulturgemeinschaft, sondern auch aus Snobbismus für alles Englische eingenommen waren. Dazu kam, daß der Kabeldienst mit England das ganze Nachrichtenwesen in den Vereinigten Staaten beherrschte, welche dabei die meisten überseeischen Ereignisse nur durch britische Brillen zu sehen bekamen.

Bei Ausbruch des Krieges kaufte übrigens der Northcliff-Konzern sofort die zur Majorität nötigen Aktien der New Yorker „Times" auf und sicherte sich so das erste Preßorgan der Vereinigten Staaten für seine verlogene, aber mit großer Geschicklichkeit geführte Propaganda. Es wäre vergebliche Mühe gewesen, wenn unser oder der deutsche Pressedienst versucht hätten, irgendeine Zeitung aus dem Pro-Allies-Lager in das unsere herüberzuziehen. Ihr offenbares Interesse sprach dagegen. In dem offiziell neutralen New York, ebenso wie in Boston, Philadelphia, Baltimore bis nach Washington, herrschte eine uns feindliche Atmosphäre, welche im Mai 1915 durch die unglückliche Versenkung der „Lusitania" bis zur Fieberhitze angefacht wurde. Wir konnten nur durch kurze Berichtigungen eingreifen. Die Franzosen wurden in den Jahren 1914 und 1915, unter sentimentaler Ausbeutung der Erinnerung an Lafayette, die erklärten Lieblinge der Yankees. Meine Kommuniqués betrafen daher gewöhnlich die Kriegsereig-

nisse im Osten, da das autokratische Regime und die harte Behandlung der Juden Rußland sehr unbeliebt gemacht hatte. Ich muß übrigens der New Yorker „Times" die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie uns, den Vertretern der Zentralmächte, seltene Objektivität und Entgegenkommen bezeugte. Sie nahm jede Berichtigung, Erklärung auf, unter der Bedingung, daß ich selbst mit meinem Namen zeichne. Dadurch war natürlich meine Intervention stark beschränkt, da ich nicht zum Journalisten werden konnte. Übrigens trat ich in mehreren Revueartikeln für unsere Sache ein, die ich aber des öfteren unter dem Namen unserer Konsuln erscheinen ließ.

In den westlichen und Middle-West-Staaten war die Stimmung für uns viel günstiger. In der Chicagoer „Tribune", welche Mrs. Mac Cormick, der Witwe des früheren amerikanischen Botschafters in Wien und gläubige Katholikin, gehörte, hatten wir einen einflußreichen Fürsprecher der Zentralmächte. Die energische alte Dame schrieb selbst, wie sie mir versicherte, Leitartikel zu unseren Gunsten. Die Chicagoer „Tribune" erhöhte im ersten Kriegsjahre ihre Auflage von 500.000 auf über 1,000.000 Exemplare und beherrschte den Westen bis nach St. Francisco. Hier darf ich nicht unterlassen, auch die Hearst-Presse zu erwähnen, deren sehr geschickt abgefaßte Leitartikel gleichzeitig in 200 Zeitungen in allen Teilen der Vereinigten Staaten für die Zentralmächte eintraten. Hearst, der als Führer der „Gelben Presse" einen sehr schlechten Ruf genoß, wendete sich an die unteren Schichten der Nation, an die Irländer und die noch nicht ganz der angelsächsischen Mentalität verfallenen Einwanderer. Obwohl mir die Bundesgenossenschaft des vielfach kompromittierten Zeitungsmagnaten wenig sympathisch war, muß ich doch dankbar seiner Kampagne gedenken, die angesichts der im großen und ganzen vorherrschenden Stimmung des Landes für die unerschrockene Initiative Hearst Zeugnis ablegte.

Meiner Ansicht nach stehen die periodisch erscheinenden Preß-

publikationen, die Wochen- und Monatszeitschriften, auf einem höheren Niveau als die Tageszeitungen. Unter letzteren möchte ich die „American Review" und „Review of Riviews" besonders hochstellen, während die erst vor wenigen Jahren gegründete Vierteljahrsschrift „Foreign Affairs" durch ihre trefflichen Informationen über auswärtige Angelegenheiten ohne Rivalen in Europa dasteht. Sie wird von einem ad hoc ins Leben gerufenen Komitee „Council on foreign Relations" herausgegeben, und zwar ohne kommerzielle Gewinstabsicht. Hervorragende Politiker, Minister des Auslandes, wie Poincaré, Stresemann, und andere Autoren liefern Beiträge. „Foreign Affairs" steht über den Parteien und will das amerikanische Publikum über alle auswärtigen Fragen in unparteiischer Weise aufklären.

Durch die gute periodische Presse sollen die höheren Klassen in die Lage versetzt werden, die politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Probleme der Vereinigten Staaten sowohl als des Auslandes ziemlich genau kennenzulernen. Hierzu kommen die großen städtischen, meistens von Carnegie gestifteten sowie die zahlreichen Bibliotheken der Universitäten, Colleges usw., welche einen immer größeren Kreis von wissensbegierigen Lesern fesseln. Populäre Sommerkurse, zahlreiche Vorlesungen und Vorträge von Austauschprofessoren oder selbst von amerikanischen Politikern sorgen auch für Belehrung eines größeren Publikums. Der Büchermarkt ist ferner, selbst in Anbetracht der 125 Millionen Einwohner, ein sehr großer. Dies kann als Beweis des dem Amerikaner innewohnenden Lerntriebes, des Bestrebens, seine lückenhafte Schulbildung zu ergänzen, gelten. Nirgends sind Autodiktaten so zahlreich und so erfolgreich wie im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Bei diesem Anlasse muß ich noch eines Auswuchses des Reporterwesens Erwähnung machen, welches uns Diplomaten zuzeiten besonders lästig fällt. Das künstlich genährte und gesteigerte Sensationsbedürfnis des Publikums führte zur Entwicklung dieses Be-

rufes, dessen Jünger aber in bezug auf Bildung, Vorbereitung und Verständnis hinter ihren Kollegen in Europa sehr weit zurückstehen. Sofort bei der Ankunft, solange man noch als neuernannter Botschafter eine „primeur" vorstellte, war man diesen Neuigkeitsjägern gegenüber wehr- und schutzlos. Ich wurde gewarnt, mich einer Unterredung ja nicht zu entziehen, da die enttäuschten Reporter in diesem Falle in frei erfundenen Gesprächen ihrem Unmut in wenig wohlwollender Weise freien Lauf lassen würden. Die Unwissenheit, gepaart mit selbstzufriedener Zuversicht derselben, ist unerreichbar. Wiederholt wurde ich als Australasian Ambassador bezeichnet und meine Gemahlin, eine geborene Baronin Lieven aus Kurland, als den Balkanic Provinces entstammend charakterisiert. Als mir im September 1915 von Wilson das Agrement entzogen wurde und mein Abgang in Aussicht stand, veranstalteten die unseligen Reporter förmliche Treibjagden auf mich. Sie warteten, als ich von Lenox nach New York fuhr, bis Mitternacht auf der Zentralstation in der Hoffnung, irgendeinen Ausspruch von mir veröffentlichen zu können. Da ich erklärte, nichts sagen zu können, verlegten sie sich auf die Beschreibung meines Hutes und des Kleides meiner Frau. Als besonders pikant wurde erwähnt, ich hätte meine Violine selbst getragen, meine Frau ihren Lieblingshund an der Leine geführt. Als ich meinen deutschen Kollegen, den Grafen Bernstorff, im Ritz-Hotel besuchte, wurde mir gemeldet, sowohl beim Haupteingang als auch auf der Dienerstiege warteten je ein Dutzend Berichterstatter, so daß ich durch den Kohlenkeller die Flucht ergriff. Auch die Photographen waren immer im Hinterhalte oder fuhren sogar 125 Meilen weit nach Lenox, um unsere Bilder, die oft zu Karikaturen wurden, zu bringen. Als uns Fürst Münster in Washington besuchte, wurde er samt meiner Gemahlin und ihrem Lieblingshunde, einem Scotch terrier, photographiert. Das Bild erschien mit der Aufschrift: „Mme. Dumba and two friends." Ja die Reporter beehrten sogar diesen allerdings sehr schönen Preishund,

der von einem Auto überfahren wurde, mit einem ausführlichen Nekrolog.

Die ernsten Journalisten sind von diesen bedauernswerten Penny a liners, die plötzlich aus Tramwayschaffnern oder Zeitungskolporteuren Berichterstatter werden, strenge zu unterscheiden. Sie nehmen im öffentlichen Leben eine privilegierte, einflußreiche Stellung ein. Dies kam besonders eindrucksvoll bei den alljährlich mehrere Male stattfindenden Monsterbanketten des Gridiron Clubs zur Geltung, dem die führenden Journalisten des Landes angehörten. Ich wohnte in Washington einem solchen Bankette von über 200 Teilnehmern bei, zu dem hervorragende Industrielle, Bankleute und Männer der Wirtschaft geladen waren. Mr. Marshall, der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, präsidierte, da sich sowohl Wilson als der Staatssekretär Bryan entschuldigt hatten. Unter den Ehrengästen befand sich u. a. Rockefeller, der infolge eines heftigen Schneesturmes in Washington mit großer Verspätung ankam und erst um 9 Uhr den Platz neben mir einnahm. Aus Chicago, ja selbst aus San Francisco kamen Gäste an, die wohl aus Respekt vor der Presse es nicht gewagt hatten, die Einladung auszuschlagen. Das Bankett dauerte gegen vier Stunden, von 8 Uhr bis Mitternacht. Jeder Teilnehmer fand ein Päckchen von vier Zigarren und zehn Zigaretten vor seinem Kuvert. Die Speisen wurden in langen Abständen aufgetragen, um inzwischen für Reden und verschiedene szenische Aufführungen im Mittelpunkt des Saales Zeit zu gewinnen. Denn mit dem Bankette verband sich eine Art Narrenabend mit zahllosen Anspielungen auf inner- und außenpolitische Ereignisse. So fanden nicht weniger denn zwei Darstellungen der Huerta-Wahl statt, mit endlosem Schießen der malerisch gekleideten mexikanischen Wähler. Die Anwesenden rauchten beinahe alle den ihnen gebotenen Vorrat an Zigarren und Zigaretten auf, so daß man gegen Mitternacht die Luft mit einem Messer hätte schneiden können. Bezüglich der Reden wurde absolute Diskretion und das Unterbleiben jeder Berichterstattung

feierlich zugesichert. Auf meine Frage, wovon man eigentlich reden soll, erwiderte mir der liebenswürdige Sekretär des Klubs Mr. John C. O. Laughlin: You may talk of whatever you like, but you m u s t b y f u n n y ! Witz auf Kommando versagt meistens. Ich entsann mich aber rechtzeitig meiner ersten Begegnung mit einem Reporter an Bord der „Mauretania" bei meiner Ankunft. Ich war im Bade. Wir kamen eine Stunde vor der angesetzten Zeit an. Man klopfte, ich rief herein, in der Meinung, es wäre mein Diener, der käme, mich trockenzureiben. Statt ihm kam der erste amerikanische Reporter herein, welcher der „Mauretania" mit dem Zollkutter entgegengefahren war und mich im Bade interviewen wollte. Ich wies ihm ziemlich ungehalten die Türe. Allein für meine Rede genügte der komische Zwischenfall nicht. Ich erfand daher einen Photographen, der gleichzeitig mit dem Reporter mein Badezimmer betreten hätte, und der, als ich mich in meinem Unmute aus dem Bade erhoben, trotz meines Zurufes: „Sie irren sich, ich bin nicht Venus anadyomene", mich im Adamskostüm photographisch aufgenommen hätte. Mit diesem Schlager war das Eis gebrochen und Mr. Marshall schickte mir nach Beendigung meiner Rede einen Zettel mit den schmeichelhaften Worten: „Y o u m a d e a n e x c e l l e n t s p e a c h." Daß Wilson und Bryan eingeladen worden waren und daß der Vizepräsident der Vereinigten Staaten wirklich den Vorsitz führte, zeigt, welches Ansehen der Gridiron Club genießt. Ein Roosevelt, der im Gegensatze zu dem weltfremden Wilson in engster Berührung mit Politikern, Diplomaten und Zeitungsmännern stand, hätte auch einem solchen Bankette vorgestanden.

Wie schon oben erwähnt, war eine Einflußnahme auf die politische Richtung der amerikanischen Presse im Sinne einer allgemeinen, neuen Orientierung ganz unmöglich. Ja selbst der Ankauf aller oder einer Mehrheit der Aktien eines großen Blattes wäre eine zwecklose, verlustreiche Transaktion gewesen. Die Zeitung hätte, bei noch so vorsichtigem Umschwenken, z. B. in aus-

wärtigen Fragen, ihre Annoncen verloren, da die Amerikaner nur in der ihre politische Richtung vertretenden Presse ihre Waren anzeigen. Die Zeitung wäre dadurch passiv geworden, würde ihre Leser einbüßen und sich selbst entwerten. Die „New York Tribune" wurde im Jahre 1915 der deutschen Botschaft, wenn ich nicht irre, für eine Million Dollar angetragen. Aus obigen Gründen wurde aber der Kaufantrag zurückgewiesen. Eine Einflußnahme seitens der akkreditierten Diplomaten auf die Presse war nur durch persönliche, soziale Beziehungen mit den politischen Hauptredakteuren oder Eigentümern der Blätter möglich. Die Annahme einer Einladung im Klub derselben, so daß die Standesgenossen hiervon Kenntnis erhielten, oder die Heranziehung hervorragender Publizisten zu einem kleinen, intimen Lunch auf der Botschaft wirkten in dem Sinne, daß eigene oder empfohlene Artikel im betreffenden Journale Aufnahme fanden. Man kann mithin der amerikanischen Presse im großen und ganzen das Zeugnis bemerkenswerter Unabhängigkeit ausstellen. Gleichzeitig muß ich aber einer Schattenseite gedenken, welche zu ernster Kritik herausfordert. Es ist dies die große Indiskretion, mit welcher rein persönliche oder das Familienleben betreffende Nachrichten über Männer lanciert werden, die im öffentlichen Leben stehen. In der Hitze des Parteikampfes werden auch Verdächtigungen ohne irgendwelche Beweise vorgebracht. Der Gang zu den Gerichten, wird in den allerseltensten Fällen eingeschlagen. Abgesehen von den jahrelangen Verzögerungen, welche die schikanösen Kompetenzbestimmungen und der Instanzenzug des kostspieligen amerikanischen Prozeßverfahrens ermöglichen, besteht in den Vereinigten Staaten von Amerika das unverbrüchliche Gewohnheitsrecht der „conspiracy of silence" zwischen allen Zeitungen. Demgemäß werden unter keiner Bedingung die Gerichtsdebatten über den gegen ein Zeitungsblatt angestrengten Verleumdungsprozeß von einer anderen Zeitung wiedergegeben. Der Kläger mag vor dem Richter und der Jury noch so glänzend den Beweis der Un-

richtigkeit der gegen ihn aufgestellten Behauptungen erbringen, das große Publikum erfährt kein Sterbenswort darüber. Aus diesen Gründen verbot ich auch unseren Konsuln, als sie ohne irgendwelche Begründung der Anstiftung von Ausständen und Unruhen beschuldigt wurden, gerichtliche Schritte gegen diese Verleumdungen einzuleiten. Es liegt hierin ein sehr charakteristischer Unterschied gegenüber den Zuständen in England, dem Lande, wo die persönliche Ehre den höchsten und wirksamsten Schutz der Gerichte genießt. Als typisches Beispiel will ich nur den berühmten Fall Parnell zitieren, der die „Times" wegen Verleumdung (libel) zu 100.000 Pfund Entschädigung verurteilen ließ und beinahe den Bankerott der Familie Walter, der Eigentümer des Weltblattes, veranlaßte.

Die Verbindung der Politiker mit dem Zeitungswesen ist übrigens in den Vereinigten Staaten beiweitem keine so enge wie in Frankreich, wo bereits jeder Führer einer Parlamentsfraktion sein eigenes Journal besitzt. Gambetta, Stephan Pichon, Clemenceau waren Journalisten, bevor sie Politiker wurden. Minister Dupuy war der Eigentümer des „Petit Parisien", welches die Auflage von einer Million Exemplaren weit überschritt. In Amerika ist es einzig Harding, der von der Redaktion eines obskuren Provinzblattes zur höchsten Magistratur der Republik emporstieg.

6.

Mein Abgang von Washington

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß sich in den Vereinigten Staaten die gesamte Industrie auf die Herstellung von Kriegsbedarf für die Verbündeten umgestellt hatte. Gewehre, insbesondere Maschinengewehre, Munition, Monturen, Lederschuhwerk, Decken, Zelte, Wäsche, Automobile, selbst Pferde, Maul-

esel, Sattel und Zäume wurden in Massen geliefert. Die Nordamerikanische Union war zu einem großen Arsenal der Alliierten geworden. Die waffenpflichtigen Staatsangehörigen der letzteren wurden scharenweise, manchmal viele Hunderte, auf einem und demselben Passagierdampfer eingeschifft und auf Staatskosten zur Einreihung in die Wehrmacht in ihr Land expediert. Ich bemühte mich vergeblich, diese Vorgangsweise als unneutral zu beanstanden und das Auslaufen der Schiffe zu verhindern. Die betreffenden Generalkonsuln hüteten sich nämlich wohl, ein solches Schiff ganz zu chartern oder selbst für die heimzubefördernden Wehrpflichtigen die Überfahrt in einer Summe zu bezahlen. Jeder Wehrpflichtige erhielt das nötige Reisegeld und nahm sich als privater Reisender seine Karte; somit war das Schiff nicht im Dienste des betreffenden Staates verpflichtet und konnte nicht als Hilfsschiff (auxiliary ship) der Flotte einer kriegführenden Partei angesehen und zurückgehalten werden. Bezüglich der massenhaften Munitionslieferung hatten die beiden Zentralregierungen auch erfolglos beim State-Department reklamiert. Die Antwort lautete, die Belieferung eines Kriegführenden durch private Firmen sei nach dem „Haager Abkommen vom Jahre 1907 über die Rechte und Pflichten der Neutralen während des Krieges" vollkommen legitim und gestattet. Nur die neutrale Regierung dürfe sich an solchen Lieferungen nicht beteiligen. Auch wurde auf unser Verhalten während des Burenkrieges hingewiesen, als wir der englischen Armee den Ankauf von Tausenden von Pferden auf ungarischen Privatgütern gestatteten. So richtig auch das State-Department in diesem Punkte argumentierte, so blieb doch die von uns behauptete Tatsache bestehen, daß das Verhalten der Union, wenn nicht gegen den Buchstaben, so doch gegen den Geist der Haager Konvention verstoße. Denn die Kriegslieferungen von amerikanischen Privatfirmen waren zur Voraussetzung der Weiterführung des Krieges durch die Verbündeten geworden. Außerdem hatte die Federalregierung — so unglaublich dies auch klingen mag —

sich dazu verstanden, daß die Gummi, Schafwolle, Kupfer verarbeitenden Industrien sowie die Konservenfabriken den nötigen Rohstoff nur unter der Bedingung fassen durften, daß sie ihre gesamte Produktion unter Mitwirkung und Aufsicht einer britischen Wirtschaftsagentur weiterverkaufen. Letztere, welche Hunderte von englischen Beamten umfaßte, kontrollierte genau den Export dieser Waren, selbst nach neutralen Staaten, während die Ausfuhr nach Deutschland und Österreich ganz verboten war. Mit anderen Worten, die industrielle Produktion und der äußere Handel der Vereinigten Staaten war von Großbritannien strenge kontrolliert und reglementiert, als ob die Nordamerikanische Union eine englische Kolonie oder Dependenz wäre. Diese schikanöse, erniedrigende Einmischung in die inneren Angelegenheiten und Einschränkung des wirtschaftlichen Lebens der Vereinigten Staaten blieb ohne öffentlichen Widerspruch des sonst auf seine Würde so erpichten State-Departments und ohne den geringsten Kommentar seitens der anglophilen Presse. Jedem Eingeweihten war es klar, daß die Unionsregierung hinter dem Deckmantel offizieller Neutralität, in Wirklichkeit durch ihre unterwürfige Haltung gegenüber den britischen Übergriffen sich wie ein geheimer Bundesgenosse der Verbündeten verhielt. Es war jedenfalls die Pflicht der deutschen und österreichischen Vertretungsbehörden, nachdem offizielle Reklamationen erfolglos blieben, durch eigene Initiative der Belieferung unserer Feinde mit jeglichem Kriegsbedarf, namentlich aber mit Munition entgegenzuarbeiten. Der sehr rührige deutsche Militärattaché Generalstabshauptmann v. Papen kam daher auf den Gedanken, durch verschiedene Strohmänner große Mengen von Chlorsäure, Phenol und ähnlichen, für die Erzeugung von Geschossen nötigen Artikeln aufkaufen zu lassen, welche auf diese Weise den für die Alliierten arbeitenden Munitionsfabriken nicht geliefert werden konnten; er sicherte sich ferner die Lieferung von Preßmaschinen für Geschosse von den meisten Fabriken der Union, die allerdings der Meinung waren,

diese Lieferung sei für Frankreich und Rußland bestimmt, und hielt dadurch die Neugründung von Geschoßfabriken vollkommen auf. Als einzelne dieser sehr geschickten Transaktionen bekannt wurden, beeilte sich Graf Bernstorff, in einer offiziellen Note an Lansing zu erklären, die deutsche Vertretungsbehörde hätte diese Ankäufe in der einzigen Absicht gemacht, zu verhindern, daß die Artikel in den Besitz unserer Feinde gelangten. Allein angesichts der Unmöglichkeit, irgendwelchen Kriegsbedarf nach Deutschland zu senden, stellte er das ganze Material der Federalregierung zum Selbstkostenpreis zur Verfügung. Letztere könne auf keinen Fall gegen die Ausübung des legitimen Rechtes der Erwerbung von Kriegsmaterial Einwand erheben, da ja dasselbe im Lande bleibe und, falls von der Unionsregierung angekauft, die Schlagfertigkeit des heimischen Heeres erhöhe; wogegen die Alliierten das Land förmlich in dieser Hinsicht von allem Nötigen entblößten. Als durch die Entwendung einer Mappe mit Akten des Geheimrates Albert (zugeteilt der deutschen Botschaft für Finanz- und Wirtschaftsangelegenheiten), die offenbar durch englische Geheimagenten bewerkstelligt worden war, dieser Sachverhalt bekannt wurde, ertönte ein förmliches Wutgeheul der Ententepresse. Sie stellte sich insbesondere darüber empört, daß Graf Bernstorff in seiner Note erklärt hatte, wenn er über die nötigen, ungeheuren Summen hätte verfügen können, hätte er nicht gezögert, jede einzelne Waffen- und Munitionsfabrik in den Vereinigten Staaten kaufen zu lassen, um die Belieferung der Feinde zu verhindern.

Die deutschen Vertretungsbehörden hatten durch Funkspruch den Auftrag erhalten, dafür zu sorgen, daß deutsche Staatsangehörige in amerikanischen Munitions- und Waffenfabriken nicht weiterarbeiten und sich auf diese Weise später, im Falle der Heimkehr, den für Vorschubleistung des Feindes angedrohten, harten Strafen aussetzen. Die Aufgabe der deutschen Botschaft war eine verhältnismäßig leichte. Ihre Staatsangehörigen waren in den sel-

tensten Fällen einfache Arbeiter. Die blühende, deutsche Industrie brauchte vor dem Kriege alle Arme im Heimatlande. Hingegen war eine große Zahl von Intelligenzlern, Technikern, Ingenieuren, Beamten mit akademischer Bildung in amerikanischen Betrieben tätig. Sie hatten meistens als Reserveoffiziere oder Offiziersstellvertreter schon spontan ihre Stellungen aufgegeben, um nicht den Feinden in die Hände zu arbeiten. Die deutsche Botschaft hatte ein privates Stellenvermittlungsbüro ins Leben gerufen, welches hier erfolgreich einsprang und die stellenlos gewordenen Deutschen anderwärts unterbrachte.

Im Gegensatz dazu waren unsere Untertanen, Magyaren, Polen, Ruthenen, in ihrer überwiegenden Zahl Berg- und Fabrikarbeiter. Ich hielt zunächst eine Aktion meinerseits im Hinblick auf die Tatsache, daß unsere Leute meistens als ungeschulte Arbeiter leicht zu ersetzen wären, für inopportun. Ich berichtete auch in diesem Sinne nach Wien mit dem Bemerken, daß wir riskierten, durch erzwungenen Austritt unsere Staatsangehörigen um ihr Brot zu bringen; daß wir dann möglichenfalls sogar moralisch verpflichtet wären, für ihren Unterhalt aufzukommen, was mit sehr großen Kosten verbunden wäre. Ich erhielt keine Antwort aus Wien, denn die Postverbindung mit Österreich war unterbrochen und es gingen nur selten und unregelmäßig Erlässe vom Ballplatz ein. Indessen erhielt ich durch einen Konsularbericht Kenntnis von der Tatsache, daß in den Bethlehem-Stahlwerken, welche im größten Maßstabe an die Alliierten Munition lieferten, namentlich in einzelnen Gießereien kompakte Gruppen von geschulten magyarischen Arbeitern beschäftigt waren. Es war der Schluß naheliegend, daß die gleichzeitige Arbeitseinstellung dieser unserer Landsleute die Massenherstellung von Bomben und Granaten in Bethlehem zum mindesten desorganisieren und verlangsamen würde. Hauptmann von Papen ersuchte mich wiederholt, auch meinerseits die Munitionslieferungen durch irgendwie aussichtsreich erscheinende Maß-



COUNT J. H. VON BERNSTORFF
The German Ambassador.

The Kaiser chops and chops all day,
The doctor said he should;
But his Ambassador, they say,
Just keeps on sawing wood
And making good.

nahmen nach Möglichkeit zu behindern. Da traf es sich, daß mir am 18. August bei dem anläßlich des Kaiser-Geburtstages abgehaltenen Koloniebankett vom Generalkonsul Nuber ein Redak-

teur der ungarischen Zeitung „Szabadság" (Freiheit) vorgestellt wurde. Dieser etwas anrüchige Journalist war bei einer Bestechungsaffäre des Banus Grafen Khuen-Héderváry im Agramer Landtag arg kompromittiert worden und hatte es vorgezogen, den Atlantischen Ozean zwischen sich und Kroatien zu setzen. Er unterbreitete am folgenden Tage dem Generalkonsul Nuber Vorschläge behufs wirksamer Herausrufung der magyarischen Gießer, Vorschläge, die er mir auch persönlich vorbrachte. In einem ungarisch geschriebenen Memorandum schmückte er dieselben noch weiter in phantastischer Weise aus, offenbar um den Wert seiner Intervention zu steigern. Ein unglücklicher Zufall wollte nun, daß ich am selben Abende vom Grafen Bernstorff zum Diner mit dem amerikanischen Journalisten James Archibald eingeladen wurde, was dem englischen Geheimdienst offenbar auffiel. Archibald, ein sehr geschickter Berichterstatter und Conférencier, war in unserem Solde, hatte Zutritt zu unseren Fronten. Er hatte soeben eine erfolgreiche Tournee von Propagandavorträgen mit Lichtbildern in unserem Interesse absolviert und sollte sich am nächsten Tag auf der „Rotterdam" einschiffen, zunächst um nach Berlin und Wien zu gehen. Er hatte vom Grafen Bernstorff und von mir Empfehlungsschreiben an unsere Grenz- und die deutschen Militärbehörden erhalten. Während des Diners bot er sich dem Gastgeber und mir dringend und wiederholt als Überbringer von Depeschen nach Berlin und Wien an. Ich erwiderte ihm, ich würde ihm eine Kurierexpedition anvertrauen, die schon fertig und unterschrieben war. Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr überraschte mich Generalkonsul Nuber durch Überreichung der deutschen Übersetzung des umfangreichen, oben erwähnten ungarischen Memorandums, zu dessen Herstellung er im unglücklichen Übereifer einen Teil der Nacht geopfert haben muß. Im ersten Augenblick meinte ich, es wäre zu spät, ich könnte ja dieses umfangreiche Schriftstück kaum einmal durchlesen und nur in einem eigenhändigen Privatschreiben einbegleiten, wenn es

noch Mr. Archibald auf der um zwölf Uhr segelnden „Rotterdam" erreichen sollte. Leider ließ ich mich aber doch dazu überreden, statt in aller Muße die Vorschläge zu prüfen und dann alles nur in Chiffre durch die Post an eine holländische Deckadresse zu expedieren. Die Denkschrift betonte, daß die magyarischen Arbeiter, die kaum englisch sprechen und nur ungarische Zeitungen lesen, einzig und allein durch eine konsequente Propaganda zunächst in der „Szabadság", dann auch in anderen ungarischen Zeitungen zum schwerwiegenden Entschlusse veranlaßt werden könnten, die gut bezahlte Arbeit aufzugeben und aus patriotischen Gründen die Bethlehem-Werke gleichzeitig zu verlassen. Anderseits riskiere auch die genannte Zeitung, durch ihre Pressekampagne eben, falls sie erfolgreich wäre, viele Abonnenten zu verlieren. Hierfür müßte sie von uns aus entschädigt werden. Es folgten dann lange, diffuse Auslassungen über die traurige finanzielle Lage des Blattes, die rückständigen Abonnementszahlungen usw., alles, um die Forderung der Summe von 10.000 bis 15.000 Dollar zu begründen. Auch die Anregung, durch einen Roman die Vaterlandsliebe der magyarischen Arbeiter zu entflammen, gab der phantasiebegabte Journalist, der überdies von der späteren Schaffung einer magyarischen Gewerkschaft (Union) faselte. Zum Schlusse behauptete er sogar in der Lage zu sein, ihm ergebene Landsleute in Bethlehem einschmuggeln zu können, welche den angestrebten Streik in Szene setzen sollten, was notorisch ausgeschlossen war, da seit Kriegsausbruch in den Munitionsfabriken keine feindlichen Staatsangehörigen mehr angestellt wurden. Obwohl mir nun diese Ausschmückungen und Übertreibungen, von denen die mündlichen Vorschläge frei gewesen waren, durchaus nicht paßten, so hatte ich keine Zeit, sie zu streichen oder mich des näheren darüber auszulassen, falls mein Brief die „Rotterdam" noch erreichen sollte. Ich schrieb in fliegender Hast folgenden Privatbrief an den Baron Burian, der photographiert in der „World" als „corpus delicti" erscheinen sollte:

„New York, 20. August 1915.

Hochwohlgeborener Freiherr!

Gestern abends erhielt Generalkonsul Nuber das anliegende Promemoria von dem Hauptredakteur der hiesigen, einflußreichen Zeitung ‚Szabadság', nach einer vorhergehenden Besprechung mit mir und in Ausführung seines mündlichen Vorschlages behufs Vorbereitung von Ausständen in den Bethlehem-Stahl- und Munitionsfabriken sowie im Middle-West. Heute um zwölf Uhr fährt der Eurer Exzellenz wohlbekannte Mr. Archibald auf der ‚Rotterdam' nach Berlin und Wien. Ich möchte diese seltene sichere Gelegenheit benützen, um die Vorschläge Eurer Exzellenz wohlwollender Berücksichtigung wärmstens zu empfehlen. Ich habe den Eindruck, daß wir die Produktion von Kriegsbedarf in Bethlehem und im Middle-West, wenn nicht ganz verhindern, so doch stark desorganisieren und auf Monate aufhalten können, was nach Aussage des deutschen Militärattachés von großer Wichtigkeit ist und das relativ kleine Geldopfer reichlich aufwiegt. Aber selbst wenn die Ausstände nicht gelingen, so ist doch Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir für unsere armen, bedrückten Landsleute unter dem Drucke der Konjunktur günstigere Arbeitsbedingungen erzwingen. In Bethlehem arbeiten jetzt diese weißen Sklaven zwölf Stunden täglich und sieben Tage in der Woche! Alle schwachen Leute gehen zugrunde, werden brustkrank!

Soweit deutsche Arbeiter unter den geschulten Elementen vorhanden sind, wird für ihren Austritt sofort gesorgt werden. Es ist außerdem ein deutsches p r i v a t e s Stellenvermittlungsbüro geschaffen worden, welches solchen freiwillig Stellenlosen neue Beschäftigung verschafft und schon gut funktioniert. Wir werden auch beitreten, und die weiteste Unterstützung ist uns zugesagt.

Ich bitte Eure Exzellenz um gütige Verständigung durch draht-

lose Antwort mit Bezug auf diesen Brief, ob Hochdieselben einwilligen.

In größter Eile und verehrungsvoller Ergebenheit

C. Dumba."

Unsere ganze Kurierexpedition war, wenn ich nicht irre, Mr. Archibald schon im Hotel zugekommen. Meinen Privatbrief schickte ich durch Legationssekretär von Hedry an Archibald an Bord der „Rotterdam" und ließ ihm noch besondere Vorsicht bezüglich dieses wichtigen Schriftstückes einschärfen. Ich ließ Archibald sagen, die ganze übrige Kurierexpedition könne er im Notfalle preisgeben; nur den Privatbrief an Baron Burian im kleinen Format müßte er auf jeden Fall vernichten. Ich konnte um so eher die genaue Ausführung dieser dringenden Empfehlung erwarten, als ich Mr. Archibald als einen gewandten Amateurtaschenspieler kannte, der mit Leichtigkeit Eier oder Münzen aus der Nase oder den Ohren seiner Mitsprecher zog und wieder verschwinden ließ. Leider aber täuschte ich mich gründlich in meiner Erwartung. Mr. Archibald entpuppte sich als ebenso leichtsinnig als selbstbewußt. Er übergab die Kurierexpedition dem „Purser" zur Aufbewahrung im Stahlschrank, glaubte dadurch im Notfalle die Aufmerksamkeit der britischen Behörden in Falmouth, wo die „Rotterdam" zur Landung gezwungen wurde, abgeleitet zu haben und behielt den bewußten Brief ruhig in seiner Rocktasche, statt ihn in irgendeinem wenig gelesenen Buche der Bibliothek des Schiffes zu verstecken. In Falmouth wurde er aber sofort verhaftet, einer Leibesuntersuchung unterzogen und der verfängliche Brief wurde gefunden. Auch die Kurierexpedition wurde beim „Purser" beschlagnahmt und später alle Aktenstücke, soweit sie interessieren konnten, sogar in einem parlamentarischen Weißbuche veröffentlicht.

Wenn schon in London der Fang großes Aufsehen erregte und publizistisch verwertet wurde, so kann man sich kaum vorstellen,

zu welcher Sensation er in Amerika aufgebauscht wurde. Die „World", Wilsons Organ, führte den Chor, alle großen Blätter Neu-Englands, ohne Parteiunterschied, folgten. Ich hatte in der Eile den Fehler begangen, in meinem Privatschreiben an Burian



nicht nur die Möglichkeit eines Ausstandes in Bethlehem, sondern auch ganz allgemein im Middle-West zu erwähnen, weil der ungarische Redakteur dies getan hatte. Dazu kam der mißliche Umstand, daß das Wort Ausstand gleich Streik mit dem Worte

Aufstand (Revolte) verwechselt wurde und mein Brief von vielen Zeitungen in dieser Version erschien. Berichtigungen helfen in solchen Fällen gar nicht, schaden eher. Sofort wurde ich und alle österreichisch-ungarischen Konsuln bezichtigt, im ganzen industriellen Osten und in Pittsburg, San-Louis usw. Unruhen und Streiks zu organisieren oder verschiedene kleinere Explosionen in Munitionsfabriken, die in Wirklichkeit von deutschen Arbeitern herrührten, in Szene gesetzt zu haben. Es gab einen wahren Sturm von wahrer oder geheuchelter Entrüstung und die Zeitungen, die ja in den Vereinigten Staaten von sensationellen Nachrichten leben, brachten ganze Kolonnen von Wahrheit und Dichtung über mich, mein Tun und Lassen, teilweise unter geschmacklosen Beschimpfungen, teilweise mit dem unverhohlenen Bedauern, daß nicht Graf Bernstorff, sondern ich durch den Zwischenfall Archibald kompromittiert war. Dafür gaben sie desto freier ihrem Unmut über Hauptmann von Papen Ausdruck, der nicht so vorsichtig wie sein Chef, Mr. Archibald, gleich mir eine vollständige Kurierexpedition anvertraut hatte. Das Publikum erfuhr aus dessen aufgefangenen Briefen von neuem, wie erfolgreich sich der deutsche Militärattaché in der Behinderung der Munitionslieferung betätigt hatte. Was aber die amerikanische Presse besonders übelnahm, das war sein Ausspruch in einem Privatbrief an seine Frau: „Ich sage es immer diesen blöden Yankees usw." Charakteristisch ist es, daß nur dieser Privatbrief als besonders belastend auch im Weißbuch veröffentlicht wurde, während mehrere Privatbriefe meinerseits nicht dasselbe Schicksal teilten, sondern nur unter Anführung des Adressaten erwähnt wurden, z. B. Privatbrief an Herrn Nicolaus Dumba, oder Privatbrief an die Großfürstin (soll heißen Erzherzogin Maria Therese) über Sammlungen zugunsten unseres „Roten Kreuzes". In einem meiner im Weißbuch erschienenen Berichte führte ich allerdings aus, daß es vergebliche Mühe wäre, den etwas e i g e n w i l l i g e n (selfwilled) Präsidenten zur Erlassung des Embargos auf Waffen

und Munition zu bewegen. Diese Qualifikation war aber so zutreffend, daß in der amerikanischen Presse nur wenige Kommentare darüber laut wurden. Es erschienen zahlreiche Karikaturen von mir, einige recht gelungene und sogar ähnlich, welche, soweit sie uns zugänglich waren, samt Zeitungsausschnitten von meiner Frau in zwei Albums aufgeklebt, noch jetzt meine Gäste belustigen. Da mir aber das Schimpfen der Presse zu arg wurde, beschloß ich nach Washington zu fahren, um dem Staatssekretär Lansing meinen Standpunkt klarzumachen und die Tatsachen richtigzustellen. Ich konnte letzterem die telegraphischen Instruktionen meiner Regierung vorlegen, wonach ich u n s e r e, in Munitionsfabriken, welche die Alliierten belieferten, beschäftigten Arbeiter, das heißt ausschließlich österreichische oder ungarische Staatsangehörige, unter Hinweis auf die sie wegen Vorschubleistung des Feindes treffenden Strafe herauszurufen hatte. Ich berief mich darauf, daß mein französischer, englischer und italienischer Kollege ihre Staatsangehörigen aus allen Betrieben herausholten, um sie nach Hause behufs aktiver Teilnahme an den Feindseligkeiten zu schicken. Wir wollten nur unsere eigenen, hier nicht naturalisierten Leute an der Herstellung von Munition für unsere Feinde verhindern. Wenn das Plus, die weitergehende Intervention, legitim ist, muß auch das Minus, unser Eingreifen mit einem rein negativem Ziele, gestattet sein. Mr. Lansing betonte, daß doch die Bethlehem-Stahlwerke auch für das Heer der Union Waffen und Munition erzeugen. Davon wußte ich nichts, hörte aber übrigens später, daß dies nur in ganz geringfügigem Ausmaße der Fall wäre. Ich betonte überdies, daß ich mit meinem Worte dafür einstehen könne, daß ich überhaupt nichts unternommen und keinen Cent ausgegeben habe, um Streiks zu inszenieren. Jetzt hätte ich mittels drahtlosem Telegrammes die Ermächtigung erbeten, 10.000 Dollar für die ungarische Presse auszugeben, welche eben durch den angestrebten Austritt der magyarischen Arbeiter viele Abonnenten verlieren würde. Mr. Lansing

blieb stumm, was übrigens bei ihm nicht auffiel, da er bei früheren politischen Konversationen auch nicht viel oder nichts zu sagen hatte. Als ich aber der sehr kurzen Unterredung ein Ende machte, gab er mir beim Abschied nicht die Hand, blieb steif bei seinem Schreibtische stehen, bis ich das Zimmer verließ. Ich schloß sofort daraus, daß bereits die Entscheidung Wilsons für das Verlangen meiner Abberufung gefallen sei und begab mich direkt zum dritten „Assistent Secretary" Mr. Phillips, dem liebenswürdigsten und weltmännischesten der Funktionäre des State-Department. Er konnte mir immer nur wiederholen: „I am very sorry, I am extremely sorry", und bewies durch sein Benehmen, daß mein Abgang doch an einer Stelle wenigstens nicht ohne Bedauern aufgenommen wurde. Ich teilte Mr. Phillips mit, daß ich den Botschaftsrat Baron Zwiedinek mit der Leitung der laufenden Geschäfte betrauen und ihm ans Herz legen würde, sich immer an meinen Mitredner zu wenden, auf dessen loyale Unterstützung er sich verlassen könne. Als ich das State-Department verließ, wurde ich zuerst von einigen Reportern und Photographen überfallen, die, durch meine heitere Miene getäuscht, glaubten, ich hätte durch meine Aussprache mit Lansing wieder alles ins richtige Geleise gebracht. Kaum hatte ich mich von dieser Meute losgemacht, als Mr. John O. Laughlin, der schon erwähnte Sekretär des Gridiron Clubs und Korrespondent verschiedener Zeitungen, sich zu mir gesellte und mir den dringenden Rat gab, doch den mich bedrohenden Sturm durch freiwilligen Rücktritt von meinem Posten zu besänftigen. Ich hatte sofort den Eindruck, daß er im Auftrage des State-Department handle, und antwortete mit einem kategorischen „Nein". Ich hätte vielleicht undiplomatisch, jedenfalls unvorsichtig gehandelt und vor allem das Unrecht gehabt, erwischt zu werden. Aber ich hielte es für unwürdig, angesichts des Schimpfkonzertes, welches dem State-Department so erwünscht scheine, die Flucht zu ergreifen. Ich hätte nur meine Pflicht erfüllt, mein Recht ausgeübt, keine unehrenhafte

Handlung begangen, so phantastische oder ungereimte Lügen auch die Zeitungen über mich brachten. Jetzt wolle ich den Strauß ausfechten und sehen, wie die amerikanische Regierung, ihrer unneutralen Haltung getreu, gegen mich vorgehen werde.

Ich hatte unterdessen einen englischen Aufruf in allen großen Zeitungen an unsere Staatsangehörigen veröffentlicht, worin sie aufgefordert wurden, die Munitionsfabriken zu verlassen. In Washington ersuchte ich den Arbeitsminister um eine Unterredung, um ihn um seine Unterstützung bei Placierung der eventuell stellenlos gewordenen Arbeiter zu bitten. Ich wurde indessen nur vom ersten Sektionschef empfangen, der sich zurückhaltend dahin äußerte, zuerst müsse man abwarten, ob überhaupt unsere Staatsangehörigen aus den Munitionsfabriken austreten werden. Es sei dann noch immer Zeit, für sie neue Stellen zu suchen.

Ich fuhr am nächsten Tag nach New York, wo mich ein vom State-Department nachgeschickter Funktionär aufsuchte, der mir gegen Empfangsbestätigung die Abschrift des an den amerikanischen Botschafter in Wien, Mr. Penfield, gerichteten Telegrammes betreffs die Entziehung meines Agrements durch Wilson übergab. Der Wortlaut in deutscher Übersetzung ist folgender: „Mit Rücksicht auf die eingestandene Absicht des Dr. Dumba, geheim mit anderen darauf hinzuarbeiten (to conspire), legitime Industrien des amerikanischen Volkes zu lähmen und ihren legitimen Absatz zu unterbrechen, und mit Rücksicht auf die schreiende Verletzung diplomatischer Schicklichkeit durch Verwendung eines durch einen amerikanischen Paß geschützten, amerikanischen Staatsangehörigen als geheimen Träger von offiziellen Depeschen durch die Österreich feindlichen Linien, beauftragt mich der Präsident, Eurer Exzellenz zu benachrichtigen, daß Dr. Dumba nicht mehr der Regierung der Vereinigten Staaten als Botschafter Seiner Kaiserlichen Majestät genehm ist."

Kennzeichnend für die amerikanische Methode der Geschäfts-

führung ist, daß dieser Wortlaut schon am nächsten Morgen in allen amerikanischen Zeitungen veröffentlicht wurde, zu einer Zeit, wo das Telegramm noch gar nicht in Wien eingelangt war. Es war eben darauf berechnet, Wilson als den starken Mann darzustellen, der gegen die von der Ententepresse denunzierten Verschwörer und angeblichen Gesetzbrecher mit Strenge vorgeht. In dieser Presse warf man ihm unbegreiflicherweise noch immer trotz aller der Sache der Alliierten bezeugten Gunst Schwäche und Nachsicht gegenüber den Machenschaften der Agenten und Vertreter der Zentralmächte vor. Hier war also eine Gelegenheit, diesen Vorwurf zu entkräften, welche sofort benützt wurde.

Was das Wesen der mir zur Last gelegten Handlungen betrifft, so sind das Verbum „to conspire" oder das Wort „conspiracy" technische Ausdrücke der amerikanischen Gesetze für die geheime Verabredung von zwei oder mehreren Personen. Allein der Ausdruck ist nicht mehr am Platze, sobald die Verabredung nur die Setzung von gesetzlich unangreifbaren, vollkommen legitimen Handlungen bezweckte. Der Herausrufung der e i g e n e n Staatsangehörigen aus den Munitionsfabriken, die allein ins Auge gefaßt war und die ich auch dann ganz offen in den englisch erscheinenden Zeitungen, allerdings ohne Erfolg, veranlaßte, konnte mir in keiner Weise zum Vorwurf gemacht werden. Etwas anderes ist es um das Motiv meiner Vorgangsweise. Nach dem Auftrage meiner Regierung sollte ich diese Leute vor den Folgen der „Vorschubleistung des Feindes" bewahren, denen sie sich bei eventueller Rückkehr aussetzten. Nach meinem interzeptierten Privatbrief hingegen war die Möglichkeit der Verzögerung oder Desorganisierung der Munitionsproduktion ein mitbestimmender Beweggrund. Obwohl nun Streiks und auch Aufforderungen zu Streiks keine ungesetzlichen Handlungen sind, so gehört die letztere Tätigkeit keineswegs zu den regelmäßigen Funktionen eines akkreditierten Diplomaten. Ich hatte in meiner Lansing übergebenen Denkschrift offen den Standpunkt eingenommen, daß

ich nur ganz gesetzliche Handlungen geplant. Niemand könne mir selbst die Absicht, die Munitionsbelieferung der Alliierten, welche meine Regierung für unneutral halte, nach Kräften zu behindern, als Schuld ansehen. Ich wäre nicht in Washington, um die angeblich neutralen Rechte der Kriegsfabrikation zu schützen, sondern um die Interessen und Rechte meiner Landsleute und meines Landes zu wahren, das in einem Krieg auf Leben und Tod stehe. Ich wußte sehr gut, daß genügende Gründe für die amerikanische Regierung vorhanden waren, meine Abberufung zu verlangen, wollte aber eben nicht durch meinen freiwilligen Rücktritt den Schein erwecken, daß ich auch moralisch unrecht gehandelt oder daß ich im ganzen Unionsgebiete Arbeiterunruhen oder kleinere Explosionen vorbereitet hätte. Nicht das Verlangen nach meiner Abberufung, sondern die ungewöhnliche Form, die brüske Veröffentlichung ohne den geringsten Meinungsaustausch mit der Wiener Regierung, fällt dem State-Department zur Last. Das zweite Gravamen des Mißbrauches eines amerikanischen Staatsbürgers und seines Passes, um Depeschen durch die feindlichen Linien durchzuschmuggeln, konnte ich kaum ernst nehmen. Jeder amerikanische Freund oder Diplomat, der seit Kriegsausbruch nach Europa fuhr, hatte mich, falls sich die Gelegenheit dazu ergab, aufgefordert, ihm Briefe oder Depeschen für meine Regierung anzuvertrauen, und ich hatte wiederholt das Angebot angenommen, wie ich auch Lansing gegenüber bemerkte. Es konnte also nicht als ein schwerer Fehltritt angesehen werden. Außerdem war ja die „Rotterdam" gar nicht freiwillig in Falmouth eingelaufen, sondern durch die britische Regierung gezwungen, welche die neutrale Schiffahrt auf diese Art belästigte und einschränkte. Archibald wollte an Bord des Dampfers bleiben, die Anwendung des Spionagegesetzes auf diesen Fall ist bei den Haaren herbeigezogen und verdient gar keine ernste Widerlegung.

Das Merkwürdige in der Auffassung des State-Department

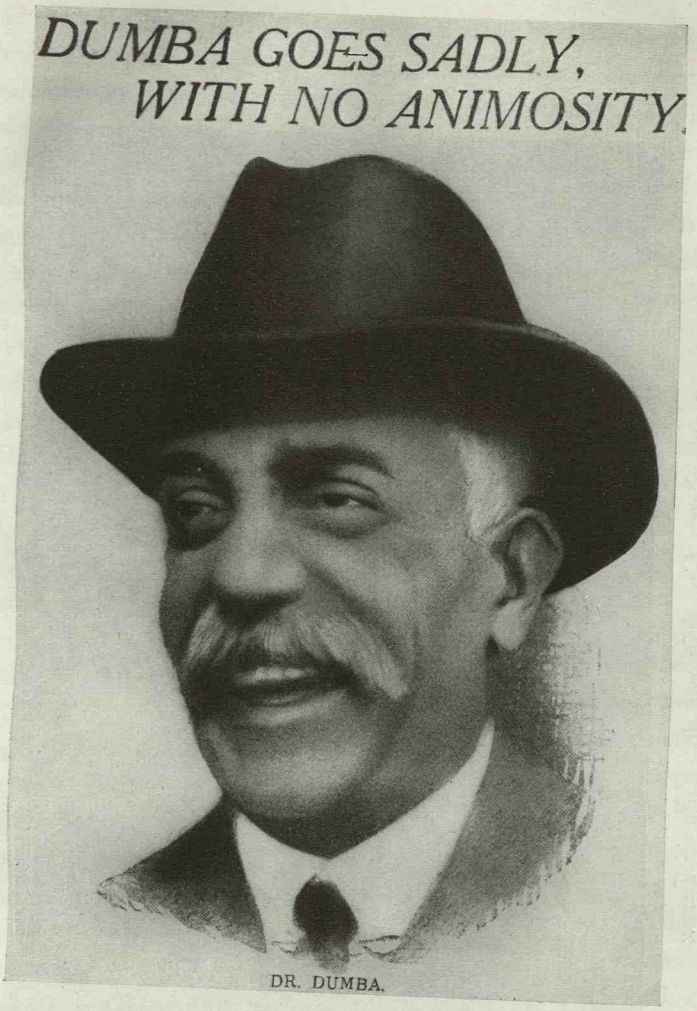
war aber, daß es mich, von dem Augenblick an, als mir das Agrement entzogen war, nicht nur nicht mehr als Botschafter behandelte, sondern mich daran hinderte, mit Wien telegraphisch in Verbindung zu treten und über den Zwischenfall zu berichten.



WEIGHING HIM.

Lansing glaubte, daß Baron Burian auf sein Telegramm an Penfield hin mich sofort abberufen würde, ohne mich und meine Erklärungen zu hören. Meine Absperrung war um so widersinniger, als ich ohnehin nur in claris unter der Zensur der Marinebehörden drahtlos telegraphieren konnte. Mein erstes Telegramm, eine

kurze Darstellung des Sachverhaltes gebend und mit der Bitte endend, ich möchte telegraphisch zur Berichterstattung auf Urlaub nach Wien berufen werden, wurde mir vom State-Department zurückgestellt unter dem nichtigen Vorwande, es wäre eine unneutrale Handlung, mir zu erlauben, über das in Falmouth Geschehene zu telegraphieren, obwohl Tausende von Zeitungen davon voll waren. Ich ließ indessen Lansing und auch Phillips sagen, ich würde auf meinem Landsitz ruhig den schönen Herbst genießen und abwarten, bis man mir die Möglichkeit gebe, meiner Regierung zu berichten; es hätte doch keinen Sinn, zu glauben, irgendeine Regierung würde ihren Botschafter abberufen, ohne ihn und dessen Verantwortung gehört zu haben. In der Mehrzahl der Zeitungen wurde das von Washington lancierte Gerücht verbreitet, ich wäre von meiner Regierung desavouiert und abberufen worden. Andere wieder meldeten, in Wien wolle man mich schonen und nur auf Urlaub einberufen. Darauf aber wolle sich Wilson nicht einlassen, da man mir die verdiente Demütigung zufügen wolle, daß ich als desavouiert abberufener Botschafter abgehe. Nur unter dieser Bedingung würde das State-Department mir die nötigen Geleitbriefe des französischen und englischen Botschafters erwirken. Da die Preßhetze, anknüpfend an erdichtete Machinationen meiner Wenigkeit und unserer Konsuln, fortdauerte, ließ ich einen Brief an Mr. Lansing veröffentlichen, worin ich nochmals den ganzen Tatbestand zusammenfaßte, insbesondere die Unmöglichkeit, geheime Telegramme abzusenden, die Tatsache, daß ich selbst in claris mit meiner Regierung nicht verkehren dürfte, also die ganz unneutrale Haltung des State-Department im Gegensatz zu seinem den Ententebotschaften günstigen Verhalten hervorhob. Mich amerikanischen Sitten anpassend, ließ ich dasselbe in der „New York Times" sogar früher erscheinen, als es dem von Washington zufällig abwesenden Mr. Lansing zugekommen war. Die Presse überhäufte mich hierauf mit Vorwürfen wegen angeblicher Verdrehung der Tatsachen



Der von New York scheidende Autor



Der Autor und dessen Gemahlin vor der Villa in Lenox

und kühner Herausforderung des State-Department. Letzteres aber blieb stumm, und von Washington kam den Zeitungen das Leitmotiv zu, mein Brief hätte nichts Neues gebracht, verdiene daher keine Antwort. Mr. Penfield scheint sich indessen davon überzeugt zu haben, daß man in Wien auf meine Abberufung ohne weiteres nicht eingehen wolle. So wurde mir endlich in Lenox die Möglichkeit gegeben, nach Wien in claris um meine Beurlaubung behufs Berichterstattung zu telegraphieren. Ich erklärte Mr. Phillips, daß ich selbstverständlich nicht zurückkehren werde, und dieselbe Zusicherung erwirkte Mr. Penfield von Baron Burian. Daraufhin telephonierte mir der legal adviser des State-Department Mr. Polk von Washington nach Lenox und fragte mich, ob ich denn nicht gerne nach meiner Heimat zurück möchte. Ich erwiderte, daß mir nichts erwünschter wäre, aber daß ich nicht abberufen sei und nur auf Urlaub abgehe. Er replizierte mit dem Ersuchen, ich möchte doch schriftlich dem State-Department den Wunsch der Heimreise, ohne näheren Zusatz, und die Bitte um Übermittlung des Laissez-Passer mitteilen. In dieser Form konnte endlich meine Abreise auf der „New Amsterdam" am 5. Oktober stattfinden. Ich reiste mit meiner Frau, meinem Kammerdiener und der Jungfer meiner Frau, zwei schwarzen, schottischen Terriers und einem Kanarienvogel ab. Unsere Kabine sowie der Salon der I. Klasse waren mit Blumenspenden und Körben voller Früchte gefüllt. Unsere persönlichen, intimsten Freunde kamen zum Abschied an Bord der „New Amsterdam". Von Missionschefs war begreiflicherweise niemand anwesend. Graf Bernstorff hatte mir den Abend vorher ein Abschiedsdiner gegeben, bei dem Mr. Alison Armour, der in Kiel früher viel gesehene Jachtbesitzer, dessen Gäste wir oft waren, der einzige Amerikaner war. Die oberen Vierhundert waren eifrigst bemüht, jeder Begegnung mit uns auszuweichen. Aber die vielen Blumen- und Fruchtspenden, die wir erhielten, beweisen, daß uns so manche Freunde in dieser schweren Stunde geblieben waren.

Ich unterwarf mich mit gutem Willen dem letzten Überfall der Photographen und Reporter auf dem P i e r, die mich, des besseren Lichtes wegen, baten, einige hundert Schritte bis zum Ende desselben zu gehen. Den Reportern sagte ich, dem Sinne nach, daß



"Having Regard to the elf-Willed Temperament of the President."

ich lebhaft bedaure, das Land, dessen herzliche Gastfreundschaft ich genossen und wo ich so viele Freunde gewonnen hätte, verlassen zu müssen. Auch bedaure ich lebhaft, infolge des Krieges nicht mehr Kalifornien und den goldenen Westen gesehen zu haben. Ich trage niemandem im Lande etwas nach und hege die größte Sympathie und freundschaftliche Gefühle für das ameri-

kanische Volk. Die Überfahrt war glänzend mit Rücksicht auf die vorgerückte Jahreszeit. Die „New Amsterdam" etwas langsam (wir fuhren acht Tage, bis wir in Falmouth anlegten), aber breit und komfortabel, die Verpflegung vorzüglich. Kapitän Baron, ein alter Seebär, teilte mir in liebenswürdigster Weise jeden Tag die einlaufenden drahtlosen Telegramme vom Kriegsschauplatz mit. Die übrigen Passagiere aber, aus Engländern, Belgiern, Holländern und Deutschen bestehend, blieben in Unkenntnis der Kriegsmeldungen, da, wie mir der Kapitän bemerkte, die Gefahr vorlag, daß die Kriegsgespräche zu lebhaft würden. In Falmouth am Abend angekommen, mußte ich noch die rohe Behandlung eines englischen Majors, eines wahren Kommißknopfes, über mich ergehen lassen, der meinen Diener, obwohl er im Geleitbriefe von Sir Cecil Spring-Rice ausdrücklich erwähnt und kriegsuntauglich war, vom Schiffe herunterholen und internieren lassen wollte. Als ich ihm aber erwiderte, daß ich die Versicherung geben könne, der Mann würde nicht in unsere Armee eingereiht werden, erwiderte er, wie kann ein diskreditierter Botschafter erwarten, daß seiner Versicherung geglaubt werde? Ich replizierte, ich sei in meinem eigenen Lande nicht diskreditiert, brach sofort die Unterredung ab. Da ich aber neben dem Major einen vornehm aussehenden jungen Offizier über die Taktlosigkeit seines Vorgesetzten erröten sah, nahm ich ihn zur Seite mit den Worten, ich glaubte, ich stände vor Gentlemen, und bat ihn, ein Telegramm an Sir Edward Grey zu expedieren, worin ich, an seine Courtoisie appellierend, unter Wiederholung meiner Zusicherung um Freilassung meines Kammerdieners ansuchte. Die zustimmende Antwort kam noch während der Nacht. Der störrige Major aber erklärte, er nehme Befehle nur vom War Office und hielt unseren Dampfer noch einen Tag zurück, bis er die telegraphischen Instruktionen erhielt. Wir fuhren dann nach Deal bei Dover, wo alle neutralen Schiffe behufs eingehender Durchsuchung durch Marinedetachements konzentriert wurden. Dort wurden wir noch

drei Tage und Nächte zurückgehalten. Wir hatten eine sehr große Ladung von Rohkupfer an Bord, welches an die holländische Regierung konsigniert war. Die englische Regierung hatte große Lust, dieses wertvolle Metall unter irgendeinem Vorwande zu beschlagnahmen. Ich hörte im Jahre 1926 anläßlich eines Besuches von London von dem befreundeten holländischen Gesandten van Swinderen, daß er die größte Mühe hatte, das Kupfer zu retten, welches man in Holland für die Patronenhülsen der 250.000 mobilisierten Truppen brauchte. Die britischen Matrosen untersuchten das ganze Schiff mit der größten Genauigkeit, krochen sogar durch die Ventilationsschachte. Das ganze Schiffspersonal wurde einem strengen Verhör unterzogen. Unter den Heizern befanden sich deutsche Kapitäne der Hapag mit norwegischen Pässen, die sich aber durch die Unkenntnis dieser Sprache verrieten und prompt herausgeholt wurden. Schon in Falmouth hatte dasselbe Schicksal eine ganze Zahl von heimkehrenden Bulgaren getroffen, obwohl meines Wissens Bulgarien noch nicht in den Krieg eingetreten war. Aber die Engländer hatten das Völkerrecht längst in Fetzen gerissen. In Deal konnte man sofort den Unterschied zwischen Armee und Marine, der eigentlichen Nationalwaffe Englands, sehen. An der Spitze des Marinedetachements stand ein Marinereserveoffizier, Mr. Duff, Neffe des Lord Dudley und liberales Parlamentsmitglied. Er stellte sich mir sofort vor und bat um die Ehre, die Bekanntschaft meiner Frau zu machen. Wir luden ihn, sowie einen zweiten Reserveoffizier, zum Tee ein. Es stellte sich heraus, daß wir gemeinsame Bekannte hatten, so daß die Herren über eine Stunde beim Tee blieben. Sie kamen jeden Tag wieder, brachten uns Zeitungen und zum Schluß übernahmen sie Briefe und Telegramme meiner Frau zur Expedition, während zwei Torpedoboote unseren Dampfer flankierten, um uns auf das strengste von der Küste abzusperren. Ich fragte unter anderem Mr. Duff, wieso er mit uns so freundschaftlich verkehren könne, da doch die englischen Zeitungen so viel Böses über mich

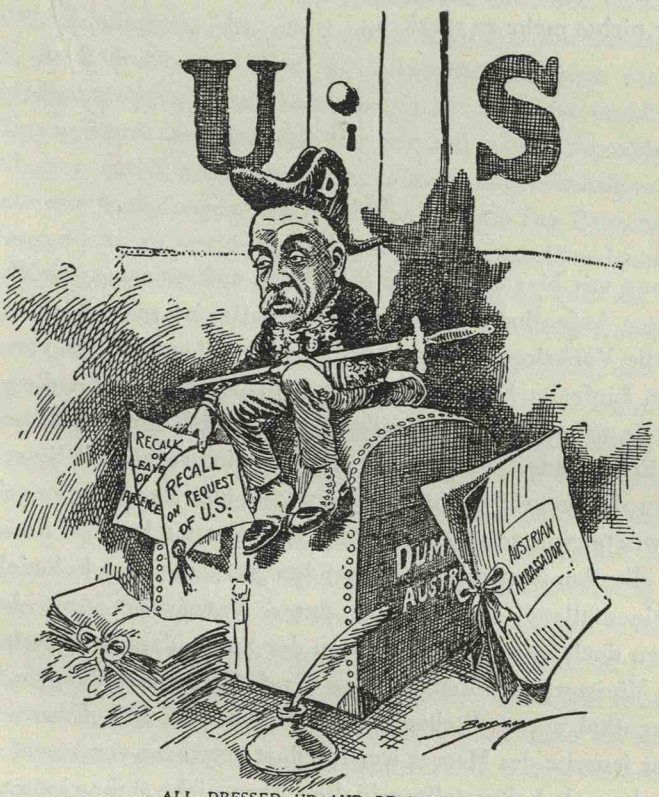
erzählten. Seine Antwort lautete: Wir glauben ja doch nicht ein Wort von dem, was die Presse dem großen Publikum auftischt. Kommen Sie nur nach dem Frieden zu uns und Sie werden mit offenen Armen aufgenommen werden. Hier täuschte sich allerdings der liebenswürdige Engländer, denn unser Londoner Gesandter, Baron Franckenstein, der unter Graf Mensdorff jahrelang unserer Botschaft angehört hatte, mußte trotz persönlicher Beliebtheit nach dem Frieden mehrere Jahre warten, bevor er nur in den Golf- und Lawn-tennis-Klub aufgenommen wurde. Hingenen war Mr. Duff schon im Jahre 1915 davon überzeugt, daß England bald die allgemeine Wehrpflicht einführen müsse, um den Krieg weiterzuführen.

Endlich wurde die „New Amsterdam" freigegeben. Der wutschnaubende Kapitän antwortete auf meine Frage, ob uns ein englisches Torpedoboot führen würde, da wir ja in nächster Nähe der Minenfelder waren: „Nein, so rücksichtsvoll sind die Engländer nicht. Meine Instruktionen lauten, ich solle mich bis zu einem gewissen Punkte in der Distanz von einer Seemeile von der Küste halten, nicht mehr und nicht weniger, dann im rechten Winkel nach Holland abbiegen. Nun ist das Wetter zum Glück klar, aber wie, wenn wir Nebel gehabt hätten?" Übrigens hatte jeder von uns seinen Schwimmgürtel in der Kabine; auch waren die wenig zahlreichen Passagiere auf die verschiedenen Rettungsboote verteilt worden, und wir hatten uns genau den Weg dahin eingeprägt. Der letzte Abend begann also unter etwas unheimlichen Umständen, obwohl alle Ruhe zur Schau trugen. Wie üblich, vereinigten sich die bekannten Passagiere zu einem späten Diner mit Champagner. Ich entfernte mich unbemerkt spät abends, um zur Kommandobrücke aufzusteigen und den Kapitän zu fragen, ob alles in Ordnung sei. Ich fand auf derselben nur mehr den Ersten Leutnant, der mir lächelnd erklärte, wir hätten die Gefahrenzone glücklich passiert und würden in einigen Stunden in Rotterdam ankommen. Ich brachte die gute Nachricht den

Tischgenossen, die sie mit Jubel aufnahmen. Am nächsten Morgen um fünf Uhr früh langten wir schon in unserem großen Bestimmungshafen an, von Baron Giskra, unserem Gesandten im Haag, begrüßt, der in seiner echt kollegialen Liebenswürdigkeit uns abholte und in seinem Automobil sofort nach dem Haag brachte. Dank der von ihm und seiner kunstsinnigen Gattin uns erwiesenen auserlesenen Gastfreundschaft war uns vergönnt, im Haag einige sehr angenehme Tage zu verbringen, welche wir zu mehrfachen Anschaffungen von alten holländischen Möbeln benützten. Hier erst bekam ich das Archibald gewidmete Weißbuch sowie einige „Times"-Artikel mit giftigen Kommentaren über die mir zuteil gewordene, zu glimpfliche Behandlung zu Gesicht. Wir waren nahezu vierzehn Tage auf der „New Amsterdam" eingeschifft, so daß die Mundvorräte knapp geworden waren und auch die uns zum Abschied gesandten, in der Eiskammer aufbewahrten Rosen (sogenannte American beauties) nicht mehr reichten.

Der Unterschied im Vergleiche zu den rapiden Überfahrten auf den Eilschiffen „Mauretania" und „Lusitania" war ein gewaltiger. Allein der breite, langsam fahrende holländische Dampfer entsprach sozusagen den soliden Eigenschaften der Holländer. Er war viel stetiger als jene beiden schnellsten englischen Ozeanriesen; die Kost noch reichhaltiger, die innere Ausstattung geschmackvoller, die Bibliothek wirklich international. Der liebenswürdige Kapitän Baron machte uns die Überfahrt so behaglich als nur möglich. In unseren täglichen Gesprächen taute er auf, um zum Schluß seinen ganzen Zorn über die Übergriffe und Schikanen der britischen Behörden mir gegenüber auszuschütten. Die englischen Hafenbehörden erreichten dadurch, daß die holländischen Passagierdampfer kaum zwei Drittel ihrer programmäßigen Fahrten durchführen konnten, um ihren eigenen großen Schiffen eine größere Frequenz zu sichern. Kapitän Baron gestand mir aber doch, daß seine Reederei in einem Jahre bereits 80% ihres Kapitals verdient habe.

Wir fuhren dann nach einigen Tagen nach Berlin. Schon auf der Eisenbahnfahrt hatte ich Gelegenheit, zu meinem großen Mißbehagen zu sehen, wie kriegsmüde die Deutschen waren. Ein Schaffner, der hörte, wer ich sei, erkundigte sich angelegentlich,



ALL DRESSED UP AND READY TO GO.

wann Amerika oder Wilson den Frieden bringen würde. Dieselben Fragen wurden an mich in Berlin von vielen Seiten gestellt. Ich sah Staatssekretär des Äußeren von Jagow, der schon damals recht verzagt schien und mit seinem zartbesaitetem Naturell kaum der richtige Mann war, um Bethmann-Hollweg in seinen schweren

Kämpfen mit den Militaristen zu stützen. Ich gewahrte schon überall Kriegsmüdigkeit, Zweifel am endlichen Sieg, Hoffnung auf einen Verständigungsfrieden durch amerikanische Vermittlung. Von der zuversichtlichen Stimmung, die unsere offiziellen Kundmachungen der neutralen Welt weismachen sollten, war leider nichts mehr zu merken.

7.

Rückblick

Wenn mir hier ein kurzer Rückblick auf meinen zweieinhalbjährigen Aufenthalt in Washington gestattet ist, so muß ich natürlich die Vorkriegszeit von April 1913 bis August 1914 von den ersten fünfzehn Kriegsmonaten auseinanderhalten. An die erste Periode meiner Amtswirksamkeit knüpfen sich nur die angenehmsten Erinnerungen. Es war für mich, der ich recht spät Botschafter wurde, ein großer Entschluß gewesen, über das Meer zu gehen. Ich wußte, wie geringes Interesse und Verständnis für Amerika und alle damit zusammenhängenden Fragen unser kolonieloses Kontinentalland, insbesondere unser Auswärtiges Amt, hegte. Waren doch keiner der beiden an der Spitze derselben gestandenen Minister, das heißt weder Graf Gołuchowski noch Graf Aehrenthal, der englischen Sprache wirklich mächtig. Unsere Vertreter jenseits des Meeres wurden dort entweder vergessen, oder sie galten als kaltgestellt, erhielten dann nicht mehr einen europäischen Posten. Trotzdem nahm ich zum Schluß den mir schon vor zwei Jahren vom Grafen Aehrenthal versprochenen Posten auf freundschaftliches Zureden des Grafen Berchtold, der unter mir als Sekretär in Paris gedient hatte, an. Er brachte das Argument vor, daß niemand in unserem ganzen diplomatischen Korps durch Beherrschung der englischen Sprache, Vermögen und mondänes

Geschick der Gemahlin für den Posten so geeignet wäre wie ich. Auch reizte es mich, die Neue Welt mit ihren ungeahnten Hilfskräften und stetig wachsendem Einflusse kennenzulernen. Ich hatte in Wien einige Monate Zeit, die Frage der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu studieren. Überdies verlockte mich die Empfindung, daß ich unter dem Grafen Berchtold, der durch die Balkankrisis vollauf in Anspruch genommen war, in Washington die Möglichkeit zu mannigfacher Initiative und freier Betätigung hatte. Der Empfang, der mir und meiner Gemahlin in Washington zuteil wurde, war ein überaus liebenswürdiger. Es regnete nur Einladungen, ich hatte den ganzen Tag Besuche zu empfangen oder zu erwidern; ich mußte die späten Abendstunden nach Diners oder Bällen zum Studium der Hauptfragen aus den Akten benützen und verdanke es nur meiner robusten Konstitution und dem schon im Juni begonnenen Landaufenthalt, daß ich nicht gleich in den ersten zwei Monaten gesundheitlich zusammenbrach. Dabei ist zu bedenken, daß ich mit meinen 57 Jahren zunächst als Lehrling die gänzlich verschiedenen, diplomatischen Methoden der Neuen Welt mir aneignen mußte. Alles, was man in jahrzehntelanger Übung gelernt und gepflegt hatte, mußte über Bord geworfen werden. Die Kunst der Menschengewinnung in den Salons, die Kleinarbeit mit Hilfe des Einflusses der Frauen, der persönliche Umgang mit den Monarchen und Prinzen, Feinheit des diplomatischen Stils in Noten und Privatbriefen, intime dinners und luncheons, bei denen die wichtigsten Fragen wie spielend beim schwarzen Kaffee besprochen wurden, wären verlorene Liebesmühe gewesen. In Amerika kann man nur durch befreundete Journalisten oder durch Gewinnung einzelner Senatoren und Volksvertreter auf das State-Department einwirken. Graf Bernstorff brachte das Opfer, schon vor dem Lunch manchmal in dem Metropolitan Club Cocktails mit Kongreßmitgliedern zu trinken, um auf diese Weise mit ihnen auf einen vertrauteren Fuß zu kommen. Ein Hauptmittel, um Einfluß und Ansehen zu gewinnen, ist

die Abhaltung von Reden bei Banketten, die aus irgendeinem Anlasse stattfinden. Man muß also der englischen Sprache vollkommen mächtig sein und sich zum „afterdinner speaker" ausbilden. Außerdem muß man sich an die verschiedenen Akzente der Amerikaner gewöhnen, die in Chicago, in San Francisco und im Süden ziemlich verschieden sind. Mein italienischer Kollege Marquis Cusani bezeichnete in launiger Weise seine Tätigkeit zuweilen als politische „C h a n t a g e". Seine meisten Reklamationen entstanden aus Fällen der an italienischen Staatsangehörigen geübten Lynchjustiz. Die Federalregierung zeigte sich meist sehr entgegenkommend und bewilligte kulant Entschädigungssummen. Allein die faktische Bezahlung dieser Beträge hängt von den einzelnen Staaten ab, die sich oft weigerten, die Entscheidungen des State-Department anzuerkennen. Da blieb kein anderes Mittel übrig, als die einflußreichen Senatoren des betreffenden Staates durch die Drohung zu gewinnen, ihre Wiederwahl durch die Stimmen der naturalisierten Italiener zu gefährden. Marquis Cusani fragte mich, ob eine solche Drohung nicht einer diplomatischen Chantage gleichkomme? Auf meine Bejahung hin, bemerkte er seufzend, er hätte dieser sauberen Beschäftigung des öfteren in der Lobby des Senates fronen müssen, um Entschädigungen für die Hinterbliebenen der gelynchten Landsleute zu erreichen. Obwohl ich nun zu dieser Methode mich zu bequemen keinen Anlaß hatte, mußte ich doch gründlich umlernen, um mich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Mein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, unseren Berg- und Fabrikarbeitern und deren Angehörigen beizustehen in der Erlangung von Schadenersatz für Tod oder körperliche Verletzung und sie vor Ausbeutung durch die Arbeitgeber oder aber auch durch ihre eigenen Landsleute, die als Winkeladvokaten und Notare fungierten, zu schützen. Ich wurde dabei auf das trefflichste von unseren Konsuln unterstützt, von denen Herr Ludwig, Konsul in Cleveland, sich besonderen Ansehens und Einflusses er-

freute. Er war mit dem Gouverneur des Staates Ohio so intim und kannte die maßgebenden Politiker des Staates so gut, daß er zu den Sitzungen des Ausschusses zugezogen wurde, in denen das Gesetz betreffend die Haftpflicht der Arbeitgeber für Unfälle im Betriebe ausgearbeitet wurde. Ausländischen Arbeitern wurde hierin zwar nicht ganz dieselbe Entschädigung wie den amerikanischen, aber doch ein sehr hoher Prozentsatz, etwa 90%, zugesichert. Ferner machte das Gesetz bei Liquidierung der Ansprüche auf Entschädigung die Mitwirkung unserer Konsularbehörden obligatorisch. Dadurch wurde dem Mißbrauch vorgebeugt, daß die Verletzten oder deren Angehörige in ihrer Unkenntnis des Gesetzes und der Landessprache, gegen Bezahlung geringerer Summen, Erklärungen, vollen Schadenersatz erhalten zu haben, unterschrieben. Es gelang, in vielen Staaten ähnliche Haftpflichtgesetze zur Annahme zu bringen, so daß wir das Mögliche zum Schutze unserer Arbeiter erreichten.

In zweiter Linie war ich bestrebt, den lebhaften Wunsch des Staatssekretärs, seine sogenannten Bryan-Verträge durchzusetzen, zu unterstützen. Ich war mir dessen bewußt, daß der von meinem Vorgänger Baron Hengelmüller abgeschlossene Schiedsvertrag, wie er es selbst in seiner Berichterstattung zugegeben hatte, nur geringen praktischen Wert hatte. Die damals allgemein üblichen Ausnahmen, die für Fälle gemacht wurden, welche die Ehre, das Ansehen oder die Unabhängigkeit des eigenen Staates berührten, ermöglichten es jedem Minister des Äußern nach Belieben, ein Schiedsgericht abzulehnen; mit einiger Geschicklichkeit konnte jeder Streitfall mit Hilfe der Presse oder von Reden so vergiftet werden, daß das Prestige oder die Ehre des Landes auf dem Spiele zu sein schien. Außerdem war auch noch die Zustimmung des Senates mit Zweidrittelmajorität zu jedem einzelnen Schiedsvertrage notwendig, und man weiß ja, wie unberechenbar, eigensinnig und schwer beeinflußbar die 96 Vertreter der Souveränität der 48 Vereinigten Staaten sind, als welche sich die Senatoren fühlen.

Die von Bryan vorgeschlagenen Verträge umschifften diese Klippe, indem sie den von der ständigen Versöhnungskommission ausgearbeiteten Bericht mit Vorschlägen der Lösung eines Konfliktes für nicht bindend erklärten. Bryan verließ sich auf das moralische Gewicht einer, insbesondere einstimmig vorgeschlagenen Streitschlichtung und vor allem auf den beruhigenden Faktor „Zeit". Es war wahrscheinlich, daß bei geringeren Streitfällen, denen nicht ein tiefer Gegensatz, wie jener der Rassenfrage, zugrunde liegt, die Notwendigkeit zumindest sechs Monate auf den Bericht der Versöhnungskommission zu warten und sich dann noch durch mehrere Monate jeder feindseligen Handlung zu enthalten, beruhigend, die Leidenschaften abkühlend, also für die Friedenserhaltung günstig wirken würde. Wie schon erwähnt, gelang es mir auch im Frühjahr 1914, unser Auswärtiges Amt zu dieser Ansicht zu bekehren.

Während bis zum Ausbruche des Weltkrieges meine Tätigkeit sich in einer sympathischen, serenen Atmosphäre abspielte, während ich in dieser Zeit die Häupter der Administration in Washington und auch möglichst viele Trustkapitäne, Bankiers und Industriemagnaten kennenlernte, änderte sich jäh das Bild seit den Augusttagen des Jahres 1914. Die schreckliche Kunde von der Ermordung des unglücklichen Erzherzogpaares erweckte uns in ominöser Weise aus der in Manchester an der Northshore, unweit Boston, gepflegten Landruhe. Durch mehrere Tage war unsere Botschaft von sämtlichen Bostoner Zeitungen belagert, um nähere Details über den ermordeten Thronfolger zu hören. Ein Sekretär war stets beim Telephon, das bis New York und Washington arbeitete. Die hierauf still und ruhig verlaufenen Wochen hätten uns ganz in Sicherheit eingelullt, wenn ich nicht etwa Mitte Juli die telegraphische Instruktion von Wien erhalten hätte, alle Urlaube seien suspendiert. Auch meine für den 1. August auf dem neuen Riesen-Hapag-Dampfer „Imperator" in Aussicht genommene Urlaubsreise mußte unterbleiben. Damit waren wir auf die

Gefahren der politischen Lage aufmerksam gemacht. Trotzdem wirkte das Ultimatum an Serbien wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich war damit infolge meiner Kenntnis der serbischen Zustände nicht einverstanden. Allein Amerikaner, welche dessen Schroffheit kritisierten, konnte ich fragen, ob die Vereinigten Staaten, im Falle als Wilson an der Grenze von Texas von Mexikanern ermordet worden wäre, überhaupt noch ein Ultimatum gestellt, sondern nicht sobald als möglich mit ihrer Flotte und ihren Truppen eingegriffen hätten? Die Expedition von Verakruz erfolgte ohne Kriegserklärung, ohne vorhergehende Unterhandlungen, aus dem Grunde, weil angeblich die amerikanische Flagge mißachtet worden wäre, eine Nachricht, die sich nachträglich als falsch erwies. Ich konnte die staatsgefährlichen Umtriebe, Hetzen und Agitationen, die zahlreichen Attentate auf unsere zivilen und militärischen Würdenträger in Sarajevo und Agram hervorheben, die alle auf Serbien zurückgingen. Ich betonte die absolute Notwendigkeit einer Abrechnung mit dem kleinen, national aufgewühlten Nachbarvolk, welches kulturell nicht höher stehe als die Mexikaner; in diesem Sinne äußerten wir uns auch in der Presse. Denn wir waren jetzt gezwungen, an das Forum der öffentlichen Meinung zu appellieren. Sehr schwierig wurde aber unsere Stellung, als die englischen Kabel die Nachricht brachten, Serbien hätte in allen wesentlichen Punkten nachgegeben, wäre bereit gewesen, einige wenige Fragen dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, und dennoch sei unser Gesandter Baron Giesl von Belgrad mit dem gesamten Personal abgereist; der Konflikt schien danach von uns provoziert, die Demütigung des schwachen Nachbarn gewollt. In diesem Sinne äußerten sich die führenden Zeitungen in den Vereinigten Staaten und nach Telegrammen auch „Times" und „Le Temps", die beglaubigten Organe der öffentlichen Meinung in London und Paris. Ich erbat damals vergeblich auf das dringendste einen aufklärenden Bescheid unseres Auswärtigen Amtes über die von Serbien nicht angenommenen Punkte und eine nähere Be-

gründung unserer schroffen Haltung. Ich erhielt erst nach einigen Tagen die telegraphische Antwort, „Times" und „Le Temps" würden uns die ausführliche Note des Grafen Berchtold mit allen Erklärungen über die Notwendigkeit des Abbruches der Beziehungen bringen. Bis dahin vergingen zehn bis zwölf kostbare Tage, welche von der englischen Presse benützt wurden, um ein für allemal das amerikanische Publikum von unserer Schuld am Kriege und unserer Absicht, Serbien zu vergewaltigen, zu überzeugen. Hätte ich sofort darauf hinweisen können, daß die Antwort der serbischen Regierung in mehreren Punkten unaufrichtig und voll Vorbehalte war, so wäre es vielleicht möglich gewesen, den ersten, bleibenden Eindruck günstiger für uns zu gestalten. Ich hätte nur in die Lage versetzt sein müssen, zu betonen, daß Herr Pašić sich wohl zur Auflösung des serbischen Hetzvereines Narodna Odbrana verpflichtete, jedoch das Versprechen schweigend umging, nicht zu gestatten, daß unter anderem Namen eine ganz gleiche Gesellschaft ins Leben gerufen werde. Dies war aber von Serbien zu erwarten, denn es war eben in diesem Sinne vorgegangen, als ich als Gesandter die Auflösung einer geheimen Gesellschaft durchgesetzt hatte. Man warf uns ferner vor, wir hätten im Ultimatum von Serbien die Zuziehung unserer Organe zur gerichtlichen Untersuchung und Verhandlung zwecks Bestrafung der Anstifter des Doppelmordes verlangt. Diese Forderung hätte von einem, seine Souveränität hochhaltenden Staate unmöglich erfüllt werden können. Nun fügte es sich, daß Ende der sechziger Jahre bei der Durchführung des Strafprozesses gegen den Fürsten Karageorgević in Temesvar, wegen Anstiftung zum Morde des Fürsten Michael Obrenović, serbische Organe der Gerichtsverhandlung zugezogen worden waren, um sich zu überzeugen, daß der Prozeß nicht zum Scheine, sondern in allem Ernst geführt werde. Karageorgević wurde damals wirklich zu langjähriger Kerkerstrafe verurteilt. Was das große Österreich-Ungarn gestattet hatte, sollte mit der Würde des kleinen Serbiens unvereinbar sein? Auch die behaup-

tete Unmöglichkeit, die durch die Verfassung garantierte Preßfreiheit durch Verhinderung schamloser Angriffe gegen uns zu verletzen, war für Kenner serbischer Verhältnisse einfach lächerlich. Während meiner Amtswirksamkeit in Belgrad wurde die Druckerei oppositioneller Blätter einfach von der Polizei gesperrt oder von einem hierzu gedungenen Pöbelhaufen demoliert. Nicht eine Zeile durfte gegen den Willen der Regierung gedruckt werden. Serbien war doch unter einem ärgeren Polizeiregime als das alte Rußland, die Gerichte folgten jedem Winke der Regierung. Der bei Vorbereitung des Sarajevoer Mordes schwer kompromittierte Eisenbahnbeamte Tsiganović, dessen Bestrafung wir verlangten, war, von der Regierung rechtzeitig gewarnt, einfach verschwunden. Unter diesen Umständen waren diese Forderungen unseres Ultimatums vollkommen begründet. Allein ich erfuhr das Vorausgeschickte zu spät, um es in einer Presseäußerung mit Erfolg verwerten zu können.

Unsere Aufgabe, gegen die vorzüglich geleitete Preßpropaganda der Entente unter Führung Northcliffs anzukämpfen, war eine höchst undankbare, der Kampf ein mit zu ungleichen Waffen geführter, um Erfolg zu versprechen. Trotzdem mußten wir eine mehr oder weniger journalistische Tätigkeit entfalten und viele auffallende Entstellungen von Tatsachen richtigstellen. Wir waren aber in der Defensive, also schon allein dadurch im Nachteile gegen die schranken- und skrupellose Offensive eines Northcliff und Genossen. Als Beispiel möchte ich angeben, daß in den amerikanischen Zeitungen Abbildungen des deutschen Kronprinzen, flankiert von zwei Offizieren, erschienen, welche Silberpokale und Statuetten trugen; darunter die Aufschrift: „Der deutsche Kronprinz und deutsche Offiziere mit der Beute aus einem Schlosse.“ Wir konnten nachweisen, daß die Photographien Reproduktionen aus alten deutschen Zeitungen waren, die den deutschen Kronprinzen und die Offiziere nach einem Rennen mit den von ihnen gewonnenen Siegespreisen darstellten. Allein unsere Berichtigungen

erschienen nicht in den betreffenden Zeitungen, welche die Verleumdung gebracht hatten, sondern nur in den uns zugänglichen Organen. Auch die Fabel von den in Belgien abgehackten Händen von Krankenwärterinnen, welche ihren Pfleglingen zur Flucht verholfen hatten, wurde verbreitet; desgleichen von einem Schiffe, welches aus Antwerpen mit einer größeren Zahl von durch bayrische Soldaten geschwängerten Nonnen angekommen wäre. Der überlegte, mit etwas Urteilskraft ausgestattete Leser lachte über diese Ausgeburten bösartiger Propaganda, aber die große Masse der gedankenlosen Leser wurde durch das sensationelle Geschick der Erfindungen irregeführt. Wir konnten nur die uns regelmäßig drahtlos zugekommenen Kriegsmeldungen durch die großen Agenturen allen Zeitungen mitteilen. Aber da dieselben auch nicht immer ganz aufrichtig, sondern des öfteren frisiert und mit den Meldungen der Gegner im Widerspruch waren, war auch große Vorsicht geboten, um sie nicht zu diskreditieren. Da Franzosen und Engländer in New England außerordentlich beliebt waren, mußten wir uns namentlich darauf verlegen, alles Rußland Ungünstige hervorzuheben. Unsere Niederlage in Galizien 1914 und die schrecklichen Winterschlachten in den Karpathen boten uns wenig Gelegenheit, die Moral unserer Anhänger zu heben. Allein mit dem Durchbruch von Gorlice und allgemeinen Vorrücken der deutschen und österreichischen Truppen bis über Brest-Litowsk und Weißrußland änderte sich die Sachlage in erfreulicher Weise.

Im Jänner 1915 veröffentlichte eine Wochenschrift, „The Worlds Work", Erklärungen von Sir Edward Grey, von Bethmann-Hollweg, Grafen Okuma, dem japanischen Premier, und von mir über die von der Redaktion vorgelegte Frage: „Wie können die Vereinigten Staaten am besten der Zivilisation dienen?" Die österreichische Regierung war nicht zu bewegen, ihre Zustimmung zum Erscheinen eines von mir vorgelegten Entwurfes zu geben, und kabelte mir, dieselbe zurückzuhalten, da sich inzwischen die Kriegslage zu unserem Vorteile ge-

ändert hätte. Ich konnte aber die Redaktion des „Worlds Work" nicht zur Unterdrückung der Erklärung veranlassen und so erschien sie als offizielle, österreichische Enunziation. Ich glaube dieselbe hier beinahe vollinhaltlich wiedergeben zu sollen, denn sie enthielt das Programm, welches ich während der 15 Kriegsmonate allen, auch Mr. House gegenüber, stets vertrat. Ich erklärte mich für die Mediation der Vereinigten Staaten, sobald ein Ermatten der Kriegslust und des Kampfesgeistes auf beiden Seiten festgestellt werden könnte; dann aber sollten die Vereinigten Staaten ihr ganzes Gewicht zugunsten des schwächeren Teiles, wer immer es auch sei, einsetzen, um einen dauernden Verständigungsfrieden zu vermitteln und nicht einen Vernichtungsfrieden, der doch nur eine Waffenruhe bedeuten würde. Dieser Passus hatte den Einspruch des Wiener Auswärtigen Amtes veranlaßt, welches je nach dem wechselnden Kriegsglücke seine Ansprüche höher oder niedriger spannte. Ich betonte auch, wie sehr das Fortbestehen beider Staatengruppen als kaufkräftiger Kunden im Interesse des amerikanischen Rohstoffexportes liege. Zum Schluß aber forderte ich die Vereinigten Staaten zu tatkräftigen Schritten an der Spitze der neutralen Staaten gegen die britischen Seeübergriffe und die unerträgliche Hemmung des neutralen Handels auf. Ich schrieb noch andere Revueartikel, möchte aber hier nur eine Einleitung erwähnen, die ich zu einem von Konsul Ludwig verfaßten vorzüglichen Buche „Austria-Hungary and the War" schrieb. Ich gab darin eine Darstellung der serbischen Wühlarbeiten vor und nach der Annexion von Bosnien und legte Gewicht darauf, daß der Doppelmord vom 28. Juni 1914 nur der Gipfelpunkt aller früheren Attentate und Aufreizungsbestrebungen in unseren südslawischen Provinzen war, gegen die einzuschreiten unser Lebensinteresse gebot.

Sozial war die Situation für die deutschen und österreichischen Vertreter unerquicklich. In Lenox, einem sehr malerisch gelegenen, von Seen und Wäldern umgebenen Landaufenthalte, etwa

125 Meilen nördlich von New York, ließ man uns allerdings kaum etwas von der anglophilen Grundstimmung der oberen, dort residierenden Klassen merken. Anders in New York und Washington. In letzterer Stadt, wo die Vertreter der beiden kriegführenden Parteien einander wie die Pest auswichen, war die Gesellschaft in zwei ziemlich streng abgesonderte Lager, das der Pro-Allies und das der Pro-Germans, geschieden. Die neutralen Diplomaten gingen natürlich von einem zum anderen. Uns blieben kaum ein Dutzend Häuser offen, während das Lager unserer Feinde weit umfangreicher war. Mich führten meine Amtsgeschäfte, die Beschäftigung mit der Presse, mit der Kolonie usw. sehr oft nach New York, wo ich beinahe ebensoviel Zeit verbrachte als in der offiziellen Hauptstadt oder in Lenox. Zur Feier des 18. August, des Kaiser-Geburtstages, begab ich mich nach New York. Den weiteren Verlauf des Archibaldschen Zwischenfalles, der unmittelbar folgte, habe ich bereits ausführlich beschrieben. Die Zeit vom 2. September, an dem die von der „World" gelegte Bombe platzte, bis zum 5. Oktober war eine besonders peinliche für uns, in erster Linie infolge der Reporterplage. Die maßlosen Angriffe und Schimpfereien der Presse berührten anfangs recht unangenehm, allein mit etwas dicker Haut gewöhnt man sich bald daran und wird ihnen gegenüber desto gleichgültiger, je phantastischer und unwahrer die Preßverleumdungen sind. Ich konnte doch auf den vorzeitigen, brüsken Abschluß meiner Mission in den Vereinigten Staaten mit dem ruhigen Bewußtsein zurückblieben, meine Pflicht nach bestem Wissen erfüllt zu haben. Während meiner ganzen Laufbahn hatte ich mir einen Ausspruch meines ersten Chefs, des Grafen Károlyi, Botschafters in London, vor Augen gehalten und genau danach gehandelt. Er lautete: Wenn Sie einem Staatsangehörigen in seiner Not und in seinem Schutzbedürfnis helfen, haben Sie mehr geleistet, als wenn Sie den brillantesten Bericht geschrieben haben. Ich habe als Sekretär, Gesandter oder Botschafter nie einem Staatsangehörigen, falls er etwas Erreichbares ver-

langte, Gehör noch die weitestgehende Unterstützung verweigert. In Paris war ich als Präsident des Unterstützungsvereines in der Lage, die Verteilung von jährlich 50.000 Goldfranken, also etwa 1000 Franken in der Woche an unsere bedürftigen Landsleute zu leiten und widmete viele Stunden dieser manchmal peinlichen, aber eminent humanen Aufgabe. Immer war ich bestrebt, meinen Kollegen und später meinen Untergebenen einzuschärfen, daß wir für die Staatsangehörigen und nicht letztere für uns da wären. Nie konnte ich jenen zustimmen, welche die Fürsorge für die Landsleute den Konsularorganen überließen, die allerdings direkt mit der Polizei und Lokalbehörden verkehren. Die Hilfe der diplomatischen Vertretungsbehörden ist viel wirksamer und ist es unsere Pflicht, sie sofort und spontan, nicht erst auf Grund von Instruktionen angedeihen zu lassen. Dieser Gesichtspunkt war auch bei meiner Initiative bezüglich Hemmung der Munitionserzeugung mitbestimmend. Ich hatte die Genugtuung, daß meine Motive in Deutschland und Österreich richtig gewürdigt wurden. Seine Majestät, mein allerhöchster Herr, empfing mich nach meiner Rückkehr auf das gnädigste, ohne ein Wort des Tadels, und zögerte über ein Jahr mit der Ernennung eines Nachfolgers, um seinen Unwillen über die mir zuteil gewordene Behandlung an den Tag zu legen. Ich wurde auch nach meinem Rücktritt durch die Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ausgezeichnet.

XI. Kapitel

Rückkehr nach Wien, Herrenhaus, die Kriegs- und Nachkriegszeit

In Wien Ende Oktober 1915 angekommen, konnte ich mit großem Bedauern feststellen, daß weder das geringste Interesse noch Verständnis für die Vorgänge in den Vereinigten Staaten Amerikas bestand. Ich wurde vom Minister des Äußern, Baron Burian, erst nach einigen Tagen empfangen. Dieser unverbesserliche Doktrinär und Pedant hielt mir, wie es seine Art war, einen Vortrag über unsere Beziehungen zu der Nordamerikanischen Union, ohne mich über irgendwelche Eindrücke zu befragen noch zur mündlichen Berichterstattung aufzufordern. Er legt nur Gewicht darauf, daß über meinen Konflikt mit Wilson und meine Rückkehr nach Österreich kein Sterbenswort in unserer Presse erschiene. Ich hatte Mühe zu erfahren, wer im Ministerium des Äußern Referent für amerikanische Angelegenheiten war, da die Beamten, denen diese Funktion anvertraut war, fortwährend wechselten. Und das, obwohl unsere Botschafter und Gesandten beinahe aus der ganzen Welt, mit der wir im Kriege waren, ins Ministerium des Äußern einberufen worden waren. Ich war durch diese mißliche Desorganisation und offenbare Führerlosigkeit des Auswärtigen Amtes in so schwierigen Zeiten so verstimmt, daß ich mich nach einer Audienz beim Kaiser Franz Joseph, der mich huldvollst, ohne den geringsten Vorwurf empfing, sofort auf mein Landschloß zurückzog. Schmerzlich empfand ich, angesichts der bereits beginnenden Not, die Unmöglichkeit, mich in irgendeiner Weise im Interesse der Gesamtheit zu betätigen. Im Oktober 1916 erfolgte mein Rücktritt vom Staatsdienst, der von warmen Worten allerhöchster Anerkennung seitens meines greisen Monarchen be-

gleitet war. Meine Berufung in das Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied war schon damals in Aussicht genommen. Da aber der unglückliche Graf Stürkgh ohne Parlament regieren zu müssen glaubte, so erfolgte meine Ernennung erst im Frühjahr 1917 durch Kaiser Karl. Ich beteiligte mich eifrigst an den Sitzungen des Herrenhauses, indem ich mich der Verfassungspartei, welche die Linke des Hauses bildete, anschloß. Im Oktober hielt ich meine erste Rede, welche in einem offenen, pazifistischen Bekenntnis ausklang. In der Tat, die furchtbaren Greuel des Krieges, der sinnlose Massenmord und die planmäßige Zerstörung unbegrenzter, materieller und moralischer Werte hatten in mir die Überzeugung wachgerufen, daß, wer immer auch als Sieger aus dem furchtbaren Völkerringen hervorgehen sollte, wir vor allem die Menschenpflicht hätten, gegen die Wiederholung einer, die europäische Kultur selbst mit dem Untergang bedrohenden Katastrophe Vorsorge zu treffen. Ich plädierte zwar für die Fortsetzung des Kampfes mit äußerster Anstrengung und treuem Festhalten an dem Bündnisse mit dem deutschen Volke, das mit uns und für uns selbst in einem Kampf auf Leben und Tod stehe; allein nicht etwa um an Eroberungen oder Annexionen zu denken, sondern nur um die Feinde zur Friedensbereitschaft zu zwingen. Dann aber sollte ein Verständigungsfriede geschlossen werden, welcher die Annäherung und Versöhnung der verhetzten Völker ermöglichte. Ich besprach die Notwendigkeit einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung, wobei ich die Ansicht äußerte, daß das riesige Flottenprogramm, welches eben der amerikanische Kongreß votiert hätte, durchaus kein Hindernis wäre. Ein großer Teil der votierten Kriegsschiffe sei nur als Kompensationsobjekt gedacht, auf deren Bau die Amerikaner gern gegen gleichwertige Konzessionen Englands verzichten würden. Kurz, ich sagte im Jahre 1917 so ziemlich das voraus, was bei der Washingtoner Seeabrüstungskonferenz von 1920 bis 1921 wirklich eintraf. Der berühmte Völkerrechtslehrer Dr. Lammasch, der bald nach mir in derselben Herrenhaus-

debatte in wärmster Weise für eine internationale Organisation zur Erhaltung des Friedens und für die Institution der Schiedsgerichte eintrat, beglückwünschte mich zu meiner Bekehrung von Macchiavel zu Kant, dem Autor der Schrift „vom ewigen Frieden". Meine Tätigkeit im Herrenhaus kam mit dem Zusammenbruch der altehrwürdigen österreichisch-ungarischen Monarchie im November 1918 zu einem brüsken Abschluß. In Wien herrschte zwar äußerlich Ruhe, aber die Soldaten- und Arbeiterräte hatten überall auf dem flachen Lande das Heft in den Händen und es war nur dem zielbewußten, aufopfernden Eingreifen des Polizeipräsidenten Schober zu verdanken, daß in der Hauptstadt selbst nicht anarchische Zustände ausbrachen. Es kam endlich zum Waffenstillstand auf Grund der berühmten vierzehn Punkte Wilsons mit Ausnahme jenes der Freiheit der Meere. Denn Lloyd George war es gelungen, Wilson das Märchen aufzubinden, daß, wenn der Völkerbund ins Leben getreten wäre, es keine Neutralen im Sinne des alten Völkerrechts mehr geben würde, da alle Völkerbundmitglieder eventuell zu Sanktionen gegen einen angreifenden Staat verpflichtet wären. Unsere ganzen Hoffnungen — leider waren es Illusionen — waren auf die ehrliche Einhaltung der vierzehn Punkte, insbesondere auf das in denselben des öfteren betonte Selbstbestimmungsrecht der Völker gerichtet. Ich besprach mich mit einer Anzahl von meiner Partei angehörigen Herrenhausmitgliedern und beschloß, doch noch auf eigene Faust durch direkte Korrespondenz mit Mr. House den Versuch zu machen, in Paris zugunsten der Deutsch-Österreicher in Böhmen und Südtirol in eindringlicher Weise zu plädieren. Ich ersuchte Dr. Baernreither, einen unserer geistvollsten Politiker aus Nordböhmen, und Doktor Grabmeyer, den aus Meran stammenden Präsidenten des Reichsgerichtes, um die Verfassung von Denkschriften betreffend die Lage der Deutschböhmen, bezw. der deutschen Südtiroler. Bezüglich der ersteren konnten wir uns allerdings den schweren Bedenken nicht verschließen, welche einer Abtrennung der deutschen

von den tschechischen Gebieten entgegenstanden. Die Siedlungsgebiete dieser beiden Stämme greifen vielfach sosehr ineinander über, allerdings mit Ausnahme von drei reindeutschen Kreisen an der nördlichen Grenze, daß eine reinliche Scheidung der Deutschen und Tschechen unmöglich ist. Hier konnte für die oben erwähnten rein deutschen Kreise nur eine Kantonalautonomie nach schweizerischem Muster in Betracht kommen; für die gemischten Bezirke hingegen Sicherung der Sprache und Kultur der Minoritäten nach dem in Mähren bestehenden Muster. Für die Südtiroler, dem seit unvordenklichen Zeiten reinsten, bodenständigsten deutschen Stamm, verlangen wir nichts als das Recht, über ihr Schicksal durch Volksabstimmung zu entscheiden, falls der Hinweis auf den Punkt 9 Wilsons, wo ausdrücklich in Südtirol die Grenzziehung nach der klar ersichtlichen Scheidung der Volksstämme zugesichert wurde, nicht genügen sollte. Ich fuhr noch im Dezember 1918 über München nach Bern, da die Italiener entgegen den Waffenstillstandsbestimmungen den Bahnhof von Innsbruck militärisch besetzt hielten. In Bern mußte ich einen Mittelsmann finden, um die englische Übersetzung der Denkschrift durch die amerikanische Gesandschaft daselbst an Mr. House in Paris zu leiten. Herr Kommerzialrat Meinl, der als überzeugter Pazifist schon geraume Zeit in der Schweiz weilte, hatte es verstanden, viele Fäden mit den Ententevertretern in Bern anzuknüpfen. Er übernahm in dankenswerter Weise die Aufgabe, den amerikanischen Gesandtschaftssekretär Wilson um Weiterleitung meiner Denkschriften an Mr. House zu bitten, was ersterer bereitwilligst zusagte. Die französische Übersetzung meiner Denkschrift wurde an verschiedene Zeitungen in den französisch-schweizerischen Kantons gesendet. Ich erkundigte mich aber im Jahre 1925 oder 1926 anläßlich einer auf die „Intimate Papers" des Mr. House bezüglichen Korrespondenz bei ihm, ob er meine Denkschriften je gelesen hätte. Er konnte sich an dieselben nicht erinnern, obwohl bei den unzähligen Botschaften, Manifesten, Promemorias usw.,

mit denen die amerikanischen Delegierten überschwemmt wurden, dieser negative Bescheid noch nicht beweist, daß die Schriftstücke nicht in seine Hände gelangt sind.

In einer Sitzung der führenden Friedensfreunde Wiens, der auch Dr. Lammasch, der letzte Ministerpräsident unserer Monarchie vor dem Zusammenbruche, beiwohnte, waren wir einstimmig der Ansicht, daß unsere bisherigen Bemühungen zugunsten des Friedens, welche eher sentimental waren und von humanen Erwägungen ausgingen, einen präzisen politischen, also positiven Inhalt nur dadurch erhalten könnten, daß wir die Förderung und Popularisierung des Gedankens einer zwischenstaatlichen Friedensorganisation auf unsere Fahne schrieben. Mit anderen Worten, wir beschlossen, eine Österreichische Völkerbundliga ins Leben zu rufen. Da Dr. Lammasch in Salzburg residierte, wollte er nur das Ehrenpräsidium übernehmen. Es gelang mir unterdessen, einen kleinen Fonds von 40.000 Kronen aufzubringen, die allerdings nur mehr 30% der Goldkronen repräsentierten. So konnte ich die formale Gründungssitzung im Februar 1919 einberufen. Ich hatte mich der aktiven Mitarbeit des Professors Joseph Redlich, des letzten Finanzministers im Kabinett Lammasch, versichert, des berühmten Kenners des englischen Verwaltungsrechtes und Bearbeiters der neuesten Geschichte Österreichs. Die Unterstützung dieses geistvollen Mannes und ausgezeichneten Redners trug wesentlich dazu bei, schon der konstituierenden Versammlung einen vollen Erfolg zu sichern. Von hervorragenden Parlamentariern traten Baron Plener, der frühere Vorstand der österreichischen Mitglieder der Interparlamentarischen Union, und Dr. Baernreither dem Vorstande der Liga bei. Patendienste leistete derselben der seit Jahrzehnten in der Friedensbewegung führende Regierungsrat Arthur Müller, der aus diesem Grunde während des Krieges unter Polizeiaufsicht gestanden und mich in die Bewegung eingeführt hatte. Bemerkenswert ist, daß Monsignore Seipel sich auf meinen in der „Neuen Freien Presse“ er-

schienenen Aufruf hin freiwillig als Mitarbeiter meldete und später als Kanzler oder Führer der christlichsozialen Partei unsere Vereinigung mit Rat und Tat, durch Vorträge und jedwede Art von Förderung tatkräftig unterstützte. Ich spreche ihm dafür an dieser Stelle unsern tiefgefühlten, wärmsten Dank aus. Unser Programm gründete sich auf die Hoffnung auf Erfüllung der Wilsonschen Versprechungen. Statt dessen war uns die grausamste Enttäuschung vorbehalten, welche in Gestalt der Friedensdiktate der Alliierten geradezu niederschmetternd wirkte. Man kann sich vorstellen, mit welcher Entrüstung sich die öffentliche Meinung bei uns nach der sinnlosen Zerstörung der Monarchie von Wilson abwendete. Die große Mehrzahl der Österreicher wollten von dem Völkerbund, dessen Pakt an erster Stelle der verhängnisvollen Friedensverträge steht, überhaupt nichts wissen. Wir mußten unter diesen Umständen unser Programm in dem Sinne umdeuten, daß unsere Bestrebungen auf eine weitgehende Reformierung des Genfer Bundes gerichtet waren. Aus einer Versicherungsgesellschaft der Sieger zum ewigen Festhalten der Beute sollte ein wahrer Friedensbund aller gesitteten Nationen, der Sieger sowohl als der Besiegten und Neutralen, auf Grund gleicher Rechte entstehen.

Von diesem Gesichtspunkte aus bemühten wir uns sofort, den Gedanken des Eintritts Österreichs in den doch so unbeliebten Völkerbund in der öffentlichen Meinung Österreichs zu propagieren. Wir richteten an sämtliche Mitglieder der konstituierenden Nationalversammlung eine Denkschrift in diesem Sinne, ausgehend von der Überzeugung, daß wir nur in Genf das höchste internationale Forum für den Aufbau Europas und die Milderung der so widersinnigen, wirtschaftlichen und finanziellen Klauseln der Friedensverträge finden konnten. Unser kleines Rumpfösterreich war damals auf Lebensmittelzufuhr aus dem Auslande angewiesen. An erster Stelle war es die Hoover-Aktion, welche organisierte Hilfe brachte, aber wir sind auch allen anderen euro-

päischen Ländern, woher uns die großmütigste, private Unterstützung zuteil wurde, zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet. Es gelang uns auch, mit der österreichischen Reparationskommission in Kontakt zu treten und zu ihrer Aufklärung über die tiefe Not und die dringendsten Bedürfnisse unserer Bevölkerung beizutragen. Wir traten damals auch an die Presse und an die führenden Männer in England und Amerika heran, woher in erster Linie Hilfe zu erwarten war. Wir appellierten an das öffentliche Gewissen und hoben die moralische Verpflichtung hervor, wenigstens durch private Initiative in karitativem Sinn das schwere Unrecht zu mildern, welches durch Aufrechterhaltung der Hungerblockade viele Monate nach Aufhören des Kampfes die Alliierten den zu Boden liegenden Besiegten zufügten.

Die staatliche Zwangswirtschaft mit ihren Einfuhr- und Ausfuhrverboten und Kontingenten überdauerte nur allzulange den Kriegszustand. Sie führte zu den größten Übelständen, und das übliche Lizenzverfahren öffnete der Korruption angelweit Tür und Tor. Da kam der Leiter unserer Wirtschaftssektion, Herr Alain Stuchly-Luchs, auf den Gedanken, eine eigene Abteilung für die rasche und mit einer ganz geringen Gebühr verbundene Erwirkung des Sichtvermerkes bei den fremden Gesandtschaften und Konsulaten in Wien ins Leben zu rufen. Wir förderten dadurch den Verkehr mit den Nachbarländern und indirekt in ganz praktischer Weise den Austausch von Waren. Wie nützlich unser Eingreifen für die Belebung unserer industriellen Produktion und gleichzeitig jener unserer Nachbarn war, möge ein einziges Beispiel illustrieren. In Österreich herrschte die größte Kohlennot, da uns die Weisen von Versailles nur Wälder, aber keine ausreichenden Kohlenbergwerke gelassen hatten. In Nordböhmen florierte die Glasindustrie, welche für ihre Produktion Soda benötigte. Nun existierte aber damals in Böhmen keine einzige Sodafabrik, da sich der Bezug von Soda aus Wien billiger stellte. Infolge der unglückseligen Absperrungspolitik stand die österrei-

chische Sodafabrik wegen Kohlenmangels und die böhmische Glasindustrie wegen Sodamangels vor der Einstellung ihrer Betriebe. Hier genügte ein zeitgerechtes Eingreifen unseres Sektionsleiters Stuchly-Luchs, um beiden Industrien die nötigen Kontingente von Kohle, respektive Soda im Lizenzwege und den Fortgang der Produktion auf beiden Seiten zu sichern.

Von Anfang an vertraten wir die These, daß nur der Völkerbund durch eine internationale Aktion unsere Finanzen sanieren und uns noch am Rande des Abgrundes von den Folgen der Inflation retten konnte. Die vom Bundeskanzler meisterhaft geführte Kampagne brachte uns die ersehnte Anleihe, welche, nebenbei bemerkt, eine der sichersten und einträglichsten Kapitalsanlagen bietet. Selbst die wütendsten Bekämpfer des Genfer Bundes konnten nicht leugnen, daß wir dem allerdings verspäteten Eingreifen des Völkerbundes die Gesundung unserer Finanzen verdanken. Aus Gründen der parlamentarischen Taktik klagte die Opposition über die finanzielle Versklavung Österreichs, während in Wirklichkeit die Regierung froh war, die Kontrolle des Generalkommissärs vorschützen zu können, um der Vergeudung der Staatsgelder doch einigermaßen steuern zu können.

Gleichzeitig gelang es uns, die durch den Krieg abgeschnittenen Fäden mit dem Ausland wieder anzuknüpfen, und zwar durch Aufnahme unserer Liga in den Internationalen Verband sämtlicher nationaler Ligen. Die italienische Liga, „famiglia italiana", unter dem Senator Ruffini, war es, welche uns zuerst in Mailand in sehr entgegenkommender Weise empfing und unseren Eintritt in den Weltverband in Paris vorbereitete. Bezeichnend war es, daß in Vertretung der deutschen, durch Erzberger gegründeten Liga Minister a. D. Dernburg und Professor Jaeckh nach Mailand gekommen waren, wo sie zum erstenmal nach dem Kriege mit den französischen und englischen Delegierten in persönliche Berührung treten sollten. Es war im Jänner 1920. Allein die Kriegspsychose war in Frankreich noch so tiefgehend, der Haß gegen die

Deutschen noch so groß, daß selbst die für Völkerverständigung gewonnenen Männer in Paris es nicht wagten, mit den deutschen Delegierten persönlich zusammenzukommen. Im letzten Augenblick entschuldigten die Franzosen ihr Nichterscheinen in Mailand, und aus einem falschverstandenen Solidaritätsgefühl blieben auch die englischen Delegierten aus. Von den Italienern wäre insbesondere der Sekretär der Liga, Fachinetti, zu erwähnen, der im Schützengraben ein Auge verlor und doch sofort nach Kriegsabbruch zur Gründung der Liga schritt. Unsere Aussprache mit Senator Ruffini, Fachinetti und ferner auch dem Minister für die „erlösten" Gebiete, Gredaro, war eine durchaus ungezwungene und freundschaftliche. Man ersuchte uns, ohne Umschweif alle unsere Beschwerden bezüglich von Mißständen im annektierten Südtirol vorzubringen und versprach möglichste Abhilfe in Rom anzustreben. Es war eben das vorfaschistische Italien, gemäßigte, aufgeklärte Männer, mit denen wir es damals zu tun hatten. Wir reisten dann nach Paris, wo unsere Liga in der Ratssitzung, die im Petit Luxembourg tagte, ohne Schwierigkeiten in den Weltverband Aufnahme fand. Mit uns reiste Professor Kyrow als Vertreter der bulgarischen Völkerbundliga von Mailand nach Paris, deren Aufnahme wir auch, nicht ohne Widerstand, durchsetzten. Senatspräsident Bourgeois, der auch Ehrenpräsident der französischen Völkerbundliga war, nahm eine Ministerkrise zum Vorwand, um dem nun im Petit Luxembourg gegebenen Empfange fernzubleiben. Der Rektor der französischen Universität, Monsieur Appell, wenn ich nicht irre, Vorstand der französischen Liga, ging in seiner frostigen Haltung so weit, mir bei der Vorstellung nicht die Hand zu reichen. Selbst der Senator Constant d'Estournelle, der in den achtziger Jahren als Sekretär der französischen Botschaft in London mein Kollege gewesen war und den ich während meines Pariser Aufenthaltes oft gesehen, hielt sich bei unserem ersten Wiedersehen sehr reserviert und begrüßte mich mit alter Herzlichkeit erst, nachdem er mich in einen Nebenraum ge-

rufen, wo keine Zeugen waren. Kurz, in Paris standen die Friedensfreunde selbst noch zu sehr unter dem Terror der öffentlichen Meinung, als daß eine offene Aussprache über unsere wirtschaftliche Not und deren Abhilfe möglich gewesen wäre. Denn in zahlreichen Denkschriften hatten wir eine liberal ausdehnende Interpretation der Wirtschafts- und Finanzklauseln unseres Friedensvertrages durch die Reparationskommission angeregt.

Doch überraschend schnell sollte sich die Wandlung der Geister vollziehen. Als erste, auch offiziell in den Augenschein tretende Etappe ist die Aufnahme Österreichs und Bulgariens in den Genfer Bund zu bezeichnen, womit letzterer bereits den Stempel eines exklusiven Siegerbundes verlor. Bald sollte auch die deutsche Völkerbundliga, unter dem Präsidium des Grafen Bernstorff, meines Kollegen in Washington, in den Weltverband der Ligen aufgenommen werden. Unsere Beziehungen zu den einflußreichen Ligen, insbesondere der englischen und französischen, waren indessen so konsolidiert, daß schon im Oktober 1921 auf unsere Einladung hin die Ratssitzung des Verbandes in Wien mit großem Erfolg stattfinden konnte. In dieser Sitzung schnitten wir in einer Denkschrift als erste die so wichtige Frage des Schutzes der Minderheiten an. An der Debatte nahm auch Baron Plener, einer der besten Kenner der deutsch-böhmischen Frage, in hervorragendem Maße teil. Es gelang uns, Senator Medinger als Sachverständigen zu Worte kommen zu lassen, da die deutsch-böhmische Liga zwar schon tatsächlich bestand, aber seit Jahr und Tag vergeblich auf die Bestätigung ihrer Statuten durch die tschechoslowakische Regierung drang. Seitdem wurde dieses Thema nicht mehr von der Tagesordnung des Weltverbandes der Ligen abgesetzt. Im Gegenteil, es wurde eine ständige Minderheitskommission unter Vorsitz des liberalen, ehemaligen Parlamentsmitgliedes Sir Willoughby Dickinson, jetzt Lord Dickinson, eingesetzt, an welcher der Leiter unserer Rechtssektion, Privatdozent Dr. Kunz, hervorragend teilnimmt. Ihre Beratungen erregen das größte Interesse und ge-

winnen eine stets wachsende Bedeutung.

Schon im Frühjahr 1923 konnten wir die Vollversammlung des Weltverbandes in Wien abhalten. Hier erstattete der französische Professor George Scelle, den später die chauvinistischen Studenten an der Abhaltung der Vorlesungen über Völkerrechte an der Sorbonne verhinderten, ein treffliches Referat über die Minderheitenfrage. In einem aus Juristen zusammengesetzten Unterausschusse wurde nach gründlichen Vorarbeiten ein Minderheitsverfahren für den Völkerbundrat ausgearbeitet, welches in Genf zur Danachrichtung dem Generalsekretär Sir Eric Drumond unterbreitet wurde. Wenn auch die Vertreter der Majoritätsmächte einer Verbesserung des jetzigen Verfahrens des sogenannten Dreierkomitees des Völkerbundrates heftig opponierten, so gelang es doch Stresemann in Madrid und in Genf im Jahre 1929, einigen Vorschlägen unseres Entwurfes zur Annahme zu verhelfen. Die gegründeten Beschwerden der berufenen, die Minderheit vertretenden Körperschaften werden nicht mehr — wie bisher oft üblich — sang- und klanglos im Papierkorb des Generalsekretärs oder des Dreierkomitees verschwinden. Sie werden veröffentlicht und zur Kenntnis eines jeden der Völkerbundmitglieder gebracht werden. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, an die öffentliche Meinung der ganzen Welt zu appellieren und vielleicht dadurch einen Druck auf die die Rechte der Minderheiten vertragswidrig verletzenden Regierungen auszuüben.

Es handelt sich um die teuersten Güter der Völker, ihre Sprache, Kultur und Tradition, welche vielfach, seitdem uns das 19. Jahrhundert religiöse Toleranz gebracht hat, als das kostbarste Palladium von den Volksgenossen über alles geschätzt werden. Jedes Volk hat eine Art Naturrecht auf Pflege und Achtung dieser ideellen Werte, in denen seine Seele zum sinnfälligen Ausdruck kommt. Ganz gleichgültig, ob diese Rechte nationaler Minderheiten durch besondere Verträge geschützt sind oder nicht, ist es die Pflicht eines jeden Friedensfreundes, für diese

unvergänglichen Erbteile derselben einzustehen. Es ist dies nicht nur ein Gebot der Humanität und der Gerechtigkeit, sondern auch der einzige Weg, der zur wahren Befriedung führt, durch Schaffung jener psychologischen Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens, welche als Abrüstung der Geister der allgemeinen, militärischen Rüstungsminderung vorausgehen muß.

Auch auf dem ökonomischen Feld sind wir bestrebt, vom Völkerbund Erleichterungen für unsere Ausfuhr und die Eröffnung größerer Absatzgebiete zu erwirken, wobei uns Gesandter a. D. Riedl, der in der internationalen Handelskammer eine führende Rolle spielt, und dessen Adlatus Ministerialrat Dr. Breza wirksam zur Seite stehen. Im Haag brachten wir im Jahre 1928 eine Resolution durch die Vollversammlung des Weltverbandes der Ligen zur Annahme, welche dem Wirtschaftskomitee des Völkerbundes die Anregung unterbreitete, es möge Österreich provisorisch das Eingehen von Differentialzollsystemen mit seinen unmittelbaren Nachbarn gestattet werden, ohne daß aus dem Titel der Mautbegünstigungen dieselben niederen Zölle von anderen Mächten beansprucht werden könnten. Der Zweck ist, in nacheinanderfolgenden Etappen zur Gründung eines sich stets erweiternden Wirtschafts- und Zollgebietes zunächst in Zentraleuropa zu gelangen, welches durch Angliederung in letzter Linie zum einheitlichen europäischen Zollgebiet führen könnte. Die Zersplitterung in 27 Zollgebiete mit gegenseitigen Absperrungsmaßregeln wird von allen wirtschaftlich denkenden Europäern als unerträglich verurteilt und Abhilfe angestrebt. Hier findet nun leider eine bemerkenswerte Verschwendung der Kräfte und ein Nebeneinander von Aktionen statt, welche durch einheitliche Zusammenfassung an Stoßkraft nur gewinnen könnten. Es ist der Verein für europäische Zollunion, ferner die Föderation der Komitees für europäische Kooperation, welche, ursprünglich von Wilhelm Heile in Deutschland ins Leben gerufen, in Madrid unter dem Vorsitz Borels sich konstituiert und eng an unseren Welt-

verband angeschlossen hat. Am kompetentesten ist wohl die internationale Handelskammer, welche unser früherer Gesandter in Berlin Dr. Riedl durch schöpferische Initiative führt und dessen Vorschläge für die etappenweise Vorbereitung eines umfassenden Zoll- und Handelsgebietes dem Wirtschaftskomitee des Völkerbundes zur Beratung unterbreitet worden sind.

Dazu kommt ferner Coudenhoves Paneuropa. Seine sympathische, von Begeisterung getragene Persönlichkeit gewann die Unterstützung führender Staatsmänner, wie Briand, Herriot und Stresemann. Ich sah sofort, daß das Schlagwort der Vereinigten Staaten von Europa, wenn auch von einer falschen Analogie mit den Vereinigten Staaten Amerikas ausgehend, die Phantasie der Europäer fesseln und namentlich für Politiker eine sehr gute Plattform abgeben würde. Das eigentliche aktuelle Programm ist aber doch nur das wirtschaftliche, welches den übermächtigen Vereinigten Staaten Amerikas ein einheitliches, großes, durch keine Zwischenzölle gehemmtes Produktions- und Konsumgebiet nicht entgegen-, sondern an die Seite stellen will, um das ökonomische Gleichgewicht zwischen der Alten und der Neuen Welt wiederherzustellen. Auch Stresemann, der erfahrene Wirtschaftler, sprach in Genf nur von den wirtschaftlichen Vorteilen Paneuropas. Der Zusammenschluß der europäischen Staaten, von dem Briand bei seinem Genfer Dejeuner in sehr vagen Worten gesprochen, dürfte bestenfalls nur in eine periodische Zoll- und Handelskonferenz der auf ihre Unabhängigkeit und Souveränität eifersüchtigen Staaten ausmünden. Eine andere Lösung, für die wir Völkerbundfreunde in erster Linie einstehen, wäre in Genf selbst die Bildung eines paneuropäischen Unterkomitees der Wirtschaftskommission. Was die finanzielle Seite des Problems anbelangt, so findet es in der Schöpfung der Internationalen Bank eine teilweise Lösung, allerdings kaum in paneuropäischem Sinne, denn amerikanisches Kapital ist sicherlich auch zur Fundierung notwendig und die Mitwirkung des Federal-

Reserve-Board's zur Stabilisierung der Währung unentbehrlich. Ferner ist ja Hauptfunktion der Internationalen Bank eben die reibungslose Überführung der Reparationsraten an Amerika zur Abtragung der internationalen Schulden. Ich glaube, daß es nicht zweckmäßig wäre, Paneuropa sofort durch irgendeinen politischen Zusammenschluß realisieren zu wollen. Die Geschichte lehrt, daß die wirtschaftlichen Verbände immer den politischen, öffentlich-rechtlichen Bindungen vorausgingen. So der deutsche Zollverein, der allmählich durch Anschluß an den ursprünglich preußischen Zollverein von 1834 entstand. Soll die nähere politische Zusammenfassung auf friedlichem Wege erfolgen — und das ist ja unser Ziel — so müßte die Not der Zeit zunächst eben zum dringendsten führen, und das ist die wirtschaftliche Zusammenfassung, der ja die bereits über die Staatsgrenzen greifenden Kartelle vorausgegangen sind. Und da ist doch der vom Gesandten Riedl vorgeschlagene Weg der Schöpfung einer engeren Wirtschaftseinheit aus Nachbargebieten, die den weiteren Angliederungen als Kern dienen soll, das Nächstliegende. Daß selbst diesem bescheidenen ersten Schritt vom allenthalben herrschenden Wirtschaftsnationalismus entschlossener Widerstand entgegengesetzt werden wird, unterliegt leider keinem Zweifel. Sind doch hinter den hohen Zollmauern künstlich neue zahlreiche Industrien großgezüchtet, bedeutende Kapitalien in denselben angelegt worden, welche kaum preisgegeben werden können, und deren Verfall auch die Steuereingänge in ungünstiger Weise beeinflussen würde. Wie soll aber unter solchen Bedingungen die wirtschaftliche Vernunft wieder zur Geltung kommen? Ich glaube, erst wenn das jetzige System durch den Niederbruch dieser nur künstlich erhaltenen Industrien infolge der hohen Produktionskosten und der viel zu kleinen Absatzgebiete gründlich abgewirtschaftet haben wird. Das ist aber ein schmerzlicher, langwieriger Prozeß, dessen Anfangsstadien wir schon erleben. Übrigens wirken auch der hohe Zinsfuß und die abnormen produktionshem-

menden sozialen Lasten in Deutschland und Österreich-Ungarn im selben Sinne, so daß auch diese beiden Faktoren mit in Betracht kommen. Schon aus diesen wenigen Andeutungen dürfte erhellen, wie kompliziert das Problem des wirtschaftlichen Zusammenschlusses Europas ist, und daß eine rasche Lösung ausgeschlossen erscheint.

Was endlich den weiteren Programmpunkt Paneuropas, nämlich die Unsichtbarmachung der Grenzen vom nationalen Gesichtspunkt aus betrachtet, anbelangt, so haben wir schon gesehen, wie schwer die Minoritätenfrage die allgemeine politische Lage in Zentraleuropa belastet und wie geringe Fortschritte infolge des teilweisen Versagens des Völkerbundes in diesem Belange zu verzeichnen sind. Die Verletzung dieser sprachlichen und kulturellen Interessen der unter ein neues staatliches Joch gegen ihren Willen gekommenen Minderheiten züchtet aber mit Naturnotwendigkeit Unzufriedenheit und Irredentismus, das heißt den heißen Wunsch dieser Minderheiten, sich der neuen drückenden Herrschaft zu entledigen. Im Mehrheitsvolke muß Mißtrauen und Sorge um Festhalten der Gebietsvererbungen entstehen, die sich in großen Rüstungen und der Gründung eines militärischen Allianzsystems auswirken, das entgegen dem Geiste des Völkerbundpaktes das alte System der politischen Gruppenbildung wieder aufleben läßt. Es sind dies die von Briand euphemistisch Neutralitätsverträge genannten Verträge, deren Reservierung bei der Annahme des Kellogg-Paktes den Wert des letzteren wesentlich herabsetzt.

Es ist mit einem Worte sonnenklar, daß eine wahre, dauernde Befriedung Europas ausgeschlossen ist, solange das Los der M i n d e r h e i t e n, ihr Recht auf Pflege und Entwicklung ihrer Sprache und Kultur, nicht international gesichert und geschützt ist. Die Mehrheitsvölker müssen sich durch Chauvinismus und überspannt nationale Tendenzen erst zu dieser höheren Einsicht, zu Toleranz und billiger Anerkennung dieser Naturrechte der

Minderheiten sozusagen durchringen. Denn solange letztere in ihren heiligsten Gefühlen und überkommenen Traditionen auf das tiefste verletzt werden, kann die Stabilität der Dinge in Zentraleuropa nicht erreicht werden. Wir müssen uns stets vor Augen halten, daß die Verwirklichung des paneuropäischen Programms, welches von Briand und Herriot, den beiden führenden französischen Staatsministern, so eifrig verfochten wird, die feste Verankerung des Status quo, die Verewigung des großen, in der Grenzziehung den besiegten Völkern aufgezwungenen Unrechtes bedeutet. Dieser Lösung, die die bedingungslose Anerkennung der durch die Friedensverträge geschaffenen Gebietslage bedeutet, können wir nur dann zustimmen, wenn durch den Völkerbund oder irgendeine andere internationale Organisation genügende Garantien gegen die Vergewaltigung und Aufsaugung der nationalen Minderheiten geboten worden sind. Auch der wirtschaftliche und später der politische, allerdings vagere Zusammenschluß muß also begleitet sein von effektiven, sofort in Kraft tretenden Schutzmaßregeln zugunsten der Volksminderheiten.

Eben dieses Unrecht, dessen sich die einsichtigen Politiker auch in den Nachfolgestaaten bewußt sind, verhinderte bis jetzt eine einverständliche internationale Einschränkung der Rüstungen selbst in ganz geringem Ausmaße. Am flagrantesten zeigt sich diese Tatsache bei den Franzosen, welche die militärische Hegemonie in Europa an sich gerissen haben und um jeden Preis festhalten wollen. Nach den Locarnoverträgen, dem von England und Italien feierlich garantierten Verzicht Deutschlands auf Elsaß-Lothringen, erwarteten wir alle eine Entspannung der Lage, eine Annäherung der beiden führenden Kulturvölker und eine Befestigung des Friedens. Statt dessen versichern uns noch immer selbst die führenden französischen Pazifisten, ihr Volk hege noch keineswegs das Gefühl der Sicherheit vor einer neuen kriegerischen Verwicklung. Sie schreiten zur unsinnigen Befestigung der ganzen Ostgrenze mit einem Aufwand von Milliarden von Fran-

ken in einem Augenblick, wo die Entwicklung des Luft- und chemischen Krieges solche Befestigungen doch ganz illusorisch macht. In Wirklichkeit wird diese vage Furcht der französischen Nation durch die Militärs und Politiker wachgehalten, damit jeder Versuch der Erfüllung der in den Friedensverträgen und dem Art. VIII des Völkerbundpaktes begründeten Verpflichtung zur Abrüstung im Keime erstickt werde. Wie weit sind wir also vom Verschwinden der in Paneuropa bis zur Bedeutungslosigkeit herabsinkenden Grenzen! Zunächst muß, meines Erachtens nach, eine neue, psychologische Atmosphäre geschaffen werden für Völkerverständigung und Völkerversöhnung. In England richten sich daher die konzentrierten Bestrebungen der großen Völkerbundliga auf die Gewinnung der nächsten, jetzt aufwachsenden Generation für diese versöhnliche Gesinnung, und zwar in erster Linie mittels unmittelbarer Einwirkung auf die Lehrer durch Wort und Schrift. Es finden große Versammlungen von Lehrern, z. B. in Albert-Hall in London, statt, wo von hervorragendsten Rednern der Unterricht und die Erziehung im Geiste der Versöhnung und friedlichen Mitarbeit aller Kulturvölker propagiert wird. Es entstand eine ganze Literatur von billigen Flugschriften, Broschüren usw., welche alle Völkerbundfragen populär behandeln und den Lehrern in Schulen zugehen. In diesem Sinne bemüht sich auch unsere österreichische Völkerbundliga, wenn auch in bescheidenen, ihren Mitteln entsprechenden Ausmaßen, um die Gesinnung der studierenden Jugend und hat zu dem Zweck nebst einer Hochschülersektion ein eigenes Erziehungskomitee gegründet. Durch Preisausschreiben, Vorträge für die Studenten und Verbreitung eines von Generalsekretär Müller verfaßten populären Buches „Der Völkerbund und die Jugend" trachten wir, die kommende Generation für unsere Ziele zu gewinnen. Durch eine solche Tätigkeit glauben wir, zur Schaffung der Voraussetzungen für die künftige Befriedung Europas unser Schärflein beitragen zu sollen, die allerdings nur als das Endziel einer

langen, mit Konsequenz geförderten Evolution erreicht werden kann.

Erst als ich mich dem Abschlusse meiner diplomatischen Laufbahn näherte, bekehrte ich mich zur Friedensbewegung, der ich mit Aufopferung von viel Zeit, Mühe und Geld die letzten zehn Jahre der Nachkriegszeit widmete. Durch den Weltkrieg wurde mir die Gefahr des früheren Allianzsystems und der Spaltung Europas in zwei feindliche, einander gegenüberstehende große Gruppen klar, welche eine Isolierung des Konfliktes begrifflich ausschloß. *Ich stehe mit der wärmsten Überzeugung für die internationale Genfer Organisation ein, als die einzige Institution, welche einem neuen, katastrophalen allgemeinen Krieg vorbeugen und zur dauernden friedlichen Mitarbeit der gesitteten Völker auf allen Gebieten der Wirtschaft und der Kulturinteressen führen soll.*

XII. Kapitel

Freiheit der Meere

Die unter dem Schlagworte „Freiheit der Meere" zusammengefaßten Prinzipien und Forderungen sind von jeher, das heißt seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, der Anlaß von Divergenzen und Streitfällen zwischen letzteren und dem Mutterlande gewesen; sie haben zum Kriege zwischen denselben geführt, der mit dem Frieden von Gent im Jahre 1814 endete. In letzter Linie kann man sagen, daß das Wettrüsten zur See, welches jetzt wieder die guten Beziehungen zwischen den beiden angelsächsischen Weltmächten zu trüben drohte, auch auf den Gegensatz der Anschauungen und Interessen auf diesem Gebiete zurückgeht. Die kleinen, schwachen Vereinigten Staaten, welche nach Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit über keine Kriegsflotte verfügten und selbst für ihren Handelsverkehr auf fremde Handelsschiffe angewiesen waren, hatten das größte Interesse daran, daß ihr Handel nicht durch einen europäischen Krieg desorganisiert werde, wobei ihre Waren mit den Schiffen der feindlichen Parteien konfisziert worden wären. Sie plädierten daher vom Anfang an für den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See, das heißt dafür, daß feindliche Handelsschiffe und Waren vom Zugriffe der Kriegsflotten befreit und gleich dem Privateigentum zu Lande im Prinzipe geschont würden. Schon Franklin hatte vergeblich versucht, den Grundsatz der Immunität des Privateigentums zur See dem Vertrage mit England einzuverleiben, worin die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Das Prinzip erhielt jedoch volle Anerkennung in dem ersten Handelsvertrage, den die Vereinigten Staaten im Jahre 1785 mit König Friedrich dem Großen von

Preußen abschlossen. In zahlreichen Botschaften an den Kongreß erklärten sich die Präsidenten der Vereinigten Staaten immer wieder für die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See. Im Jahre 1856 wurden als Anhang zum Pariser Frieden die berühmten Regeln der Pariser Deklaration vereinbart, wonach Kaperschiffe abgeschafft und die Bedingungen einer effektiven Blockade festgesetzt wurden; ferner wurde das Prinzip proklamiert: Die Flagge deckt die Ware, das heißt, auf neutralen Schiffen bleibt feindliches Gut frei vom Zugriff der Kriegsschiffe, außer es wäre Bannware, das heißt Ware, welche direkt oder indirekt für Kriegszwecke gebraucht werden kann (Konterbande). Die Vereinigten Staaten verweigerten die Anerkennung der Pariser Deklaration mit der Motivierung, daß dieselbe nicht weit genug gehe, denn sie gestatte immer noch die Wegnahme und selbst Zerstörung feindlicher Schiffe und Waren auf offener See. Der Krieg sollte aber nach amerikanischer Auffassung nur zwischen Kriegsflotten und gegen Staatseigentum, nicht gegen private Nichtkombattanten geführt werden. Trotzdem haben die Vereinigten Staaten sich im Spanisch-Amerikanischen Krieg tatsächlich an die Prinzipien der Pariser Deklaration gehalten.

Anderseits ist es begreiflich, daß Großbritannien, welches der Überlegenheit seiner Flotte sein Weltreich verdankt, welches alle seine europäischen Rivalen nacheinander auf der See besiegte und ihnen ihre besten Kolonien wegnahm, eben dieses Weltreich durch seine Seeherrschaft zu erhalten wünscht. Es wird daher freiwillig kaum auf das Recht der Wegnahme feindlichen Privateigentums auf der See verzichten, das heißt auf seine wirksamste Waffe zur Zerstörung des feindlichen Handels und zur Schwächung seiner Gegner.

Dies gilt vielleicht in noch höherem Maße von der Blockade, wonach die Kriegsschiffe einer kriegführenden Macht einen feindlichen Küstenstrich von jedem See- und Handelsverkehr, also auch mit Neutralen, absperren dürfen und berechtigt sind, die die

Blockade brechenden Schiffe samt ihrer Ladung zu konfiszieren. Im heroischen Kampfe mit Napoleon hatte Großbritannien den Kontinentalblocus proklamiert, wonach jedes die kontinentalen, von Frankreich beherrschten Häfen anlaufende Schiff samt Ladung für verfallen erklärt wurde. Es ist dies das historische Lehrbeispiel der sogenannten Papierblockade ohne effektive Absperrung. Als Reaktion gegen diese Übergriffe ist eben die Pariser Deklaration aufzufassen, wonach die Blockade nur dann von neutralen Schiffen respektiert werden muß, wenn sie effektiv ist, das heißt, wenn die Zufahrt zu den blockierten Küsten durch stationierte Kriegsschiffe verhindert oder wenigstens erschwert und gefährdet wird.

Auf der zweiten Haager Konferenz im Jahre 1907 schlugen die Vereinigten Staaten ebenfalls eine Resolution vor, welche die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See proklamierte. Die englischen Delegierten machten einen Gegenzug, indem sie überraschenderweise die vollständige Abschaffung des Begriffes der Bannware beantragten. Gleichzeitig aber wollten sie den Begriff des Kriegshilfsschiffes ins Ungemessene erweitern, welches dann samt der ganzen Ladung der Beschlagnahmung ausgesetzt gewesen wäre. Sowohl der amerikanische als auch der britische Vorschlag wurden abgewiesen, wobei es charakteristisch ist, daß die Immunität des Privateigentums zur See von den damals führenden drei Seemächten, nämlich Großbritannien, Japan, Frankreich, bekämpft wurden, während 21 Staaten für sie eintraten.

Das nächste Stadium der Entwicklung des Seevölkerrechtes bildete die Londoner Seerechtskonferenz und die von derselben im Februar 1909 angenommene Londoner Deklaration, worüber ich mich bereits in einem eigenen Kapitel des weiteren erging. Wie dem Leser vielleicht erinnerlich, war die Festsetzung einer Freiliste, das heißt die taxative Aufzählung von Waren, welche nie als Bannwaren erklärt und als solche beschlagnahmt werden durften, eine der hauptsächlichsten Errungenschaften dieser Kon-

ferenz. Was die Blockade anbelangt, so deuteten die unwidersprochen gebliebenen Kommentare der Admirale als technische Delegierte auf die bedauerliche Tatsache hin, daß trotz trefflicher Regeln die großen Seemächte der Versuchung nicht widerstehen würden, doch wieder zur Papierblockade zu schreiten und einen Teil des Atlantischen Ozeans ganz abzusperren. Die Argumentation der Admirale, die Ausdehnung der Rayons der blockierenden Kriegsschiffe auf über 500 oder sogar auf 1000 Seemeilen wäre notwendig, um die von den blockierten Häfen nach außen strebenden Blockadebrecher abzufangen, entbehrte des guten Glaubens. Nicht das Verhindern des Ausbrechens von Handelsschiffen aus den Häfen ins offene Meer war das Hauptziel der blockierenden Seestreitkräfte, sondern die Unterbindung des Zuzuges von Lebensmittel- und Rohstoffladungen nach den blockierten feindlichen Häfen. Dies konnte aber ganz leicht durch mehrere Linien von kreuzenden Kriegsschiffen, die höchstens 100 oder 200 Seemeilen von der blockierten Küste entfernt waren, erzielt werden.

In der Tat, es zeigte sich bald nach Ausbruch des Weltkrieges, daß Großbritannien seine ungeheure Überlegenheit zur See zur Isolierung, Aushungerung und Absperrung der Zentralmächte von den notwendigen Rohstoffen zu mißbrauchen fest entschlossen war. Ein Artikel nach dem anderen, der in der Freiliste der Londoner Deklaration figurierte, wurde für Bannware erklärt, wie Baumwolle, Jute, Hanf, Leinen, Seide, Häute, Kautschuk, und auf neutralen Schiffen beschlagnahmt. Bald streifte übrigens die großbritannische Regierung die Maske ab, ließ die Londoner Deklaration fallen und erklärte offen, daß keine Ware, welcher Art immer, nach einem deutschen oder österreichischen Hafen, respektive dem Hafen unserer beiden anderen Verbündeten bei Strafe der Beschlagnahme verfrachtet werden dürfe. Der Ärmelkanal wurde durch Minen verlegt; desgleichen durch Minen die Umfahrung Schottlands im Norden gefährdet. Nur nächst den

Orkney-Inseln war die Durchfahrt gestattet, wo die britischen Kreuzer und Zerstörer Wache hielten und jedes neutrale Handelsschiff einer strengen Visite unterwarfen. Die im Süden von England den Kurs nehmenden Schiffe mußten in einem englischen Hafen anlegen, um dasselbe Schicksal zu teilen. Waren, welche weder wegen ihrer Bestimmung noch wegen ihrer Eignung für Kriegsbedarf als Konterbande angehalten werden konnten, wurden in Ausübung eines sehr zweifelhaften Vorkaufsrechtes von der großbritannischen Regierung zu recht minderen Preisen angekauft, wie z. B. ganze Schiffsladungen von Speck, welche den Chikagoer Packhäusern Swift und Armour gehörten. Allein selbst diese eigenmächtigen Maßregeln genügten nicht, um die indirekte Belieferung Deutschlands mit Lebensmitteln und Rohstoffen zu drosseln, welche auf dem Umweg über neutrale Staaten, wie Holland, Schweden oder die Schweiz, noch immer möglich war. Es wurden daher diese Länder bezüglich ihrer Einfuhr von Mehl, Baumwolle, Schafwolle, Petroleum, Kautschuk usw. auf Basis ihres letzten dreijährigen Durchschnittsverbrauches kontingentiert und nicht ein Pfund mehr der von den Zentralmächten als Lebensnotwendigkeiten gesuchten Artikel wurde von den den ganzen Atlantischen Ozean und die Nordsee bewachenden Kriegsschiffen durchgelassen. Außerdem führte man ein System der Gewährung von Lizenzen für die Ausfuhr dieser Artikel durch die britischen Konsuln in den Vereinigten Staaten ein, um die ganze amerikanische Ausfuhr von letzteren streng zu kontrollieren.

Es ist begreiflich, daß diese erniedrigende Abhängigkeit von fremden Konsularvertretern und die in der Geschichte einzig dastehenden Seeübergriffe der allgegenwärtigen britischen Flotte in Amerika außerordentlich böses Blut machten. Die Exporteure und auch die leidenden Produzenten überschwemmten das State-Department mit wütenden Reklamationen und forderten nachdrücklichst Abhilfe. Dieses aber war angesichts der Rückständigkeit seiner arg vernachlässigten Flotte nicht in der Lage, gegen die

Alliierten einen strengen oder drohenden Ton anzuschlagen. Sir Edwar Grey antwortete einfach nicht durch Monate auf die erste im Herbst 1915 von Bryan an ihn gerichtete Reklamation. Als er sich aber endlich dazu entschloß, machte er geltend, daß die britische Regierung in allen zweifelhaften Fällen durch Ankauf der amerikanischen Waren die Exporteure vor Verlusten schützen wolle; auf eine Milderung der Hungerblockade aber könne sich Großbritannien angesichts des schweren Kampfes mit Deutschland nicht einlassen. Die Zugriffe der britischen Flotte wurden immer brutaler; die Erbitterung in den produzierenden und handelstreibenden Kreisen Amerikas stieg in einem solchen Grade, daß Mr. House in seinen „Intimate Papers" sogar das Geständnis macht, daß, hätten die verblendeten Deutschen nur den unbeschränkten U-Boot-Krieg unterlassen, es möglicherweise zum Bruche zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien gekommen wäre. Eine unmittelbare Folge aber war, daß Wilson sich zur Anschauung bekehrte, sein Land dürfe in der Zukunft nicht wehrlos der Vergewaltigung durch eine überlegene Seemacht ausgesetzt werden und noch vor Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg sich für den Bau einer der englischen ebenbürtigen Kriegsflotte entschied. Der Marineminister Daniel unterbreitete das neue Schiffsbauprogramm dem Kongreß mit den Worten, die Vereinigten Staaten müßten über eine der stärksten Seemacht ebenbürtige Flotte verfügen. Hiermit setzte zum erstenmal das Wettrüsten zwischen den beiden angelsächsischen Mächten ein, dessen wahre Bedeutung allerdings durch den gemeinsam geführten Weltkrieg augenblicklich in den Hintergrund trat, allein 1918 wieder aufgenommen und bis zum Ende des Jahres 1920 dauerte.

In diesem Zeitpunkt sah die englische Regierung ein, daß ihr durch die Kriegslasten schwer bedrücktes Land dem Wettrüsten mit der durch den Weltkrieg ungemein bereicherten nordamerikanischen Union nicht gewachsen sei. Letztere hatte sich seit 1918 mit aller Macht auf den Bau der großen Schlachtschiffe, ja sogar

der Überdreagnoughts von mehr als 35.000 Tonnen geworfen, während England einen starken Vorsprung im Bau der schnellen Kreuzer hatte. Aber die finanzielle Kraft der Vereinigten Staaten war so überlegen, daß ein Zweifel über den schließlichen Ausgang kaum möglich war. Es ist Lord Balfours, des damaligen Ministers des Äußern, großes Verdienst, den vom britischen Standpunkte aus heroischen Entschluß gefaßt zu haben, unter Aufgeben der japanischen Allianz dem Wettrüsten zur See mit Amerika ein Ende zu machen.

Er nahm daher die Einladung des amerikanischen Präsidenten zu der Washingtoner Seeabrüstungskonferenz 1920—1921 an, an der die fünf führenden Seemächte teilnahmen. Man einigte sich für den Zeitraum von zehn Jahren auf eine bedeutende Reduktion der Schlachtschiffe (capital ships) von mehr als 10.000 Tonnen Gehalt nach den Verhältniszahlen von 5 : 5 : 3 für Großbritannien, Amerika und Japan, während für Frankreich und Italien etwa die Zahl $1^1/_2$ bestimmt wurde. Die amerikanische Union sollte in Zukunft über dieselbe Zahl und Stärke der Großkampfschiffe verfügen wie Großbritannien, so daß letzteres virtuell auf die alleinige Seeherrschaft verzichtete. Im östlichen Stillen Ozean war jedenfalls die Suprematie der amerikanischen Flotte dank dem Panamakanal gesichert, während in den ostasiatischen Gewässern die Vorherrschaft der japanischen Seestreitkräfte unberührt blieb. Die Washingtoner Konferenz bewirkte entschieden eine Entspannung der Weltlage, um so mehr als sich Japan zum Aufgeben von Schantung, sowie aller während des Weltkrieges China aufgezwungenen Vorzugsrechte verpflichtete. Wesentlich zum Gelingen der Washingtoner Konferenz trug die Nichterneuerung des anglo-japanischen Bündnisses und der Abschluß des pazifischen „Fünf-Mächte-Übereinkommens" bei, wonach die Anlage von neuen maritimen Stützpunkten verboten wurde und die Uferstaaten sich verpflichteten, den Status quo nicht ohne vorherige gegenseitige Beratung zu ändern.

Dem Wettrüsten war indessen nur bezüglich der großen Schlachtschiffe über 10.000 Tonnen Einhalt getan. Der Bau der Kreuzer, Zerstörer, Torpedos und Unterseeboote war frei geblieben. Während nun die Vereinigten Staaten diese leichten Schiffstypen vernachlässigten, legte man in England auf die Herstellung möglichst vieler leichter, schneller Kreuzer von 5000 bis 8000 Tonnen Gewicht. Angesichts der zahlreichen befestigten Stützpunkte und Kohlenstationen der Engländer genügten denselben diese Kreuzer mit geringerem Radius für die Aufrechterhaltung aller Seeverbindungen. So kam es, daß nach einigen Jahren Großbritannien über nahezu dreimal so viel Kreuzer verfügte als die Union, welche in diesem Belange sogar hinter Japan stark zurückgeblieben war. Es war klar, daß hier entweder neuerlich ein internationales Abkommen getroffen werden oder das Wettrüsten beim Bau der Kreuzer wieder einsetzen mußte. Es wurde daher im Sommer 1927 eine maritime Abrüstungskonferenz von Coolidge nach Genf einberufen, die aber ganz ergebnislos verlief, da Sir Austin Chamberlain und seine Ministerkollegen die politische Führung aus der Hand gaben und sie ihren intransigenten Marineexperten überließen. In den Vereinigten Staaten trat eine starke Verstimmung ein, der Coolidge im Dezember 1927 dadurch Rechnung trug, daß er dem Kongreß im Flottenbauprogramm von 71 Schiffseinheiten mit einem Aufwande von 740 Millionen Dollar unterbreitete. Dasselbe war offenbar als ein Bluff für England gemeint. Die öffentliche Meinung in der Union, insbesondere genährt von den Friedens-, Kirchen- und Frauenvereinen, leistete jedoch heftigen Widerstand, so daß das Repräsentantenhaus diese Baukredite auf 275 Millionen Dollar herabsetzte, und zwar für den Bau von 15 10.000-Tonnen-Kreuzern und eines Flugzeugmutterschiffes innerhalb des Zeitraumes von fünf Jahren.

Im Sommer 1928 erfolgte noch ein ganz unglücklicher Versuch der englischen und französischen Admiralität, durch eine Verständigung zu zweit eine Grundlage für die allgemeine maritime

Seeabrüstung zu legen, die infolge unbegreiflicher Verkennung der amerikanischen Wünsche zu einer unverblümten Absage des State-Departments führte.

Im August 1928 war indessen unter feierlichem Gepränge der Kellogg-Pakt in Paris unterschrieben worden. So groß auch die moralische Bedeutung dieses Verzichtes auf den Krieg, als das normale Mittel nationaler Politik, sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der Pariser Vertrag sich erst dann praktisch auswirken wird, wenn die allgemeine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit als der normale Weg friedlicher Streitschlichtung der Staaten angenommen sein wird. Als zweite, logische Folge des Verzichtes auf das Gewaltprinzip muß ferner eine allgemeine Rüstungsminderung bezeichnet werden. Da dieses Problem für die Landheere mit Rücksicht auf die komplizierte europäische Lage schwerer zu lösen ist als für die Flotten, wurde die Initiative Hoovers mit großer Befriedigung begrüßt, wonach er durch den amerikanischen Delegierten bei der vorbereitenden Abrüstungskonferenz des Völkerbundes im Monate April 1929 erklären ließ, die amerikanische Regierung sei zur Entgegennahme neuer englischer Vorschläge auf der Basis der einverständlichen Fixierung des Tonnengehaltes der gesamten Flotte bereit, wobei die Verteilung auf die einzelnen Kategorien von Schiffen jedem Staate nach Maßgabe seiner Bedürfnisse vorbehalten bliebe. Besonders günstig ist aber der in London vollzogene Regierungswechsel, da MacDonald und die englische Arbeiterpartei offenbar für die Sache der Abrüstung und obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit mit viel mehr Wärme eintreten werden als die konservative Regierung. Jedenfalls wurde durch den Besuch MacDonalds in Washington die Luft gereinigt und das noch beiderseits bestehende Mißtrauen vermindert, also eine der Voraussetzungen für wirkliche Einschränkungen der maritimen Rüstungen der beiden führenden Seemächte geschaffen. Als eigentlicher grundlegender Gegensatz müßte aber zuerst die Frage der „Freiheit

der Meere" einverständlich gelöst werden, um dem Wettrüsten zur See dauernd ein Ende zu bereiten. Wie wird nun dieses Postulat von Engländern und Amerikanern verstanden? Die ersteren sagen, sie sorgten in Friedenszeiten für die „Freiheit der Meere" durch Ausübung einer Art Seepolizei mittels ihrer überlegenen Flotte, und zwar auch nach der Washingtoner Abrüstungskonferenz von 1921, zumindest im Atlantischen Ozean und im Indischen Meere sowie in den Seestraßen nach Indien, also auch im Mittelländischen Meere, indem sie alles Piratentum und möglichst auch den Sklavenhandel unterdrückten und ihre zahlreichen Häfen, Kohlenstationen und Kolonien allen Mächten unter gleichen Bedingungen eröffneten, alle Seestraßen für den allgemeinen Verkehr sicherten. In Kriegszeiten hingegen müßten sie um jeden Preis die Seeverbindungen für ihren Lebensmittel- und Rohstoffbezug offenhalten und jeden, dieselben gefährdenden Gegner niederringen. Das einzige unfehlbare Mittel, einen kontinentalen Gegner zu besiegen, sei die Blockade, die absolute, brutale Absperrung des feindlichen Volkes, welches durch Hunger und den Mangel an lebenswichtigen Rohstoffen niedergerungen werden müsse. Zur Erreichung dieses Zweckes wurde während des Weltkrieges, wie oben bemerkt, sowohl der Begriff der Blockade als auch der Konterbande ins Ungemessene ausgedehnt. Die Vereinigten Staaten legten gegen die Seeübergriffe der britischen Flotte vergeblich Verwahrung ein, da eben ihre Flotte zu schwach war, was sie allerdings nicht hinderte, sofort nach Eintritt in den Krieg auf noch weitergehende Einschränkungen des neutralen Handels zu dringen. Nun aber, da nach beendetem Kampfe die Unionregierung fest entschlossen ist, sich nicht in den europäischen Konflikt einzumengen, noch irgendwie die Freiheit ihrer Entschließungen aufzugeben, ist eher die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie in die Lage kommen wird, ihren Anspruch auf unbeschränkte Ausübung neutralen Handels geltend zu machen. Sie verlangt daher eine gleich starke Flotte mit England, um

letzteres zu verhindern, ihren Export ebenso wie im Weltkriege einzuschränken und zu reglementieren. Es braucht gar nicht der Fall eines europäischen Krieges angenommen zu werden, sondern nur der Fall der Erzwingung einer Entscheidung des Völkerbundrates. Ist der Paktbrecher ein Staat mit Seeküsten und Seehäfen, so ist das am nächsten liegende Pressionsmittel die Verhängung der Seeblockade, welche natürlich der britischen Kriegsflotte obliegen würde. Die Vereinigten Staaten gehören nicht dem Völkerbunde an und brauchen daher die Seeblockade nicht anzuerkennen; sie können nach dem Völkerrecht darauf bestehen, mit dem blockierten Lande nach wie vor Handel zu treiben und falls ihre Flotte stark genug ist, ihren Anspruch durchsetzen. Dies bedeutet aber, daß England, will es nicht den Krieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika riskieren, auf den Gebrauch der absoluten Blockade verzichten muß.

Hier setzten nun verschiedene Versuche, sowohl englischer- als amerikanischerseits ein, um den drohenden Konflikt zwischen den führenden Mächten auszuschalten. Lord Cecil meinte, nach dem Kellogg-Pakt sei es klar, daß dessen Kontrahenten nur mehr Defensivkriege führen würden. Der Angreifer, das heißt der Staat, der zum Kriege geschritten wäre, ohne vorerst eine friedliche Lösung des Streitfalles versucht zu haben, wäre der Vorteile des Kellogg-Paktes verlustig geworden. Jeder Staat könne ihn bekriegen. Die Vereinigten Staaten von Amerika hätten keinen Anlaß, gegen einen europäischen Delinquenten vorzugehen, aber sie könnten kaum z. B. Englands Blockade nicht anerkennen und darauf bestehen, mit den blockierten Angreifern unbeschränkt Handel zu treiben. Dies hieße gegen den Geist des Kellogg-Paktes vorgehen. Hier wäre also die größte Wahrscheinlichkeit für die Vermeidung eines Konfliktes zwischen England und den Vereinigten Staaten eben durch den Kellogg-Pakt gegeben. Auch W. Martin, der ausgezeichnete politische Direktor des „Journal de Genève", vertritt diese Ansicht.

Im amerikanischen Kongreß wurde im Monate Februar 1929 die sogenannte Capper-Resolution eingebracht, welche es im Falle eines europäischen Krieges dem Präsidenten überläßt zu entscheiden, wer der Angreifer sei und dann sofort den ganzen Export nach diesem Lande zu unterbinden. Hierdurch wäre ein feindlicher Zusammenstoß zwischen der blockierenden englischen Flotte und den amerikanischen Kriegsschiffen ausgeschlossen, allerdings in der Voraussetzung, daß der amerikanische Präsident sein Verdikt über die angreifende Partei in Übereinstimmung mit dem Völkerbund trifft. Wie aber, wenn das nicht der Fall ist? Zum Beispiel nehmen wir den Fall, es käme zum Zusammenschluß Österreichs und Deutschlands? Nach Briand, Beneš usw. wäre das ein Kriegsfall trotz des Kellogg-Paktes. Würde der amerikanische Präsident hier Deutschland und Österreich als Angreifer qualifizieren oder nicht eher die anderen Mächte? Die Verteidigung des Status quo, dort, wo er absolut ungerecht und gegen die vierzehn Punkte Wilsons verstößt, wird in Amerika ganz anders aufgefaßt als wie in Europa. Und was das Exportverbot, z. B. der Baumwolle, betrifft, soll der Kongreß die Farmer des Südens für ihre Verluste mit Hunderten von Millionen Dollars entschädigen? Man sieht, dieser Vorschlag ist kaum praktisch. Er schützt nicht den neutralen amerikanischen Handel, sondern paralysiert ihn wenigstens teilweise, nur um die amerikanische Flotte nicht in Aktion treten zu lassen, und würde den Staatshaushalt durch große Entschädigungssummen desorganisieren.

Eben hier suchte nun Borah einen Ausweg, indem er die Kodifikation des Seekriegsrechtes durch eine internationale Konferenz vorschlug. Erst nach Annahme eines solchen reformierten Seekriegsrechtes soll im Jahre 1931 oder 1932 eine Seeabrüstungskonferenz zusammentreten.

Es ist ohne weiteres klar, daß, wenn einmal das Recht der Blockade und der Begriff Konterbande international geregelt sind, der eigentliche Streitpunkt zwischen Großbritannien und

den Vereinigten Staaten von Amerika und damit auch der Grund des jetzt drohenden Wettrüstens wegfallen würde. Allein man darf sich keinen Illusionen über die ungeheuren Schwierigkeiten, welche der raschen Kodifizierung des Seekriegsrechtes entgegenstehen, hingeben. Vor allem gibt es auf diesem speziellen Gebiete kein einheitliches Recht. Die englische Jurisprudenz beruht auf den Entscheidungen der Admiralitäts-, das heißt Prisengerichte, namentlich einzelner als Autorität geltender Richter, welche dem Rechte der Kriegführenden den Vorzug geben und die Rechte der Neutralen einschränken. Die kontinentale Entwicklung des Seekriegsgerichtes dagegen nahm einen anderen Weg. Sie stützt sich namentlich auf einzelne Völkerrechtslehrer, welche ihre eigenen Systeme aufstellen, aber durchaus nicht untereinander übereinstimmen. Schon während der Londoner Seerechtskonferenz von 1908/09 mußten wir ganze Gebiete, unter Feststellung der auseinanderlaufenden Meinungen, z. B. die Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe, ungeregelt lassen. Das Werk der Kodifikation auf einer Konferenz, wie sie Borah vorschlägt, würde, falls es gelingen sollte, viel zu lang dauern und die Befürchtung, daß inzwischen das Wettrüsten zur See in immer steigender Linie fortdauere, ist nicht von der Hand zu weisen. Es muß daher durch diplomatische Unterhandlungen, wie sie Mac Donald anläßlich seiner Reise zu Hoover ins Auge faßte, eine Grundlage für die allgemeine Minderung der kostspieligen Rüstungen zur See gefunden werden. In der Julinummer der amerikanischen Review „Foreign Affairs" v. Js. schlug Mr. Charles C. Hide vor, die beiden großen Demokratien sollten unter prinzipieller Wahrung ihrer Rechte eine Art Gentleman's agreement, ähnlich wie das die japanische Auswanderung nach den Vereinigten Staaten regelnde ungeschriebene Abkommen, treffen. Darnach sollte Großbritannien versprechen, im Falle eines gegen den Kellogg-Pakt unternommenen Angriffskrieges über den Paktbrecher nicht die absolute Blockade im Sinne des Weltkrieges zu

verhängen, wogegen die Vereinigten Staaten sich dazu verpflichten würden, den Handelsverkehr seiner Staatsangehörigen mit denen des Delinquenten möglichst zu unterbinden. Gegen diese letztere Konzession sprechen aber, wie schon ausgeführt, große Bedenken, so daß ich sie für wenig wahrscheinlich halte.

In der laufenden Aprilnummer der „Foreign Affairs" veröffentlichte Lord Grey of Falloden einen interessanten Beitrag zum Problem „Freedom of the seas". Er betont zunächst, daß die Frage eine ganz verschiedene Beurteilung seitens der kriegführenden und neutralen Mächte findet. Lord Grey gibt zu, daß England ein überragendes Interesse an der Sicherung seiner Lebensmittelzufuhren habe; es könnte mithin das Prinzip der Offenhaltung der Seestraßen im Kriege für England von Vorteil sein, namentlich da die britische Flotte nicht mehr so übermächtig wäre, daß sie selbst gegenüber einer Koalition mehrerer Seemächte die Meere unbedingt beherrschen würde. Die insulare Lage schütze jetzt England nicht mehr in so hohem Grade wie früher, angesichts der großen Fortschritte der Luft- und Unterseewaffen. Aber soll England auf die wertvolle Waffe der Blockade ganz verzichten, die nach der vorwiegenden Meinung doch den Weltkrieg zugunsten der Alliierten entschieden hätte? Soll Großbritannien freiwillig auf eine Waffe verzichten, die ihm doch die größte Aussicht auf die Besiegung seiner kontinentalen Gegner eröffne? Soll es das feindliche Eigentum auf der See respektieren oder gar den Begriff der Bannware ganz fallenlassen? Lord Grey bleibt uns hier die Antwort schuldig, aber zwischen den Zeilen kann man doch die Verneinung der Frage herauslesen.

Er erwähnt sodann die Anregung Hoovers, es möchten Lebensmittelschiffe von der Beschlagnahme befreit bleiben, deren humanitären Motiven er Gerechtigkeit widerfahren läßt. Allein wie sollen Schiffe mit großen Gummi- und Kupferladungen behandelt werden? Alle diese Schiffe unbehelligt lassen und die Blockade aufgeben, hieße die große britische Flotte zur Ohnmacht, zur Un-

tätigkeit verurteilen. Trotzdem plädiert Lord Grey dafür, die Frage der Freiheit der Meere mit den Vereinigten Staaten von Amerika, welche höchstwahrscheinlich beim nächsten europäischen Kriege neutral bleiben werden, auf diplomatischem Wege eingehend zu diskutieren. Er betont, daß ein großer Krieg in Zukunft nur durch Verletzung des Völkerbundpaktes und des Kellogg-Paktes möglich sein wird. Der Paktbrecher würde aber dann sicher nicht bedenken, auch alle Verabredungen betreffend Lebensmittelschiffe oder Rohstoffzufuhren zu mißachten. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen der Union und England bestehe für den nächsten Krieg ebenso wie im Weltkriege. Weder Gemeinsamkeit der Rasse und Sprache noch wirtschaftliche Interessenverflechtung würde dem Konflikte vorbeugen. Lord Grey schließt mit der nicht ganz klaren These, nur innige Kooperation der Vereinigten Staaten von Amerika mit dem internationalen, für den Frieden eintretenden Völkerbunde könne die nationalen Gegensätze ausgleichen.

Jedenfalls führte die offene Aussprache MacDonalds mit Hoover zu Ende des vorigen Jahres zu einem vertrauensvollen Verhältnisse der beiden großen angelsächsischen Demokratien und ermöglichte die bereits in den Vereinigten Staaten in großen Linien umschriebene Einigung bezüglich der Gesamttonnage der verschiedenen Kategorien von Schiffseinheiten. Das leitende Prinzip war das der vollkommenen Parität, welches von den Großkampfschiffen auf alle anderen Schiffstypen ausgedehnt wurde. Da ferner die großen Dreadnoughts in den Augen der Marinefachleute nicht mehr so hoch eingeschätzt werden wie früher, wohl infolge der erhöhten, durch Unterseeboote und Luftfahrzeuge stammenden Gefahren, so vereinbarte man in London nach langen Unterhandlungen, bei denen Japan, wie gewöhnlich, erst im letzten Augenblick nachgab, folgende Bestimmungen. Die drei führenden Seemächte verstehen sich dazu, im ganzen neun ihrer alten Großkampfschiffe abzuwracken (England fünf, die Union drei, Japan

eines). Außerdem kam man überein, von den in Washington im Jahre 1921 zugelassenen Ersatzbauten von Schlachtschiffen (von 1931 bis 1941 waren es 39 Einheiten) keine einzige vor 1936 zu beginnen. Die dadurch bewirkten Ersparnisse werden auf 800 bis 900 Millionen Dollar veranschlagt.

Nur diesem Teile des Dreimächteabkommens sind auch Frankreich und Italien beigetreten; der Stillstand im Baue der Großkampfschiffe (holiday) drückt sich bei den zwei europäischen Seemächten darin aus, daß sie beide auf den Bau der zwei ihnen nach der Washingtoner Konvention zugebilligten Dreadnoughts bis zum Jahre 1936 verzichten.

Bezüglich der beiden anderen Schiffseinheiten, der Kreuzer und Zerstörer, sowie der Unterseeboote wurden auch ganz wesentlich niedrigere Tonnageziffern vereinbart als die, welche die drei Mächte in ihren Schiffsbauprogrammen in Aussicht genommen hatten. Die Reduktion, die bei jeder der drei Mächte 100.000 Tonnen übersteigt, erscheint noch bedeutender, wenn man die Tonnagemenge in Betracht zieht, welche bei der Genfer Konferenz des Jahres 1927 von jedem Staate, als das für seine Sicherheit unbedingt notwendige Mindestausmaß an Schiffseinheiten, bezeichnet worden war. Insoweit ist das erreichte Resultat als ein politischer Erfolg zu werten, welcher dem fatalen Wettrüsten zwischen England, der Nordamerikanischen Union und Japan, wie es nach den offiziellen Schiffsbauprogrammen anscheinend drohte, zum mindesten auf sechs Jahre einigermaßen vorbeugt. Die Kritik, welche in vielen amerikanischen Preßorganen laut wurde und welche dahinging, das Wettrüsten wäre ganz einfach vom Felde der veralteten Dreadnoughts auf das der lebenswichtigen Kreuzer übertragen worden, scheint mir, allerdings zum Teile, berechtigt. Zugegeben muß allerdings werden, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, die in der Kreuzerklasse relativ sehr zurückgeblieben waren, jetzt das Versäumte nachholen dürfen. Verfrüht wäre es, schon heute von der Rückwirkung sprechen zu

wollen, welche das für die Kreuzer neu durchzuführende Prinzip der Parität zwischen England und den Vereinigten Staaten auf das Verhältnis der Dominions zum Mutterlande ausüben wird. Kanada ist jedenfalls nicht mehr in der Lage, so wie früher von der überlegenen britischen Flotte Schutz gegen amerikanische Übergriffe zu erwarten; und die australischen Dominions dürften im künftigen, eventuellen Falle eines Rassenkonfliktes mit Japan eher Rückhalt in der sympathischen Stellungnahme der Vereinigten Staaten von Amerika suchen.

Der Mißerfolg der dreimonatigen Londoner Unterhandlungen, der offen eingestanden werden muß, liegt in dem Nichtzustandekommen eines Fünfmächteabkommens bezüglich der Kreuzerkategorie. Dasselbe scheiterte an dem von Mussolini starr festgehaltenen Verlangen nach absoluter Parität mit Frankreich, welch letzteres einwendet, damit wäre die Überlegenheit Italiens im Mittelländischen Meere dauernd besiegelt. Denn Frankreich müsse ja einen Teil seiner Seestreitkräfte in den Hafen des Atlantischen Ozeans belassen, um für seine eigene Sicherheit und die Offenhaltung der Verbindung mit seinen afrikanischen Kolonien zu sorgen. Briand und Tardieu versuchten, die Garantie Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika für den gegenwärtigen Besitzstand im Mittelländischen Meere in einer Art Mittelmeer-Locarno-Abkommen zu erwirken. Briand hätte sich neben der britischen Garantie auch mit einem bloßen Konsultationsversprechen der Union, nach dem Vorbilde der Pazifischen Fünfmächtekonvention, abgefunden; allein Großbritannien lehnte jede territoriale Garantie bezüglich der Küsten des Mittelländischen Meeres ab und Hoover wollte selbst von der Übernahme der doch anodynen Verpflichtungen einer bloßen Beratung mit den Mittelmeermächten nichts hören. Der Versuch Briands, mit MacDonald über eine neue, präzisere Definition der aus dem Artikel XVI des Völkerbundpaktes entspringenden Verpflichtungen der Völkerbundmitglieder einig zu werden, blieb auch erfolglos, wohl weil

England seinen konstitutionellen Faktoren, das heißt in letzter Linie dem Parlament, das ausschließliche Recht der Entscheidung über das Eingreifen seiner Flotte behufs Exekution einer Entscheidung des Völkerbundrates wahren will und muß. Unter diesen Umständen hat Frankreich, dessen Flotte allerdings während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre auf einen sehr geringen Stand gesunken war, ein sehr ehrgeiziges, hochgespanntes Schiffsbauprogramm aufgestellt und auch eine erhebliche Zahl von Schiffen auf Kiel gelegt. Es scheint entschlossen, zur See aufzurüsten, wobei ihm nicht nur Mussolinis Paritätsforderung zur Begründung, sondern auch der neue deutsche Panzerkreuzer mit seiner artilleristischen Überlegenheit zum willkommenen Vorwande dient. Insbesondere widersetzte sich Tardieu, leider erfolgreich, dem von England und Amerika ausgedrückten Wunsche nach vollständiger Abschaffung der Unterseeboote, deren Frankreich eine große Zahl besitzt oder baut.

Letztere Macht hat, falls sie in Zukunft sich nicht in irgendeiner Weise mit Italien auseinandersetzt, das Recht, eine beliebige Zahl von Kreuzern zu bauen, welchem Beispiele Italien notgedrungen folgen müßte. Da aber Großbritannien an dem Zweimächtestandard Europa gegenüber festhält, so würde angesichts solcher forcierter Rüstungen seine eigene Flotte zu schwach sein.

Ein besonderer Artikel des Dreimächteabkommens bestimmt daher, daß jeder Kontrahent, falls er sich durch Rüstungen einer dritten, nicht dem Abkommen beigetretenen Macht in seiner Sicherheit bedroht fühlt, das Recht zu neuen Schiffsbauten hat, die über die vereinbarte Maximaltonnenzahl hinausgehen. Nur muß er den anderen zwei Vertragsmächten hiervon Mitteilung machen, welche dann ebenfalls aufrüsten können. Es ist klar, daß sich England gegen eventuelle übermäßige französische Rüstungen schützen will. Damit wären aber die Errungenschaften jenes Abkommens über den Haufen geworfen. Man sieht, wie enge die Interessen aller Seemächte miteinander verkettet sind, und daß die

politische Verständigung und vertrauensvolle Annäherung der Mächte zur Voraussetzung der Seeabrüstungen wird. Leider ist nicht zu leugnen, daß infolge der langen spitzigen Auseinandersetzungen in London gegenseitiges Mißtrauen sowie Vorurteile zwischen den beiden Mittelmeerseemächten eine Verschärfung erfahren haben, während gleichzeitig auch das Verhältnis zwischen der englischen und französischen Regierung seit der Machtergreifung durch die Arbeiterpartei zusehends ein gespannteres wird. Auf diesem Gebiet hat die Londoner Konferenz nur geschadet. Es wäre eine gefährliche Illusion zu glauben, daß dieselbe ein glücklicher Auftakt für einen günstigen Verlauf der Verhandlungen in der Abrüstungskommission des Völkerbundes bildet. Die ungesunden politischen Verhältnisse Europas, gegenseitiger Argwohn und Abneigung, die Folgen der ungerechten, unvernünftigen, wirtschaftlich verderblichen Friedensdiktate, verhindern, trotz der Locarnoverträge, jede substanzielle, allgemeine Abrüstung.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Eintritt in den auswärtigen Dienst 5

I. Kapitel: London, Februar 1881 bis Juli 1886, als Attaché und Honorar-Legationssekretär 7

Parlamentarische Berichterstattung — Gladstone und Chamberlain — Überwindung der irischen Obstruktion — Annahme der Clôture — Graf Károlyi — Mißerfolge der äußeren Politik — Ägypten — Afghanistan — Ablehnung von Homerule in Irland — Englische Gastfreundschaft

II. Kapitel: St. Petersburg, August 1886 bis November 1890, als zweiter und erster Sekretär 18

1. Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland wegen der bulgarischen Unionkrisis und Entfernung Alexanders von Battenberg — Scheitern der Mission Kaulbars — Großbritanniens und Italiens Eintreten für die Doppelmonarchie — Prinz Ferdinand von Koburg — Reservierte Haltung des Fürsten Bismarck — Passive Abstinenzpolitik des Kaisers Alexander III. — Russische Truppenverstärkung in Polen — Aufstellung neuer Schützendivisionen in Rußland — Kriegsgefahr — Ruhige Haltung des Grafen Kálnoky — Keine umfangreichen Gegenrüstungen in Galizien — Abflauen der Spannung und friedlicher Ausgleich — Chauvinistische Stimmung in der russischen Gesellschaft

2. Gesellschaft und Diplomaten — Graf und Gräfin Wolkenstein — Bernhard von Bülow und dessen Gemahlin — General von Schweinitz — Freiherr von Aehrenthal — Unser Militärbevollmächtiger Oberst Klepsch — Sir R. Morier — Arthur Hardinge

3. St. Petersburg — Moskau — Nishnij Nowgorod — Eine Bärenjagd

III. Kapitel: Rom, November 1890 bis Dezember 1893, als erster Sekretär 44

1. Zoll- und Finanzkrieg mit Frankreich — Crispis Eintreten für den

Dreibund — Marquis Rudini; dessen Nachfolger erneuert das Bündnis vor dessen Ablauf — Wunsch nach Schutz durch die britische Flotte

2. Weiße und schwarze Gesellschaft — Glänzende Feste — Salon Lavaggi — Letzter Karneval in Rom — Feier der silbernen Hochzeit des Königspaares

IV. Kapitel: Bukarest, 1894 bis 1895, als Legationsrat 57

Ankunft — Hofball — Das konservative Ministerium Catargiu — Außenminister Alexander Lahováry — Die drei jungkonservativen oder junimistischen Minister unter der Führung des dreibundfreundlichen Carp — Take Jonescu — Ratifikation des Handelsvertrages — Günstige Erledigung zahlreicher Zollreklamationen

2. Nationale Bewegung — Memorandumprozeß — Der Irredentismus im Königreiche schöpft daraus mächtige Impulse — Andauernde antiungarische Demonstrationen in Bukarest — Offiziöser Gedankenaustausch mit der rumänischen Regierung über die Kulturliga — Graf Kálnoky verzichtet auf offizielle Forderung ihrer Auflösung — Aus außerpolitischen Gründen vertritt er vor den ungarischen Delegationen versöhnliche Haltung gegenüber Kabinett Catargiu und dringt durch — Anschluß an den Dreibund — Interview Carps in Wien — Ängstliches Geheimhalten des Bündnisvertrages durch König Carol

3. Königin und Kronprinzessin Marie — Der Kronprinz — Rumänische Damen — Abflauen der nationalen Bewegung im Jahre 1895 — Die liberale Regierung Sturdza — Dessen Widerruf aller Angriffe auf die Donaumonarchie

V. Kapitel: Paris, Jänner 1896 bis Jänner 1903, als Botschaftsrat, von 1901 an mit dem Gesandtenrang 87

1. Gabriel Hanotaux Außenminister — Frankreich durch Gegensatz zu England und Italien trotz russisch-französischen geheimen Bündnisses isoliert — Besuch des russischen Kaiserpaares in Paris — Vertrag mit Frankreich betreffend Tunis und unsere Zölle auf französische Weine

2. Delcassé Außenminister — Faschodakonflikt — Friedliche Vereinbarung durch Frankreichs Aufgeben des Nillandes gegen Anerkennung französischer Einflußsphären in Marokko und der Sahara — Planlosigkeit der französischen Kolonialpolitik — Etiennés maßgebender Einfluß auf dauernde Festsetzung in Marokko

3. Journalisten — Clemenceau — Vorwiegende friedliche Gesinnung und Abflauen der Revanchegelüste in den breiten Schichten des Volkes

4. Die Weltausstellung von 1900

5. Gesellschaft und Kolonie

6. Der Dreyfus-Prozeß — Kampf zwischen der Rechten und Linken um die Macht im Staate und der Armee zugunsten der letzteren entschieden

7. Waldeck-Rousseau — Das Kongregationsgesetz — Combes unterdrückt alle Unterricht erteilenden und sich der Predigt widmenden Orden — Konkordat noch nicht gekündigt — Die Kurie bleibt neutral

VI. Kapitel: Belgrad, Jänner 1903 bis Juli 1905, als Gesandter 156

I. König Alexander

1. Mangel eines festen Programms für unsere Balkanpolitik — Das Schlagwort „Der Balkan den Balkanvölkern" — Status quo-Programm des Grafen Gołuchowski und eventuelles gemeinsames Vorgehen mit Rußland beim Besuch des Kaisers Franz Joseph im Sommer 1897 vereinbart — Wir beschränken uns im wesentlichen auf Handelspolitik in den Balkanländern — Das Mürzsteger Programm

2. König Alexander — Die verhängnisvolle Ehe mit Draga Mašin — Ihre Charakterfehler

3. Avancen des Königs, der Zusicherungen bezüglich eines eventuellen Gebietszuwachses in Mazedonien anstrebt — Aufstand der Albaner

4. Operettenstaatsstreich behufs Änderung der Verfassung — Straßenunruhen am 5. April — Weigerung des 6. Infanterieregiments, auszurücken

5. Das Komplott gegen das Königspaar — Doppelmord des Königs und der Königin in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni infolge eines Militäraufstandes, den Oberst Mašin, Schwager der Königin, organisiert — Vollständige Beherrschung der Lage im ganzen Lande durch die provisorische Regierung unter Avakumović, die wir als de facto-Regierung anerkennen — Einberufung der Skupschtina auf den 15. Juni zur Königswahl

II. König Peter

1. Einstimmige Wahl des Peter Karageorgević zum König — Anerkennung durch die Kaiser Franz Joseph und Nikolaus. Aufforderung zur Sühne — Tiefer Gegensatz im Offizierskorps — Unerfahrenheit des Königs — Unkenntnis von Land und Leuten infolge langer Verbannung — Pašić wird Außenminister — Diplomatenstreik — Entfernung der durch den Mord direkt kompromittierten Offiziere vom Hof

2. Der Russisch-Japanische Krieg bewirkt die serbische Annäherung an Bulgarien und geheime Vorbereitung der Zollunion — Häufige Begegnungen des Königs Peter mit dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien — Trotz der Verschwöreroffiziere

3. Krönung und Salbung des Königs Peter.

4. Handelsvertragsunterhandlungen und Abschluß mit Deutschland trotz des Versprechens des Finanzministers, zuerst mit uns zu verhandeln — Klage des Barons Heyking, deutschen Gesandten in Belgrad, und Reklamation des Fürsten Bülow in Wien

III. Anleihe und Lieferungen

Serbienanleihe — Vergleichende Geschützproben — Deren Fallenlassen gegen die Kompensation von Industrielieferungen — Erzwungener Rücktritt des Pressechefs Balugdšić und später des Kabinettssekretärs Nenadović — Abschluß der Anleihe in Paris mit französischer Gruppe, Fürstenberg für Diskontogesellschaft und Taussig für die Wiener Banken — Die Anleihe vor der Skupschtina — Fahnenflucht des Pašić, dessen Kabinett demissioniert — Bildung einer extremradikalen Regierung unter Stojanović, welcher Neuwahlen erfolgreich durchführt — Die neue Majorität ist gegen die Anleihe — Perfides Verhalten des Pašić — Dessen krumme Wege — Charaktereigenschaft Geduld, Ausdauer, fatalistischer Glaube an die Zukunft der Serben helfen ihm zu seinen Erfolgen

IV. Rückblick

Vorherrschen der großserbischen nationalen Idee, die alle anderen, auch die wichtigsten wirtschaftlichen Interessen ganz in den Hintergrund drängt — Bedenken gegen den Trialismus — Unvereinbarkeit der großserbischen Tendenzen mit der Struktur unseres Völkerstaates — Unmöglichkeit der Anbahnung dauernder, guter Beziehungen zwischen Serbien und der Donaumonarchie

VII. Kapitel: Im Ministerium des Äußern vom 1. Jänner 1907 bis Ende 1909 243

Einberufung in die Zentralstelle durch Freiherrn von Aehrenthal — Übernahme des Informationsbüros sowie des deutschen und russischen, politischen Referates — Das Informationsbüro, ein antiquiertes Überbleibsel der Metternichschen Staatspolizei, zum Teil Nachahmung der „Diplomatie secrète" eines Louis XV. zur Kontrolle der offiziellen Vertreter — Auflösung desselben durch den Autor — Entwerfung von Instruktionen an den nach Petersburg abgehenden, neuernannten Botschafter Grafen Berchtold — Die Einführung der Justizreform in Mazedonien — Die Revaler Entrevue leitet näheren Zusammenschluß zwischen Rußland und England ein — Iradé des Sultans genehmigt die

Trassierung einer Bahn durch den Sandschak von Novibasar — Mißtrauen Rußlands — Die Buchlauer Entrevue — Mißverständnisse und persönliche Abneigung Iswolskis gegen Aehrenthal — Geheimer Depeschenwechsel betreffend Annexion — Kaltstellung des Autors durch Aehrenthal — Zweite Haager Konferenz — Unsere falsche Einstellung zur Frage der Abrüstung und allgemeinen Schiedsgerichtsverträge in zu engem Anschlusse an die intransigente Haltung Deutschlands

VIII. Kapitel: Die Londoner Seerechtskonferenz, Dezember 1908 bis Februar 1909 . 254

Unsere Denkschrift für liberale Anerkennung der Rechte der Neutralen und gegen Verschärfung der Rechte der Kriegführenden — Aber meine Instruktionen enger Anlehnung an deutsche Delegation im Widerspruch damit — Das schon bei der zweiten Haager Konferenz zwischen England, Frankreich und Deutschland vorbereitete Kompromiß ist Grundlage der großen Freiliste von Waren, die nicht als Bannware erklärt werden dürfen, und des Verbotes der Lehre der „voyage continu" für relative Konterbande behufs Sicherung der Approvisionierung Deutschlands — Kommentare der Admirale betreffend räumliche Ausdehnung des Blocus — Friedliche Einstellung des Kabinetts Asquith — Londoner Deklaration ein befriedigendes Kompromiß — Großer Widerstand in England — Überwältigende Opposition bei dreitägiger Debatte im House of Lords — Die Deklaration wird nicht ratifiziert — Aber sie genießt moralisches Ansehen und wird auch im italienischen Feldzuge in Tripolis oft angerufen

IX. Kapitel: Stockholm, vom Mai 1909 bis Ende Oktober 1912, als Gesandter . . . 265

1. Der Hof, König, Königin, Prinzen und Prinzessinnen — Besuch des russischen Kaiserpaares — Antirussische Gesinnung, aber neutrale Haltung Schwedens — Elchjagd — Stellung der katholischen Kirche

2. Der Generalstreik

3. Ausflug mit dem Automobilklub bis nach Karlstadt — Charakteristik der Schweden — Ausflug nach Schonen — Besuch vieler Schlösser — Skiausflug nach Darlekarlien auf Einladung des Königs

4. Die olympischen Spiele — Abschied vom Kronprinzenpaare

X. Kapitel: Washington, April 1913 bis Oktober 1915, als Botschafter 304

1. Ankunft — Kollegen — Kardinal Gibbon — General Leonard

Wood — Morgan-Rockefeller-Jacobus Schiff — Basset Moore und Mr. Phillips, Unterstaatssekretäre — Einladungen bei Mrs. Frederik Vanderbilt und Mrs. Stuyvesant Fish und Mr. Dupont — Landaufenthalt in Manchester a. d. Northshore — Miß Boardman, Präsidentin des Roten Kreuzes, Mr. und Mrs. Francis Meredith Whitehouse in Crowhurst — Besuch des Fürsten Münster — Ausflug nach Aiken und Daytona (Florida) zum Besuche von Mrs. Elsie Goelett — Ausflug nach Pittsburg und Chikago mit Mr. Ivy I. Lee. Executive Secretary of the Pennsylvania Railroad — Die amerikanischen Eisenbahnen — Schöne Frauen — Unsere Kolonie — Basar für Verwundete

2. Wilson — Erster ungünstiger Eindruck bei Antrittsaudienz und Diner der Missionschefs — Steifheit, Zurückhaltung bis zur Rücksichtslosigkeit — Lebenslauf Wilsons — Präsident der Universität Princetone, Gouverneur in New Jersey — Wahl, dank der Unterstützung von House — Meine zwei Audienzen — Verdienst Wilsons um das Los unserer Kriegsgefangenen in Sibirien — Wilson vor allem ein Mann des Wortes, nicht der Tat — Mangel an realem Sinn und Erfassung der Tatsachen — Eigendünkel und doktrinäres Wesen — Legislative Reformen — Niedriger Zolltarif; Widerrufung des Gesetzes betreffs Befreiung der amerikanischen Schiffe von den Panamakanalgebühren — Regelung des Geldwesens (Federal Reserve-Board) — Weltfremde Hypokrisie in seinem Neutralitätsmanifeste; er selbst nicht unparteiisch, sondern durch Abstammung, Sprache, Bildungsgang voreingenommen — Ungeschickte Behandlung des „Lusitania"-Konflikts — Anfangs zu schroff, dann immer milder — Gegen englische Seeübergriffe lahme Proteste, durch Monate keiner Antwort gewürdigt — Er verzichtet auf das einzig wirklich entscheidende Pressionsmittel des Ausfuhrverbotes auf Waffen und Munition — Parteiisches Vorgehen in der Frage der Bewaffnung der Handelsdampfer — Zwei Hauptfehler — Doktrinäre, weltfremde Prinzipienreiterei und weitgehende Entschlußlosigkeit — Gänzliches Versagen gegenüber Mexiko (watchful waiting) — Mr. House — Erstklassiger Wahlagitator und Organisator; bleibt hinter den Kulissen; aber will wahren Einfluß auf alles ausüben — Hat das Ohr Wilsons, ist das Sprachrohr für alle Diplomaten, Senatoren, Abgeordnete, die nicht an den einsamen Präsidenten herankönnen — Meine Besuche bei ihm, Ausflug zur Regatta auf einem Regierungskutter — Konversation über unser Ultimatum an Serbien — Initiative Houses in der Frage von Panamerika — Seine Wirksamkeit in der äußeren Politik — Erste Reise vor Kriegsausbruch mit großzügigen Kolonisationsplänen zugunsten Deutschlands — Mediationspläne des Obersten House. — Er will durch Kriegsdrohung den Zentralmächten einen harten Frieden aufzwingen, Wilson will sich nicht dazu verpflichten — Ehrgeiz desselben, als Friedensstifter und Wohltäter der Menschheit aufzutreten, aber er versäumt

immer wieder aus Mangel an moralischem Mut, die Initiative zur richtigen Zeit zu ergreifen — Er will kein Risiko eines Mißerfolges übernehmen, wünscht auch bleibende Schwächung der militaristischen Zentralmächte — Sein großes Verdienst um Gründung des Völkerbundes, trotz einmütigen Widerstandes der Friedensdelegierten — Seine Illusionen — Unkenntnis der geheimen Verträge und weitgehender Abmachungen bezüglich von Gebietsabtretungen — Unmöglichkeit, allein dem Ansturm und Länderschacher Widerstand zu leisten — Schrittweises Aufgeben der vierzehn Punkte — Unkenntnis der Zustände in Österreich, welches das gelobte Land der Nationalitäten war — Tragischer Fall von der Höhe unerhörter Machtfülle

3. Bryan sympathisch als Mensch — Als Staatssekretär nur für seine Friedensverträge interessiert — Journalist, von Reportern umgeben, nur auf Öffentlichkeit eingestellt — Bryan Temperenzler — Seine Sucht nach Geldverdienst — Aufrichtige Friedensliebe — Im „Lusitania"-Konflikt dämpft er den Ton — Meine Unterredung mit ihm — Indiskrete Benützung meines über Berlin gesandten Telegrammes durch Unterstaatssekretär Zimmermann gegenüber Mr. Gerard, amerikanischem Botschafter in Berlin — Konflikt Bryan-Wilson — Ersterer demissioniert mit würdiger Motivierung

4. Charakterzüge des amerikanischen Volkes — Unverwüstlicher Optimismus — Junges Volk — Patriotismus in den Schulen eingeimpft — Stolzes Bewußtsein; Herabblicken auf das alte Europa — Wagemut und Unternehmungsgeist — Materialistische Richtung bei allen, die im harten Kampfe des Lebens stehen — Aber die Reichen altruistischer, freigebiger als in Europa — Der Dienst für das Gemeinwesen als Funktion des Reichtums gedacht — Der Staat tritt zurück, an seine Stelle tritt der Milliardär — Carnegie-Bibliotheken, Rockefeller-Stiftungen, zahllose Colleges, Spitäler, alle Museen durch Privatspenden oder Legate — Als Jugendfehler die Freude am Lärm, an der Bewegung und Wechsel der Szenerie — Demokratische Sitten, Gleichheit der Kleider bei Arbeiter und Mittelständler, eine Klasse im Subway, der Tramway; aber die Union ist eine Plutokratie im politischen Sinne — Die Trusts, Banken usw. machen die Wahlen — Die Republikaner auch — Nur durch große Wahlfonds überlegen

5. Presse und öffentliche Meinung — Geringes Interesse für Politik — Sucht nach Sensation — Headlines meistens nur gelesen — Überlegenheit der Wochen- und Monatsrevuen — Abhängigkeit von den großen Annoncen, daher von den Trusts und den großen Warenhäusern — Die großen Zeitungen unbeeinflußbar, reich, unabhängig; nur durch persönlichen Kontakt mit Inhaber oder politischem Direktor Aufnahme

von Artikeln möglich — Unsere schwere Stellung gegenüber der skrupellosen Northcliff-Propaganda — Der Kabeldienst, alle großen Zeitungen in den Händen der Engländer — Reporterplage — Aber die großen Journalisten mächtig und geachtet — Gridiron-Club-Bankette — Schutzlosigkeit gegenüber persönlichen Verleumdungen — Conspiracy of silence

6. Mein Abgang — Unneutrale Haltung der Union, welche zu einem Arsenal der Alliierten geworden — Unsere Pflicht, die eigenen Staatsangehörigen herauszurufen aus Munition- und Waffenfabriken, um sie an der Vorschubleistung des Feindes zu hindern und vor späterer Strafe zu schützen — Vorschlag eines anrüchigen ungarischen Journalisten, die magyarischen Gießer in Bethlehem aus einzelnen Gießereien daselbst zur Arbeitsniederlegung zu bewegen, durch eine aktive Kampagne in seiner Zeitung — Sein ungarisches Memorandum, welches ich mit kurzem Geleitbrief empfehlend an unseren Außenminister Baron Burian leitete. Letzteres wird dem amerikanischen Journalisten Archibald, der in unserem Solde stand und auf der „Rotterdam" nach Europa fuhr, auf seine Bitte anvertraut — Der Brief abgefangen und in der „World" veröffentlicht — Meine Rechtfertigung — Wilson entzieht mir das agreement — Diesbezügliches Telegramm an amerikanischen Botschafter in Wien, Penfield, wird in Amerika veröffentlicht, bevor es in Wien angekommen — Unziemliche Form an Stelle eines vertraulichen Gedankenaustausches, um Abberufung zu erlangen — Ich weigere mich anders abzugehen als auf Urlaub zur Berichterstattung — Meine Telegramme nach Wien zurückgehalten — Offener Brief an Lansing, wo ich alles richtigstelle — Endlich bekomme ich die nötigen Laissez-passers von englischer und französischer Botschaft — Abreise am 5. Oktober auf der „New Amsterdam"

7. Rückblick — Zwei verschiedene Epochen — Vorkriegszeit von April 1913 bis August 1914 voll der angenehmsten Erinnerungen an Gastfreundschaft, liebenswürdiges Entgegenkommen — Schwierigkeit der Umstellung in neue Arbeitsmethoden. Fürsorge für unsere Auswanderer, die als Industrie- und Bergwerksarbeiter durch neue Gesetze geschützt wurden — Einstehen für Bryans Friedensverträge — Gute Beziehungen zur offiziellen Welt in Washington und den führenden Männern der Wirtschaft — Nach Kriegsausgang die Atmosphäre unsympathisch, durch Northcliff-Propaganda vergiftet, wird immer feindlicher — Ein Spitzelsystem und englischer Geheimdienst setzen ein — Schwierigkeit, die Frage des Ultimatums richtig zu kommentieren, wegen ungenügender Informierung aus Wien — Daher Eindruck, daß wir Serbien vergewaltigen und demütigen wollen — Unsere Zeitungskommuniqués richten sich mehr gegen das unbeliebte Rußland — Journalistische Tätigkeit — Artikel in der „New York Times" und ver-

schiedenen „Revieuws" — Reporterplage für mich nach Archibald. Konflikt — Ankunft in Wien über Haag—Berlin — Gnädiger Empfang des Kaisers

XI. Kapitel: Rückkehr nach Wien 436

Kriegs- und Nachkriegszeit — Herrenhaus — Im November 1916 Austritt aus dem Dienst — Berufung ins Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied — Anschluß an die liberale Verfassungspartei — Pazifistische Reden — Umsturz — Gründung der Österreichischen Völkerbundliga — Wiederanknüpfung der Fäden zuerst mit Reparationskommission, dann mit den Schwesterligen in der Internationalen Union der Ligen, in die wir im Jahre 1920 aufgenommen wurden. — Deren Ratssitzung schon im Oktober 1921 und Assemblée im Juni 1922 in Wien — Erfolg und Anerkennung unserer Kampagne für den Eintritt Österreichs in den Völkerbund — Bemühungen für Völkerverständigung — Schutz der Minoritäten — Wirtschaftliche Sektion der Liga — Paneuropas Wirtschaftsprogramm gebilligt — Zu viele Parallelaktionen in Wien — Erziehungsaktion — Warmes Bekenntnis für den Völkerbund

XII. Kapitel: Freiheit der Meere 454

Die Vereinigten Staaten Amerikas für Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See; der Pariser Deklaration von 1856 nicht beigetreten — Großbritannien dehnt den Begriff der Konterbande ins ungemessene aus — Kontinental-Blocus gegen Napoleon — Zweite Haager Friedens- und Londoner Seerechtskonferenz — Seeübergriffe Großbritanniens während des Weltkrieges — Konflikt mit Amerika — Großes Schiffsbauprogramm Wilsons, durch Kongreß herabgesetzt — Wettrüsten bis zur Washingtoner Seerechtskonferenz — Aufrüsten Englands und Japans in der Kreuzerklasse — Die Vereinigten Staaten Amerikas bleiben in Kreuzern zurück — Englische Arbeiterparteiregierung — Besprechungen Mac Donalds mit Hoover — Londoner Seeabrüstungskonferenz — Nur Dreimächteübereinkommen für alle Schiffskategorien — Stillstand in Großkampfschiffen von allen Seemächten angenommen — In der Kreuzer-, Zerstörer- und Unterseebootklasse konnte wegen Mussolinis Anspruch auf Parität zwischen Frankreich und Italien keine Einigung erzielt werden — Geringe Aussichten der allgemeinen Abrüstung

Abbildungsverzeichnis

Seite

Der Autor 3
Der Autor als Attaché in London 32
Prinzessin Marie von Rumänien 80
Frau Anie Dumba-Lieven, Gemahlin des Autors 81
Der deutsche Botschafter Fürst Münster und dessen Enkelin Fräulein von Hindenburg 120
Graf Wolkenstein und der Autor im Garten der Botschaft 121
König Peter reitet im Krönungsornat zur Kathedrale . . 208
Graf Gołuchowski, österr.-ung. Minister des Äußern . . . 209
König Gustav von Schweden 273
Kaiser Franz Joseph I. 272
Graf Clarence von Rosen, Präsident des kgl. schwedischen Automobilklubs 296
Die schwedische Königsfamilie und die Gemahlin des Autors beim Skifahren 297
Der von New York scheidende Autor 416
Der Autor und dessen Gemahlin vor der Villa in Lenox . 417

VERIFICAT
1987

CAROLI FUNDATIO REGIA UNIVERSITAS

Das genialste Kriegswerk

Winston S. Churchill

Die Weltkrisis 1916/18

2 Bände. 608 Seiten, 52 Bilder und 21 Karten

Geh. RM. 24.—, Leinen RM. 32.—, 3. Tausend

Ministerpräsident v. Hussarek: „Churchills Werk reiht sich den ganz großen Meisterwerken der Weltliteratur, den Schilderungen Julius Cäsars und des Thukydides, würdig an."

Europäische Gespräche, Hamburg: „Churchills bestes Buch — schon jetzt ein sicher erkennbares Stück Weltliteratur. Die gewaltigen Ereignisse der letzten Kriegsjahre, das ‚Auf-des-Messers-Schneide-Stehen', die furchtbare Blindheit der ‚Führer', das Schicksalhafte und doch von einem ungeheuren Willensantrieb Bewegte und Erfüllte dieser Jahre ist hier so gefaßt, daß man tut, was schon ganz unmöglich schien: man läßt sich willig noch einmal führen; man lernt vom Krieg."

Winston S. Churchill

Nach dem Kriege

452 Seiten und 8 Karten

Geh. RM. 19.—, Leinen RM. 25.—

Mannheimer Tageblatt: „In einer stilistisch mitreißenden Sprache versteht er, uns das Drama welthistorischer Politik genial und unparteiisch zu schildern."

Hamburger Anzeiger: „Selbstbewußte Offenheit, intime Kenntnisse, rücksichtslose Aufhellung. Eines der aufschlußreichsten Werke der Nachkriegszeit. Dieses Buch ist mit einer Kraft und einer Klarheit der Sprache geschrieben, die einfach zur Bewunderung zwingt."

Dresdner Nachrichten: „Schon die vorhergehenden Bücher sind gerühmt worden als das lebendigste und packendste Memoirenwerk der Kriegsliteratur. Man kann von dem Schlußband nicht weniger sagen. — Kapitel, die sich wie ein spannender Roman lesen."

In allen Buchhandlungen erhältlich

Amalthea-Verlag · Zürich · Leipzig · Wien

Wichtige Quellenwerke

Edmund von Glaise-Horstenau

Die Katastrophe

Die Zertrümmerung Österreich-Ungarns und das Werden der Nachfolgestaaten

528 Seiten und 96 Bilder

Geheftet RM. 15.—, Leinen RM. 18.—

Svenska Dagbladet, Stockholm: „Über die ‚Katastrophe' kann man nur in Superlativen sprechen, sie ist eines der gescheitesten, feinsten, geschmackvollsten und lehrreichsten Bücher, welche die gesamte Weltkriegsliteratur aufzuweisen hat."

Hamburger Nachrichten: „Diese Kritik ist durchaus sachlich und lediglich um der geschichtlichen Gerechtigkeit willen ausgefallen. Aber die formvollendete und plastisch gestaltende Darstellung der ungeheuren Geschehnisse zeigen doch auch wieder auf, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten das Reich der Habsburger militärisch und politisch zu kämpfen hatte. Das Buch ist eine Mahnung an die kommende Generation und eine willkommene Bereicherung unseres historischen Wissens."

Arthur Graf Polzer-Hoditz

Kaiser Karl

Aus der Geheimmappe seines Kabinett-Chefs

4. Tausend. 652 Seiten und 80 Bilder

Broschiert RM. 16.—, Leinen RM. 20.—

Tremonia, Dortmund: „Dieses Buch, das mit Liebe und Klugheit, mit Geschick und Temperament geschrieben ist, wird als Quelle zur geheimen politischen Geschichte des Weltkrieges fortan an erster Stelle stehen."

Basler Nachrichten: „Der Hauptwert des Buches liegt darin, daß es ein Dokument des Österreichertums im besten Sinne ist. — Man wird mitgerissen von der Trauer über das elende Scheitern der Friedenspolitik, die der Kaiser gegen außen und innen vergebens durchzusetzen versucht."

In allen Buchhandlungen erhältlich

Amalthea-Verlag · Zürich · Leipzig · Wien

VERIFICAT

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ